Land und Leute

Württembergs

in

geographischen Bildern dargestellt

von

Johann Philipp Glökler.

[illegible] Band.

Stuttgart.
Verlag von [illegible]
[illegible]

Land und Leute

Württembergs

in

geographischen Bildern dargestellt

von

Johann Philipp Glökler.

3. Band.

Stuttgart.
Verlag von C. Cammerer.
1863.

Vorwort.

Wenn dieser letzte Band der geographischen Bilder von Württemberg jetzt erst in die Hände der Freunde derselben kommt, so hat der Verfasser deßhalb um Entschuldigung zu bitten. Wäre es in seiner Macht gestanden, so wäre der Schluß des Werkes längst dem zweiten Bande gefolgt; allein die Verzögerung des Erscheinens desselben lastet nicht im geringsten auf ihm; auch war es ihm unmöglich, die eingetretenen Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Trotzdem gibt sich der Verfasser der angenehmen Hoffnung hin, es werde auch dieser Band mit der alten Nachsicht und Liebe in den Kreisen aufgenommen werden, die dem Unternehmen von Anfang an günstig gewesen sind. Zugleich möchte er aber die Bitte anreihen, auch die nachfolgenden „Bilder" von den in der Vorrede zum ersten Bande ausgesprochenen Gesichtspunkten aus zu betrachten und bei Beurtheilung derselben diese nicht aus dem Auge zu lassen.

Der vorliegende Band ist weit umfangreicher geworden, als die beiden ersten Bände, obgleich auf manche nicht unwichtige Erscheinung verzichtet wurde. Auch in dieser Beziehung wendet sich der Verfasser an die Nachsicht der geneigten Leser.

Wird der Freund unseres Schwabenlandes auch durch diese Blätter angenehm unterhalten; wird die Liebe zum Vaterland besonders in dem heranwachsenden Geschlechte durch diese „Bilder" genährt und belebt, so ist der Zweck derselben erreicht. Möge dieser Wunsch vollkommen erfüllt werden!

Stuttgart, im December 1862.

Der Verfasser.

Inhalt.

Inhalt.

Hie gut Württemberg allweg!

Hie gut Württemberg allwege —
Welch ein liebetrautes Wort!
Hie gut Württemberg allwege
Jubelt allzeit Süd und Nord!

Hie gut Württemberg allwege!
Braust es dort am Schwabenmeer,
Und im schönen Taubergrunde
Bleibt es segnend Schild und Wehr.

Hie gut Württemberg allwege!
Tönt es durch Gefild und Au;
Und auf Bergen und in Thälern
Kündet's mild das Himmelsblau.

Hie gut Württemberg allwege
Hört der junge Tag entzückt,
Und die stillen Nächte lauschen,
Ob dies Wort sie hold beglückt.

Hie gut Württemberg allwege
Jauchzen Lieder wundersam;
Und das Echo hallet wieder,
Was es als Gesang vernahm.

Hie gut Württemberg allwege —
Mög' ertönen fort und fort!
Hie gut Württemberg allwege —
Bleibe Schwabens Losungswort!

Land und Leute Württembergs.

Dritter Theil.

Maulbronn.

An einem der Quellbäche der in den Rhein mündenden Salzach liegt in einem stillen freundlichen Thale, 785 par. F. über dem Meeresspiegel, ein kleines Pfarrdorf, das ehemalige Cisterzienser-Kloster Maulbronn. Nicht blos wegen seines hohen Alters, sondern auch wegen seiner jetzigen Gestaltung ist es eines Besuches wohl werth. Versuchen wir es, eine kurze Beschreibung desselben zu geben.

1.

Zuvörderst Einiges über die Entstehung und aus der Geschichte*) des Klosters Maulbronn!

Statt des lieblichmilden Thales, aus welchem heute der friedliche Ort hervorschaut, war vor der Gründung des Klosters hier eine öde Wildniß zu finden. Ihre dichten, fast undurchdringlichen Wälder zogen sich erst spät vor der Axt cultivirter Bewohner zurück aus dem Thale und bedecken jetzt nur noch die Höhenzüge mit ihrer Laubung. Aber jene Wälder waren der günstigste Aufenthaltsort für Räuberhorden. Nur mit Angst und Beben betrat der friedliche

*) Siehe Schwab's Wanderungen durch Schwaben; Klunzinger, Geschichte der Cisterzienser-Abtei Maulbronn.

Wanderer diese verrufene Gegend. Auf den Knieen dankte er Gott, war er derselben glücklich entkommen. Gegen diese Schrecken vermochte nur Ein Mittel zu schützen: die Errichtung eines Heiligenwohnsitzes, die Erbauung eines Klosters in der unwirthlichen Einsamkeit. Wies ja der Klang einer nahen Klosterglocke jedes Schwert in die Scheide zurück! Kehrte er doch sogar das Herz des rohesten Räubers um! Darum faßte — so berichtet die Sage — der edle Herr Walther von Lomersheim, göttlichen Eingebungen folgend, den schönen Entschluß, ein Kloster auf seinem Gute Eckenweiher zu bauen und so sein Gut Gott zu opfern. Zwölf Mönche und einige Laienbrüder aus der Abtei Neuburg bei Hagenbach am Rhein zogen am 24. März 1138 bei Herrn Walther ein. Bald aber bemerkten sie, daß sich dieser Platz zum Bau eines Klosters nicht eigne. Auf den Rath des Bischofs Günther von Speier verließ man den untauglichen Ort und anderthalb Stunden davon entfernt, begann 1147 mitten im wildesten Wald, im schauerlichsten Schlupfwinkel mordender Räuber die Gründung des Klosters Maulbronn, damit hinfort freier Verkehr in dieser Gegend erstehen, sich heben und beleben möge. „Die Statt wass gantz wildt, wiest und ungebawet und sehr sorglich wegen der mörder, die da raubten und mordten stetiglich. Denen doch die Brüder getraweten wol mit Gottes Hülff zu widerstehen.“ Dieser Platz war vormals Eigenthum des Hochstifts Speier gewesen. Günther brachte die Grundstücke wieder zusammen, von denen ein Theil schon unter Abt Bruno, dem Württemberger, vom Kloster Hirschau abgetreten worden; zudem bewog er mehrere edle Nachbarn zu Schenkungen —

Und tief gerührt von ihrer Noth,
Thät Günther, was sein Herz gebot;
Er sprach: „von meinen Gütern allen
Wählt euch ein Plätzlein nach Gefallen.“

Und mit Einstimmung seines ganzen Stifts gab er das Stück Land, „ein geschickt und abgescheiden Statt, Mulebrunnen genannt“, zu einem Weihegeschenk für „Gott und seine Gebärerin als ewiges Besitzthum.“

So wurde der ehrsame Ritter und geborne Freiherr „altes Stammes, beeds von Vater und Muoter, Herr Walther von Lamerscham (Lomersheim), züchtig in Sitten, sehr streng in Waffen, bewegt von göttlichem Einsprechen, sich und all sein guet Gott in seinem Dienst zu opfern in ein geistlich leben umb seiner Seelen ewiges Heil,“ der Gründer, und Bischof Günther sammt dem Abte Dieterich, der mit jenen zwölf Mönchen als „Fürweser (Abt) des Gotteshauses“ erschienen war, wurden die Förderer und Beglücker dieses neuen Klosters.

Der Platz war gefunden, wo ein neuer Heiligensitz erstehen sollte. Schon wurde — spricht die Volkssage — rings umher der Wald gelichtet, Wege nach allen Seiten hin gebahnt und aus den nahen Steingruben mächtige Quader gehauen; schon wölbte sich auf starkem Grunde der schöne Kreuzgang; schon eilten Mönche herbei, den vollendeten Theil des Klosters zu bewohnen; schon wurde der Grundstein zur Kirche gelegt: da brachen Räuber herein, die es gar sehr verdroß, aus ihrer seitherigen glücklichen Lage vertrieben zu werden, geboten den Arbeitern Stillstand und verlangten, die Mönche zu sprechen. Diesen erklärten sie rundweg, den Klosterbau nicht vollenden lassen zu wollen, ja sie drohten mit Niederreißung des Gebäudes. Da trat ein

schlauer Mönch hervor; der sprach mit freundlichen Worten: „Gebt euch die Mühe nicht, wir selber wollen euch geloben, den Bau nicht zu vollenden.“ Die Räuber ließen sich einen Eid darauf schwören nnd zogen arglos von dannen. Die Mönche aber bauten an der Kirche fort, als ob nichts geschehen wäre. Endlich fehlte an der Seitenwand nur noch ein einziger Stein; den ließen sie mit Wohlbedacht unten am Boden liegen. Weithin durchs Thal hallte nun die Klosterglocke. Aber, o weh! auf dieses Zeichen des Treubruchs eilten die Räuber wieder herbei, strenge Rechenschaft von den Mönchen zu fordern. Diese öffneten ihre schöne Klosterkirche und führten die Drohenden und Fluchenden durch die linke Seitenhalle zu der Stelle, da der Stein am Boden lag und oben die Oeffnung war. „Ihr seht,“ sprachen sie, „die Kirche wartet noch bis zur Stunde ihrer Vollendung und soll, unserem Eide gemäß, derselben warten bis an den jüngsten Tag.“ So sahen sich die Räuber durch die Schlauheit der Mönche hintergangen; doch konnten sie dieselben eines Eidbruches nicht beschuldigen, fürchteten die mächtigen Beschirmer dieses jungen Klosters und mieden fortan diese Wälder.

Noch zeigt man in der linken Seitenhalle der ehrwürdigen Klosterkirche die Steinplatte am Boden unterhalb der Oeffnung, welche die klugen Mönche gelassen hatten. Nicht weit davon ist in Stein ausgehauen zu sehen Mörtel, Spaten und Haken und darüber eine schwörende Hand mit drei aufgehobenen Fingern, zum bleibenden Zeichen, wie die Mönche ihr Wort gehalten. Und in einer hochgewölbten Zelle, welche die kleine Bibliothek des Klosters aufbewahrte, ist auf einer mit Flügeln verschlossenen Holztafel

die Geschichte der Stiftung zu lesen, während die Außenseite der Flügel zur Rechten eine Wildniß zeigt, in welcher etliche Wanderer von Straßenräubern jämmerlich ermordet werden, zur Linken aber Cisterzienser Bauleute im Ordenskleid, emsig beschäftigt Holz zu fällen, Steine zu behauen, Mauerwerk an einer emporsteigenden Kirche aufzuführen. Auf der innern Seite des ersten Flügels halten Bischof Günther und Walther von Lomersheim die Klosterkirche der Jungfrau Maria mit den Händen entgegen; darüber die Worte: „Laß dir dies Opfer gnädiglich befohlen sein." Im Innern des linken Flügels aber kniet der erste Abt des Gotteshauses, Dietrich, aus dessen Mund die Worte gehen: „O Mutter Gottes, empfahe dies Opfer!" Diese Tafel wurde 1450 vom Abte Berthold gestiftet und 1516 erneuert.

Die Sage, vom Namen des Klosters ausgehend, läßt diese Stätte nicht durch den Willen eines Bischofs, sondern durch den weissagenden Trieb eines Maulthiers gefunden werden, das mit dem Gute der Mönche beladen von Eckenweiher aus ihren Wegweiser gemacht habe und bei einem Brunnen stille gestanden sei. Dieser wird unter dem Namen „Eselbrunnen" am Wege gegen Stuttgart noch jetzt gezeigt; auf einer steinernen Tafel an der sogenannten Winterkirche ist — freilich erst vom Jahr 1768 — das beladene Maulthier abgebildet, wie es sich dem Brunnen nähert. Erwiesen ist jedoch, daß die Mönche ihrer Niederlassung selbst den Namen „Mulebrunnen" oder Mulenbrunnen" geschöpft haben. „Mulen" bedeutet wahrscheinlich Mühle; die Sylbe „bronn" findet sich nicht selten bei Cisterzienser-Abteien: Königsbronn, Frauenbronn, Bronnbach.

Noch eine andere Sage stellt die Mönche als listige

Betrüger dar. Ein Ritter von Weißach oder Flaacht, genannt Aegide, hatte von ihnen Geld entlehnt und sieben Flecken dafür versetzt mit dem Versprechen, sie dem Kloster zu überlassen, wenn er die entlehnte Summe nicht an einem bestimmten Tag um 12 Uhr zurückgebracht habe. Der Ritter kam zu rechter Zeit; aber die Mönche giengen ihm entgegen, bewillkommten ihn und plauderten so lange mit ihm, bis es zwölf Uhr schlug. Da war er betrogen und die verpfändeten Dörfer bildeten unter dem Namen der sieben „Eigenflecken" bis in unsere Zeit eine Maulbronnische Pflege.

Uebrigens darf die Bereicherung des Klosters nicht blos solchen Künsten und Betrügereien zugeschrieben werden; im Gegentheil war es anfangs der gläubige Sinn der damaligen Zeit, später aber die Verarmung des Adels und die kluge Wirthschaft der Mönche, welche zur Vermehrung des Klosterschatzes das Meiste beitrug.

Wenige Klöster haben so großen Zuwachs an Land und Leuten erhalten, als Maulbronn. Von 94 umliegenden Orten kamen die meisten allmälig an das Kloster und brachten ihm schöne Güter und treffliche Waldungen zu. Die angesehensten Freiherrngeschlechter stifteten und verkauften ihm, bis sie größtentheils erloschen waren. Bei diesen Erwerbungen des Klosters findet sich so viel Planmäßigkeit, daß es scheint, derselbe Abt, der die ersten Käufe geschlossen, habe hundert und mehr Jahre gelebt. Mit der ganzen Umgegend waren die Mönche im steten Handel, und wenn sie einmal einen kleinen Antheil an Dörfern oder Bauern erlangt hatten, so blieb keine Kunst unversucht, dieselben ganz in ihre Hände zu bekommen. Dazu kamen

noch gewisse Vorrechte bezüglich der Verwaltung der Klostergüter, und es ist deßhalb der fürstliche Reichthum dieser Abtei sehr erklärlich.

Bischof Günther, der eigentliche Vater des Klosters, dessen sterbliche Hülle 1161 in der Klosterkirche beigesetzt wurde, wollte nicht faule Bäuche mästen, sondern gemeinnützige Thätigkeit begründen, und mit Recht wurde ihm im Chor der Kirche das Denkmal gestiftet, das noch dort zu sehen ist. Wenn Hirschau durch den Fleiß seiner gelehrten Mönche hoch steht, so hat dagegen Maulbronn vorzüglich das Institut der Laienbrüder und Bärtlinge zu seiner Aufnahme benützt, d. h. diejenige Klasse von Mönchen, welche hauptsächlich zu Hand- und Feldarbeiten bestimmt waren. Ihnen mußten, als der Eilfingerhof verkauft war, dort die alten Bauersleute weichen, und sie waren es, die hier den edeln Wein zuerst pflanzten, nach welchem manchem ehrlichen Württemberger der Mund heute noch wässert. Ein sachkundiger Schriftsteller gibt den Weinbergen um Maulbronn das Zeugniß, daß sie mit einem außerordentlichen Verstande angelegt seien, und man darf nur die auffallenden Linien betrachten, in denen sich ihre Terrassen am Abhange hinziehen, um zu erkennen, daß die Klugheit der Mönche für jene zarten Kinder des Südens jeden Sonnenstrahl zu benützen gewußt hat.

Auch bezüglich der Fischzucht leisteten die Klosterbrüder Erkleckliches. Die Umgebungen Maulbronns waren hiezu sehr geeignet. Man zählte früher gegen dreißig größere und kleinere Seen theils thalabwärts, theils in den Wäldern und auf den Anhöhen umher. Viele sind jetzt trocken

gelegt, viele dienen aber auch heute noch zum Aufenthalt zahlreicher Hechte, Karpfen und Aale, im Winter aber als willkommene Schlittschuhbahn, und geben Anlaß, den Verstand und den Fleiß der alten Wasserbaumeister zu bewundern, wie sie Dämme und Schleußen aufführten und von allen Seiten her ihren Weihern die sparsam fließenden Wasser zuleiteten.

Was das Kloster für den Ackerbau gethan, kann in einem Lande, wo diese Beschäftigung so alt ist, weniger auffallen.

Die nahen Wälder gaben an jagdbaren Thieren nebenbei hinlängliche Ausbeute. —

Natürlich beschäftigte das wachsende Kloster noch eine Menge Handarbeiter, Schreiber, Aerzte, Maler, Handwerker aller Art, Köche, Gärtner, Fischer, Wirthe; endlich ein Heer von Stalldienern, Vogelstellern, Waldknechten, die höhern Offizialen gar nicht mitgerechnet, die freilich oft in die vorhin genannten Würden übergegangen zu sein scheinen, wie z. B. im Jahre 1519 der Prälat von Maulbronn einen Kanzler hatte, „der etwan sein Scheerknecht was."

Beschützt von starken Mauern und Thürmen liegt das alte Kloster im engen Thale der kaum entsprungenen Salzach. An den Abhängen in der Nähe finden sich mehrere, zum Theil längst aufgegebene Brüche von weißem und rothem Keupersandstein, deren Erzeugniß noch heute berühmt ist. Die Mönche haben dasselbe redlich benützt; sie haben reich, ja verschwenderisch gebaut.

Die westliche Vorhalle der Kirche wird 1288 urkundlich aufgeführt und zwar unter dem jetzt noch üblichen

Namen Paradies. Sie sollte ein Gedächtniß des Sündenfalls darstellen. Obwohl durch sie der Eindruck der romanischen Westfaçade der Kirche geschwächt wird, so wird dies doch durch die sie auszeichnende Bauart, Schönheit und Pracht reichlich ersetzt, und Baumeister preisen sie als ein Wunder der Kunst. Sie besteht aus drei Kreuzgewölben im Uebergangsstyle.

Die Kirche selbst, ins Kreuz gebaut und mit einem schlanken Thurme verziert, ist in der Hauptsache dieselbe, die 1178 Erzbischof Arnold weihte „in die Ehr Christi und seiner würdigen Gebärerin Maria und Sant Niclaß des heiligen Bischoffs." Sie hat in ihrer ursprünglichen Form ein Längen-, ein Quer- und zwei Nebenschiffe in romanischem Styl. Die verschiedenartigsten, der heiligen und Kirchengeschichte entnommenen Bilder zieren dies Gotteshaus.

Merkwürdig ist zu sehen, wie mit dem Reichthum des Klosters allmälig auch der Umfang und der Stolz seiner Gebäude zunahm. Es wäre schon an sich nicht wahrscheinlich, daß die Mönche von Anfang an so gebaut haben, und wirklich trägt das älteste Klostergebäude (unter der Winterkirche) am Fuß eines Pfeilers die späte Jahreszahl 1255. Der eigentliche Glanz dieser ihrer Thätigkeit fällt demnach erst ins 13. Jahrhundert. Der Kreuzgang scheint langsam entstanden zu sein; seine Fenster sind Muster von allen Veränderungen des Geschmacks vom 12. bis 16. Jahrhundert. Größtentheils spiegelt sich aber in ihm alle Herrlichkeit jener Kunst. Sie scheint sich Maulbronn zu einem Lieblingssitze gewählt zu haben. Zu einer Zeit, in der anderwärts bereits der Verfall sichtbar ist, d. h. kurz vor der Reformation, entstunden das Herrenhaus (die Prälatur), der herrliche

Säulensaal, das Rebenthal genannt, die Kapelle im Garten (Kappelgart), worin ein künstlicher Brunnen sein Wasser in eine noch stehende steinerne Schale goß; vermuthlich wurde damals auch jene Halle gebaut, die von den gemalten Marterwerkzeugen Geißelkammer heißt und ursprünglich als Bad gedient zu haben scheint.

Sowohl der Kreuzgang als auch das Rebenthal und der Kapitelsaal gewähren herrliche Perspectiven. Bildnisse aller Art fesseln das Kennerauge nicht minder.

Eine Ringmauer bekam Maulbronn zuerst in den unruhigen Jahren der bürgerlichen Kriege (um 1375); die jetzige, sehr gewaltige und umfangreiche, wie sie auf der Westseite noch ganz, auf der Nordseite zum Theil erhalten ist, gehört zusammt dem hohen Thurm in die Mitte des folgenden Jahrhunderts.

Damals hatte das Kloster auch seine blühendste Zeit, und Abt „Berthold von Roßwagen" (1445 bis 1462), der nach einer damals häufigen Sitte der Klöster die Erinnerungen des seinigen durch allerlei Denkmäler auf die Nachwelt zu bringen suchte, durfte (in den Versen zu einem Freskobild im Chore) Maulbronn „das irdische Paradies" nennen. Er hatte hundert Mönche unter sich. Bei der Taufe des ersten Herzogs von Württemberg, des nachmaligen Eberhards im Bart (1445) verschmähte man nicht, ihn neben dem Bischof Heinrich von Konstanz und einer Gräfin von Rechberg zu Gevatter zu gewinnen. Fürsten und Herren hielten zumal mit den Aebten gute Freundschaft und kehrten mit Vergnügen bei ihnen ein. Die Burgen der Weltlichen, für die Vertheidigung eingerichtet, konnten entfernt nicht jene Bequemlichkeiten und Genüsse bieten,

die unter dem Schutze des heiligen Namens und bei solidem Reichthum in den friedlichen Klöstern möglich geworden waren. Maulbronn stand in dieser Hinsicht trefflich angeschrieben. Man thäte zwar sehr Unrecht, wenn man schon bei den Anfängern dieser geistlichen Sammlung, bei einem Abte Dietrich und bei Herrn Walther, jene Behaglichkeit vermuthen wollte, von welcher die spätere Gestalt des Klosters so offen Zeugniß ablegt. Ihnen mag es bei Wasser und Haberbrod oft sauer genug geworden sein, die Wildniß urbar zu machen, die Steine zu brechen und zu formen, die Bäume zu fällen und zu behauen. Sie waren jedenfalls Männer, die tausendfältigen Anspruch auf den Dank der Mit- und Nachwelt haben; in ihnen lebte noch die erste heilige Frische, der flammende Eifer eines Bernhard von Clairvaux. Später jedoch erlagen auch die Cisterzienser der Versuchung, welcher kein Mönchsorden widerstanden hat. Aber auch in dieser späteren Zeit verdienen sie nicht so allgemein den bösen Leumund, den Unkenntniß und Parteigeist dem Klosterwesen überhaupt angedichtet und mit dem Namen „Mönch und Abt" verbunden hat. Leider, daß der fürstliche Reichthum zum Wohlleben, ja zur Ueppigkeit und Schwelgerei führte!

Eins war aber, das sorgte, daß diese Bäume nicht in den Himmel wuchsen: Mönche durften nicht Waffen tragen und mußten daher weltliche Herren um ihren Schirm ansprechen, sie mußten sich unter Schirmvögte stellen, die von diesem Verhältniß am Ende den besten Gewinn zogen.

Anfangs waren Schirmvögte die Bischöfe von Speier, die Stifter des Klosters. Nachher übertrug

Kaiser Karl IV. 1358 das Amt eines Unterschutzherrn — das Kloster stand zunächst unter des Reichs unmittelbarem Schutze — dem Pfalzgrafen Rupprecht I. bei Rhein, und die Abtei blieb auch anderthalb Jahrhunderte lang unter dem Schutz dieser Pfalzgrafen. Dadurch entstunden aber Streitigkeiten, welche Herzog Ulrich damit abschnitt, daß er unter Maximilians I. Begünstigung im pfalzbaierischen Erbfolgekrieg das feste und vertheidigte Kloster 1504 mit Waffengewalt nach siebentägiger Belagerung in Besitz nahm und Kurpfalz zum Verzichte bewog. Aber weder die Aebte noch die nachfolgenden Kaiser wollten die frühere Freiheit des Klosters vergessen. Als Ulrich vollends die Reformation einführte, wurde von jener Seite Allem aufgeboten, um das reiche Kloster unter des Kaisers und Oestreichs Schutz zurückzubringen. Wird doch von einem Conventualen, Jakob Schropp, erzählt, daß er nur mit Gefahr bei Mondlicht das Neue Testament in lutherischer Uebersetzung lesen konnte. Das Interim ward durchgesetzt. Dagegen eroberte Herzog Christoph das Kloster zum zweitenmal und gab es seiner wahren Bestimmung zurück, indem er es in ein evangelisches Seminar umgestaltete. Nur der dreißigjährige Krieg brachte Christophs Stiftung sehr in Gefahr: 1630 vertrieb ein kaiserlicher Kommissär die evangelischen Zöglinge mit ihren Lehrern und es zogen wieder katholische Aebte ein, die erst 1649 zufolge des Westphälischen Friedens den evangelischen vollständig wichen. Herzog Eberhard erneuerte 1656 die Klosterschule, und sie hat seither nicht aufgehört, eine Lieblingsstätte der Musen zu sein.

Im Jahr 1817 aber wurde Maulbronn durch eine neue Einrichtung mit den übrigen drei Klosterschulen auf gleiche Linie gestellt.

Wie wir schon vorhin hörten, besaß Maulbronn Alles, was zu einem behäbigen Leben beitragen konnte. Wenn einer müden Ritterschaar das Thor des Klosters gastlich aufgieng; wenn bärtige Laienbrüder auf dem weiten Hofe die Rosse in Empfang nahmen; wenn in der zierlichen Badstube Staub und Schweiß abgewaschen waren; wenn in der hohen Kirchenhalle die Messe, die schönen Gesänge der Brüder, die Orgel und die Musika ertönten; wenn zwischen den schlanken Säulen des Rebenthals die Schüssel dampfte und der Becher kreiste; wenn nach dem kostbaren Mahl in der meisterhaften Gartenkapelle der Brunnen plätscherte und ein freundlicher Bruder die bunten Scheiben in den Fenstern der Kapelle oder des Kreuzgangs, die Grabsteine der heimgegangenen Aebte, der frommen Stifter, deutete: dann mochte dem Gaste, gedenkend seiner engen, armen Burg, wohl auch der Gedanke kommen, daß er im irdischen Paradiese sei; dann mochte er sich aber auch damit trösten, daß seiner daheim eine liebende Hausfrau und holde Kinder sehnsüchtig warten, die ihm ein reineres, höheres Glück zu bereiten sich mühen.

So mochte es in dem Zeitpunkt unmittelbar vor der Reformation in Maulbronn beschaffen sein. Aber an den höchsten Glanz reihte sich schnell der Verfall. Auf die Eroberung von 1504, die das Kloster Württemberg einverleibte, folgte bald eine zweite und dritte: 1519 fiel Maul-

bronn mit allen festen Orten des Landes in die Hände des schwäbischen Bundes und Franz von Sickingen führte eine große Summe weg, durch welche der Abt die Bestätigung seiner Freiheit hatte erkaufen müssen. Im Jahr 1525 aber wälzte sich von Heilbronn durch das Zabergäu herauf der Bauernkrieg, und das Kloster hatte von Glück zu sagen, daß es nicht — wie nachher Adelberg, Lorch, Hohenstaufen, Teck — zerstört wurde. Die wilden Bauern begnügten sich, alle Vorräthe zu verprassen. Uebrigens gieng ohne Zweifel schon damals manche Zierde zu Grunde.

Mit der bewegten Reformationszeit hört die Bedeutung Maulbronns für unsere Gegend auf. Im Jahr 1564 führten hier noch „des Kurfürsten Pfalzgrafen und des Hertzogen zu Württemberg Theologen" in Gegenwart ihrer Fürsten ein gelehrtes „Turnier" auf, worin die Lutheraner gegen die Calvinisten stritten. In der Klosterkirche finden sich noch zwei steinerne Bühnen auf schlanken, gewundenen Säulen, von wo aus sie disputirt haben sollen. Das unfruchtbare Gezänk — es handelte sich um die Majestät des Menschen Christus und sein wirkliches Dasein im Abendmahl — wurde nachher schriftlich so bitter fortgesetzt, daß endlich „beede Landesfürsten ihren Theologis auflegten, von dieser Materie stille zu schweigen."

Zur Zeit des Beginns der Reformation, im Jahr 1516, hatte Maulbronn einen Mann beherbergt, den zuerst die Volkssage und nachher eine lange Reihe deutscher Dichter — in vollendeter, unerreichbarer Schönheit der größeste unter den großen: Göthe — dem Reiche der Wirklichkeit ent-

rückt hat, der aber doch, so gut wie Jeder von uns, Anspruch darauf machen kann, gelebt zu haben. Und dieser Mann ist — Doktor Johannes Faust aus dem nahen Knittlingen. Er muß ein Mensch von ungewöhnlichem Geist und Charakter gewesen sein. Ausgestattet mit seltenen Kenntnissen in Physik und Medizin, durchzog er als Wunderdoktor die Welt, überall Gold und Ruhm erntend. Dabei führte er aber — nach der Sage — einen tollen Lebenswandel. Sein Ende ist dunkel. Allein die Sage weiß abermals Rath; sie erklärt all seine Künste für ein Geschenk des bösen Feindes, dem Faust zum Lohne seine Seele verschrieben, der ihn auch zu guter Letzt geholt, ihm den Hals umgedreht, und seine zermalmten Gebeine aus der Luft auf einen Misthaufen herabgeworfen habe. Den Zeitgenossen war die Erscheinung dieses Mannes kaum so wichtig, daß sie seiner schriftlich gedachten. Aber wenige Jahrzehnte reichten hin, um alle Künste der Zauberei an die Gestalt des Knittlinger Doktors zu knüpfen. Gaukeleien und Fahrten, Thaten und Teufeleien, die er nie ahnte, wurden seiner Geschichte einverleibt; man machte aus ihm einen Typus (Grundbild) für Alle, die an ein tolles Sinnenleben die Hoffnung der Ewigkeit setzen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß in diesem Sinne Italien diese Sage entlehnt hat, indem es sich nach seiner Sitte an den Vornamen hielt und aus Johannes Faust einen Don Giovanni (Don Juan) machte. Nach der Erzählung, die in Maulbronn noch geht, hat Faust hier — eine Stunde von seiner Heimath — zuletzt eine Freistätte gefunden, und wirklich bemerkt ein altes Verzeichniß der Aebte von Maulbronn zu dem Namen des Abts Johannes Entenfuß (1512—1525), daß dieser seinem Landsmann Faust „Unterschlauf" gegeben

habe, und eine andere Notiz sagt von diesem Abte: „Ist Dr. Fausten, deß Zauberers Collega gewesen, welcher diesen Abt zu Maulbronn besucht." Wohl ist es möglich, daß dieser Prälat wegen seiner Geldnoth, in der er sich um seiner kostbaren Bauten willen befand, mit Faust in Verbindung trat, da dieser ihm vielleicht Hoffnung machte, die leeren Geldkisten durch Künste der Goldmacherei wieder zu füllen.

Noch vor wenigen Jahren befand sich zwischen dem Rebenthal und dem jetzigen Oberamtsgerichts-Gebäude ein zugemauertes Laboratorium (Werkstätte für Chemiker, Scheidekünstler), das den Namen „Faustsküche" trug, und auf dem östlichen Eckthurm des Klosterzwingers, der bald „Faustthurm," bald — von dem darauf befindlichen Sommerhaus — „Luftthurm" heißt, soll er sein schreckliches Ende gefunden haben. Und über dem östlichen Ende des südlichen Theils des Kreuzganges ist ein mit einem Kreuzgewölbe bedeckter Raum, zu welchem man jetzt nur noch unter dem Dach eben dieses Theils des Kreuzgangs gelangen kann; dorthin verlegt eine andere Sage den Ort, wo Doktor Faust „vom Teufel geholt wurde", ja sie will noch einen großen Blutflecken von ihm an der Wand daselbst zeigen. Schriftsteller jener Zeit berichten endlich, daß Faust zu Knittlingen „mit umgedrehtem Halse todt sei gefunden worden."

Auch Melanchthon spricht in seinen Tischreden von dem berühmten Schwarzkünstler und erzählt über sein Lebensende (siehe Justinus Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" Seite 193): „Vor wenigen Jahren saß dieser Johannes Faust gar traurig in einem Dorfe. Der Wirth fragte ihn, warum er gegen seine sonstige Art und Weise so traurig sei. Er sagte: laß dich heute Nacht nicht erschrecken. Um Mit-

ternacht nun bekam das Haus einen Stoß. Als Faust nicht aufstand und es fast schon Mittag war, gieng der Wirth in sein Zimmer, und fand ihn neben dem Bette auf dem Gesichte liegen; und so hatte ihn der Teufel getödtet. Er hatte, so lange er lebte, einen Hund bei sich, welcher ein Teufel war."

Wie Vieles hier Wahrheit, wie Vieles Dichtung sein mag: wir lassen es unentschieden. Genug, daß wir gesehen haben, wie die wundersüchtige Menge jede auffallende Persönlichkeit mit irgend einem Nimbus bekleidet, jede ungewöhnliche Erscheinung mit den Strahlen der Uebernatürlichkeit umgibt.

Warum aber wird dieses Kloster ein Cisterzienser-Kloster genannt, hör' ich noch fragen. Um die Antwort zu geben, gehen wir einen großen Schritt zurück. Im Jahr 1098 hatte nämlich unfern der Saone in Cistertium (Cisteaux, Citeaux) bei Dijon (Frankreich) der Benediktiner-Abt Robert seinen uralten entarteten Orden zu verjüngen gesucht. Dieser neue Orden, der ihm die Entstehung und seinem Kloster den Namen „Cisterzienser" verdankte, strebte nach Wiederherstellung der ursprünglichen mönchischen Armuth, Einfalt und Hingebung und vertauschte zum Zeichen der neuen Reinheit das schwarze Benediktinergewand mit einem weißen, an dem nur die schwarze Farbe der Kapuze und des Skapuliers (Schulterrocks) die alte Verwandtschaft anzeigte. Der heilige Bernhard selbst, Abt eines Cisterzienser-Klosters in Clairvaux, hatte das Gewicht seines Namens in die neue Wagschale gelegt. Was war nun natürlicher, als daß in einer Zeit, da sein Name über Europa flog, Herr Walther von Lo-

mersheim gerade diesen Orden wählte und ihm seine Güter bewidmete? Also dem Orte Cistertium verdankte dieser Orden seinen Namen.

So weit auch die Klöster und Stifter des Cisterzienser-Ordens zerstreut waren, so bildeten sie doch nur Eine Familie. Dieses wurde dadurch bewirkt, daß gesetzlich jede neugestiftete Abtei zu derjenigen, die sie bepflanzte, im Verhältniß einer Tochter stand. Die Tochterabtei hatte das Recht, sich in allen ihren Anliegen an die Mutterabtei zu wenden; aber sie hatte auch die Pflicht, deren Abt als ihren unmittelbaren Vorgesetzten anzuerkennen. Diesem stand die Visitation, die Ueberwachung des Grundstocks, die Schlichtung der Streitigkeiten und die Leitung der Abtswahl in ihr zu. So waren die vielen Generationen alle Einem Pole, der ersten Mutterabtei Cisterz, zugewendet. Es war somit der Gedanke verwirklicht, alle Klöster dieser speciellen Brüderschaft mit dem Band einer engen Gemeinschaft zu umschlingen.

Mutterabteien Maulbronns waren Neuburg, Straßburger Sprengel; Lützel, Basler Sprengel; Clairvaux in der Champagne; Cisterz in Burgund. Seine erste Tochterabtei war das Mannskloster Bronnbach bei Wertheim, seine zweite das Mannskloster Schönthal bei Künzelsau; außer diesen hatte Maulbronn noch mittelbare Tochterabteien, wie das weibliche Kloster Frauenzimmern bei Brackenheim, das Frauenkloster Lichtenstern bei Weinsberg, das noch jetzt blühende Frauenkloster Lichtenthal bei Baden 2c.

Der Cisterzienserorden, der durch den heiligen Bernhard von Clairvaux veredelte Zweig des mächtigen Benediktinerstamms, trug überall, wohin er verpflanzt

wurde, lange Zeit hindurch eine Fülle schöner Blüthen und gesunder Früchte. Wenn sich auch der Cisterzienser mit der Wissenschaft wenig plagte,*) so kümmerte er sich um so mehr um die Landeskultur, mit einem Wort um das Praktische; Ackerbau, Weinbau, Gärtnerei, Fischzucht und so manches fürs Leben Nützliche hoben diese Mönche auf eine große Stufe der Vollkommenheit und erwarben sich großes Verdienst bezüglich der Urbarmachung wilder oder öder Gegenden und der Einführung fremder Früchte.

Noch Eins! Als Cisterzienser genossen die Conventualen (Klosterangehörigen) in Maulbronn das Vorrecht, in geistlicher Beziehung nur unter dem Pabste und Ordensgeneral, in weltlicher nur unter dem Kaiser und Könige zu stehen. Sie hatten Zehentfreiheit von dem, was sie bauten oder bauen ließen und von dem Viehfutter; sie durften Laienzehenten kaufen und waren befugt, anvertrautes Gut nur dem Eigenthümer oder einer von diesem mündlich hiezu bezeichneten Person zurückzugeben. Hiedurch, sowie durch besondere Privilegien und eine große Zahl Stiftungen und Vergabungen, deren Hauptquelle der Glaube war, daß die Fürbitte derer, welche sich durch Frömmigkeit auszeichnen, besonders kräftig sei, wurde die Abtei Maulbronn mit jedem Jahre begüterter und hievon rührt hauptsächlich her ihr ungemein großer, ihr fürstlicher Reichthum, der sich noch heute in den kunstvollen Bauten abspiegelt.

---

*) Trägt sich doch die Eifersucht der Benediktiner mit der Anekdote, daß, als einmal ein Benediktiner vor dem Mahle gesprochen: „Benedictus benedicat“, der Bernhardiner (Cisterzienser) flugs gewetteifert habe mit einem „Bernhardus bernhardat.“

2.

Auch an diesen Bauwerken hat aber der Zahn der Zeit seine verzehrende Gewalt geübt, und wenn das Kloster Maulbronn trotzdem noch reich ist an Kunstschätzen, so liegt darin ein weiterer Beweis von der Großartigkeit des Ganzen.

Wenn wir nun schon oben hörten, daß Herzog Christoph das Kloster seiner ächten und wahren Bestimmung zurückgegeben habe, indem er eine sogenannte Klosterschule darin errichtete; wenn wir vernahmen, daß diese Schule ihren Vorrang unter ihren Schwestern am längsten behauptete, sofern sie von 1556 bis heute, mit der kurzen Unterbrechung während des dreißigjährigen Kriegs, wenn auch mit wechselnden Einrichtungen fortbestand: so muß es fast auffallen, daß in der neueren und in der neuesten Zeit Stimmen laut wurden, die die gänzliche Aufhebung dieser „veralteten" Anstalten beantragen, oder zum mindesten bezüglich Maulbronns eine Verlegung des Seminars an gesundere Oertlichkeiten verlangen. Der erste Schritt möchte gewiß höchst unglücklich ausfallen, sofern eine der Sehnen der Geschichte mit Einem Mal abgeschnitten würde. Der zweite Schritt aber möchte ungethan bleiben können, sofern im Verlauf der letzten Jahrzehnte die Sterblichkeit in der Gegend Maulbronns nicht größer gewesen als anderwärts. Mögen auch Mängel zu tilgen sein, so geschehe dieses mit dankbarer Liebe zu dem Anererbten und zur rühmlichen Vergangenheit. Diese Klosterschulen sind seit lange her die stillen Stätten gewesen, die zur Ehre unseres Landes die Wissenschaft und einen treuen, ernsten Sinn gepflegt haben. Mögen darum diese klösterlichen Wohnungen nicht der materiellen Richtung der Zeit

unterliegen! Möge das liebliche Pathmos noch lange der Sitz der Musen und Künste verbleiben! Wahrhaft betrübend wäre es, wenn diese herrlichen Räume, ein Meisterwerk deutscher Baukunst, ihrer ersten Bestimmung vollends ganz entkleidet werden und vielleicht vom Getöse einer Fabrik wiederhallen sollten.

Viele würdige und ausgezeichnete Männer haben gerade in dieser Schule ihre Vorbildung empfangen, und in befruchtender Stille hat mancher Geist in ihr über künftigen Werken gebrütet; rühmlich bekannt gewordene Namen stehen da und dort von Knabenhand in die Vorhallen des alten Klosters gekritzelt. Friedrich Wilhelm Joseph, Schellings Vater, ist als Prälat dieses Klosters gestorben, nachdem er den höchsten Ruhm seines Sohnes erlebt hatte. Hier erwuchs Schelling, der gewaltige Befruchter so vieles Hohen in Kunst und Wissenschaft; hier J. C. Pfister, der Geschichtsschreiber Schwabens und Deutschlands. Und worüber derzeit die Jugend in diesen abgeschiedenen Hallen, in den stillen Thälern, auf den waldigen Höhen brütet, mag ein Schwabendichter, Hermann Kurtz, uns jetzt erzählen in seinem Gedichte:

Maulbronn.

Dich, entlegnes, stilles Kloster zeigt mir oft die Phantasie,
Die mir stets zu Lust und Schmerzen willig ihre Bilder lieh.
Deine alte Kirche steigt mir wieder aus der Jahre Kluft,
Mit dem Glöcklein, das so schrillend aus dem Feld die Schwärmer ruft.
In dem Kreuzgang alterthümelnd wandl' ich, wo in steinern Truh'n
Deine alten Mönche mit dem schlau verborgnen Golde ruh'n;
Lehn' im Chor mich an der Stühle künstlich ausgeschnitztes Holz,
Und es macht mich manche Inschrift, die ich klug entziffre, stolz.
Ach wie oft schlug meine Sehnsucht eine Brücke durch die Luft

Zu den nahen Buchenwäldern mit dem herrlich frischen Duft.
Dort in halbem Schlummer hab' ich oft der Rückkehr Frist versäumt,
Habe, wie ein Siebenschläfer, manch Jahrhundert durchgeträumt;
Fröhlich aus der dumpfen Zelle folgt' ich oft der eignen Spur,
Oder schweift' an Freundeshand durch Berge, Wälder, Thal und Flur.
Deine Meierhöfe haben kühle Milch mir aufgetischt,
Und die stillen Seen der Wälder mir das heiße Blut erfrischt.
Meine Flöte blies ich Abends, einsam nicht allein, im Wald,
Denn als Kenner schaarten lauschend sich zu mir Eidechsen bald.
Dann vereint ward mancher Anschlag, manches Wagstück ausgeführt:
Ob es wohl als Heldensage deine finstern Mauern ziert?
Noch gedenk' ich, wie wir stiegen zum Gemach, wo Doktor Faust
Bis zu seinem blutig an die Wand geschriebnen Tod gehaust,
Wie wir bauten eine Hütte, sie bewohnten mit Gesang,
Und wie auf den sieben Hügeln Jugendlust die Fahne schwang.
Aber Nachts, wenn Alle schliefen, wacht' ich bei der Lampe Licht,
Forschend in des Lebens Tiefen, denn die Ruhe kannt' ich nicht.
Und es stieg vor mir der Schatten jenes bleichen Briten auf,
Und ich folgte bebend seinem schmerzenreichen Pilgerlauf
Durch die langen düstern Räume, wo er aus der halben Welt
Schätze, die er wild erbeutet, als Trophäen aufgestellt;
Todesluft einathmend, bin ich scheu mit ihm hindurchgeeilt,
Habe Wunden dort empfangen, welche lange nicht geheilt.
Doch, des Blutes Ströme dämmend und den lauten Sturm des Weh's,
Streng durch feste Grenzen hemmend, meisterte mich Sophokles.
Dann versöhnten Sinns ergieng ich mich in Tasso's Zauberpracht
Und entschlief mit trunkner Seele in dem Traum der Sommernacht.
Aber zu erneutem Leben weckend aus dem fremden Hain,
Führten mich die heimathlichen Sänger in die Heimath ein.
Deutscher Art und deutschen Wesens Hallen, die ich lange mied,
Du hast sie mir aufgeschlossen, edles Nibelungenlied! —
Also war mein Frühling, selber wagt' ich manchen kurzen Sang,
Der in scheuen Tönen zwischen fernem Waldgebüsch verklang.
War mir doch Arkadien offen, keine Stunde schien mir grau,
Und ein Doppelregenbogen stand an meines Himmels Blau:

Lieb und Freundschaft, wie erhellten sie mein dunkles Herz zugleich!
Wie mit Leid und Freude machten sie mein armes Leben reich!
Wenn ich's denke, wie als Gast ich weilt' in ihrem lichten Haus,
Sprech' ich beide seufzend immer noch mit Einem Namen aus!
Schönes Thal du liegst mir ferne, eine fromme Siedelei,
Dran mich kaum im raschen Fluge einsam trägt mein Weg vorbei;
Aber oft, du stilles Kloster, zeigt mir dich die Phantasie,
Die mir stets zu Lust und Schmerzen willig ihre Träume lieh.

Sehen wir uns nun auch im Kloster ein wenig um, seit es evangelische Klosterschule geworden! Die Einrichtungen dieser Anstalten kennen zu lernen von ihrer Entstehung an bis zur Stunde, dürfte nicht ohne Interesse sein.

Zweck dieser von Herzog Christoph gegründeten Klosterschulen, anfangs dreizehn, war die Vorbildung derjenigen jungen Leute, die zum Lehr- und Predigtamt bestimmt waren. Es sollten diese künftigen Kirchendiener hier zu den Universitätsstudien die umfänglichste Vorbereitung erhalten. Johannes Brenz, der berühmte Reformator Württembergs, entwarf eine Klosterordnung, die am 9. Januar 1556 in das Land ausgieng. Sämmtliche Klosterschulen, also auch Maulbronn, wurden unter die Aufsicht von Brenz gestellt. Zuerst war die Einrichtung ziemlich altklösterlich, besonders was die Lebensweise dieser evangelischen Mönche betraf, denn etwas anderes waren sie in der ersten Zeit nicht. Die wissenschaftliche Bildung hatte sich durch gründlicheres Studium der Humaniora (alten Sprachen) bereits aus dem Dunkel des Mittelalters erhoben. Nun sollte fürder in den Klöstern „das Studium der h. Göttlichen schrifft geübt, der recht gottesdienst geleret und gelernt werden, damit die Kloster-

personen nicht allein zu Irem aigen besondern hail, Sonder auch zu dem Dienst und Aemptern der gemeinen Christlichen Kirchen vffertzogen werden möchten." Im Sommer begannen die Uebungen früh 4 Uhr, im Winter um 5 Uhr. Ohne Erlaubniß ihres Prälaten, des obersten Vorstandes des Klosters, oder eines der beiden Präceptoren (später Professoren) durften die Zöglinge selbst während der Erholungszeit nicht „vagiren" d. h. außerhalb des Klosters sich umtreiben und mußten „ziemlich ehrbare Röcke", d. h. schwarze Mönchskutten tragen, „wie ihnen solche Sommers- und Winterszeit von den Klöstern aus Gnaden gereicht wurden." Dabei sah man sich genöthigt, diese vierzehn- und sechszehnjährigen Knaben vor dem „schändlichen Laster des Zu- und Volltrinkens, auch alles Zechens und Spielens und anderer dergleichen Ueppigkeiten" ernstlich zu verwarnen.

Uebrigens war schon in jener uralten Klosterordnung die Absicht des Gründers ausgesprochen, das Bestehen dieser Klosterschulen durch zeit- und zweckgemäße Verbesserungen zu sichern. Denn sagt sie, „da sich über kurz oder lang fügte, daß Gestalt der Sachen, Gelegenheit oder Läuf', oder in anderwege die Nothdurft erforderte, in obgesetzten Kirchen- und Schulordnungen oder andern Artikeln etwas zu ändern, zu bessern, zu mindern oder zu mehren; (so) soll das jederzeit Uns und Unsern Erben vorbehalten seyn."

Das Hauptgebrechen dieser Klosterschulen war die naturwidrige Strenge der Anforderungen an Knaben und Jünglinge, die über geringe Unterlassungen und Vergehen selbst mit der Ruthe gezüchtigt wurden. Hiezu kamen noch die häufigen, täglichen Religionsübungen, durch welche sie überladen, aber nicht erbaut wurden und die Bibel kennen, aber

nicht lieben lernten. Diese Gebrechen dauerten fort, während die klassische Bildung, für welche zu Anfang der Reformation mit Begeisterung gewirkt wurde, allmälig in den Hintergrund trat. Demosthenes und Xenophon wurden aus den Unterrichtsstunden verdrängt und Cicero, Virgil und Ovid nur durch das Bedürfniß des Lateinlesens erhalten. Von griechischen Schriften blieb von Anfang des vorigen Jahrhunderts außer dem neuen Testament gar wenig übrig.

Vor der Mode wurden die armen Alumnen — dies war der Name der Seminaristen bis zur neuesten Zeit — aufs strengste gehütet. Im Jahr 1720 ergieng unter Anderem nach Blaubeuren der Befehl, daß sie sämmtlich ihre Haare sollten wachsen lassen und wenn Einer das Bedürfniß einer Perrücke empfände, sollte er bei fürstlichem Consistorio um die Erlaubniß unterthänigst nachsuchen, da sich leider „ergeben, daß das Perrückentragen unter den Alumnis so gemein werden will.“ Zugleich wurde ängstlich darauf gesehen, daß die „fröhliche Erquickung der Zöglinge in ehrbaren, christlichen und klösterlichen Schranken eingeschlossen“ bleibe, daß nur „ehrliche Ergötzungen“, daran „vernünftige und moderative Gemüther“ ein Gefallen finden können, wie Musik und eine selten genug gestattete „Promenade“, erlaubt wurden, und nicht nur Karten und Würfel, wie billig, sondern auch das Brettspiel waren verboten, auch das an sich immerhin „anständige und honette“ Schachspiel ausgeschlossen. Alle „ludi pueriles (Knabenspiele), die mit Tumult, Geschrei, Springen, Abmattung und Gefahr vorgenommen werden“, waren strengstens untersagt.

Die gewohnte Lebensordnung der Klosterinsaßen wurde aber manchmal durch feierliche Veranlassungen, wie durch Huldigungen, Visitationen von Seiten des Kirchenraths,

Einrücken einer neuen Promotion von Zöglingen, unterbrochen. Erstere wurdenmit großem Gepränge und unter sehr umfänglichen Ceremonien vorgenommen, welche von dem jeweiligen Prälaten entworfen und vorgeschrieben wurden. Die Visitationen dauerten gewöhnlich 10—14 Tage und erstreckten sich auf das ganze Thun und Treiben im Kloster. Eine ganz besondere Bewegung brachte aber jedesmal die „Einlieferung" neuer Zöglinge in das Kloster hervor. Das einzige Wirthshaus im Ort hatte bei weitem nicht Raum genug für sämmtliche Eltern und Verwandte, welche ihre Söhne oder Pflegbefohlenen dem Kloster übergaben. Darum war es natürlich daß die Klosterverwaltung so wie die ansäßigen Beamten ohne Unterschied, ob sie in näherer oder fernerer Beziehung zu der Anstalt stunden, Gastfreundschaft gegen Bekannte und Unbekannte übten. Die Familien boten Herberge, die Anstalt, die das nicht vermochte, übernahm größtentheils die Bewirthung, und es war ebenso natürlich, daß nicht nur die Fremden, sondern auch die „Honoratioren" des Orts, ja sogar der Umgegend, zu den öffentlichen Mahlzeiten, bei welchen das Kloster die liberalste Gastfreundschaft bethätigte, geladen wurden.

Diese „Einlieferung ins Kloster" ist noch heutzutage für die Einzelnen wie für die gesammte Anstalt ein ungemein wichtiges Ereigniß. Wie vor Zeiten, so übergeben noch heute Eltern oder Anverwandte die Zöglinge ihren künftigen Lehrern, und nur selten erscheint ein angehender Seminarist unbegleitet. Es sind ungefähr 40 Schüler, die im Seminar Aufnahme finden, nämlich 25 Seminaristen, die übrigen Hospites, welche entweder ihre Wohnung unter den Seminaristen erhalten, oder bei Professoren Wohnung und Auf-

sicht finden. Es ist nun leicht einzusehen, daß das gleichzeitige Eintreffen so vieler Fremden in kleinen Orten eine ungewöhnliche Bewegung hervorbringen muß. Indessen haben sich gegen früher manche Veränderungen ergeben. An die Stelle der gastlichen Mahle, welche die Klosterverwaltung ehedem bot, ist ein gemeinsames Mahl im Gasthofe getreten. Gastliche Aufnahme und Herberge wird zwar wie sonst noch immer den Fremden und Bekannten gerne angeboten; doch ist dieselbe nicht mehr in der Weise wie früher nothwendig.

Betrachten wir einmal das Leben im „Kloster" (Seminar) in unsern Tagen! Winters wird den Zöglingen um 6 Uhr, Sommers um 5 Uhr das Zeichen zum Aufstehen gegeben. Eine halbe Stunde später findet in Anwesenheit eines Professors oder Repetenten das Morgengebet statt. Die Zeit des Vormittags nach dem Frühstück ist zwischen den Lektionen und den Studien auf den Museen (Arbeitszimmern) getheilt. Des Winters werden zwischen die Lektionen auch wohl Turnübungen eingeschoben, die den Sommer über vor dem Abendessen gehalten werden. Um 12 Uhr geht das Mittagessen vor sich, an welchem die Repetenten ebenfalls theilnehmen, bei welchem zuweilen auch einer der Professoren oder der Ephorus erscheinen. An das Mittagessen, das keine halbe Stunde in Anspruch nimmt, schließt sich die Erholungszeit an, die zu Spaziergängen, zu Vergnügungen auf dem Turnplatz oder der Kegelbahn und zu Besuchen benützt werden kann. Um zwei Uhr ist diese Zeit zu Ende, und es beginnen aufs neue die Lektionen, der Musikunterricht und Studien auf den Museen, jedoch mit einem Interstitium von $^1/_4$ bis $^1/_2$ Stunde. Das Abendessen wird endlich im Winter um $7^1/_2$, im Sommer um $6^1/_2$ oder 7 Uhr eingenommen. Er-

laubt es im Sommer die Witterung, so wird vor dem Abendessen gebadet. Die Zeit nach dem Abendessen bis zum Abendgebet ist zur Rekreation (Erholung) freigegeben und kann während des Sommers zu Spaziergängen benützt werden. Mit Einbruch der Nacht müssen die Zöglinge zu Hause sein. Um 9 Uhr wird das Abendgebet gemeinschaftlich gehalten, nach demselben müssen sich die Seminaristen in den zwei ersten Jahren zu Bett begeben, in den zwei letzten Jahren kann aber die Zeit bis 10 Uhr zu Studien benützt werden. Um 10 Uhr müssen in allen Arbeitszimmern die Lichter gelöscht werden. An Sonn-, Fest- und Feiertagen haben die Zöglinge dem Vormittagsgottesdienste anzuwohnen.

Die Einförmigkeit des Seminarlebens wird — von Redeakten, Concerten u. dgl. abgesehen — auch durch außerordentliche Erholungen, kürzere Spaziergänge oder längere Exkursionen, unterbrochen. Zu letztern werden im Laufe eines Jahres sechs Tage benützt. Im ersten Jahre verwenden nun die Maulbronner „Studenten" einzelne Tage zum Besuche benachbarter interessanter Orte (Pforzheim, Bruchsal) oder solcher Punkte, die eine schöne Aussicht gewähren, dann einige Tage zu einem Ausflug in den württembergischen Schwarzwald, ins Nagold- und Enzthal mit ihren Bädern. Im zweiten Jahre ist der badische Schwarzwald — Baden-Baden mit seinen Umgebungen, das Murgthal, Rastadt, Karlsruhe — das Ziel des Ausflugs. Im dritten Jahre richtet sich die Exkursion nach Heidelberg, Mannheim, Speier, Worms, Mainz oder den Odenwald und Frankfurt. Dem letzten Jahre sind Straßburg, Freiburg und die interessanteren Punkte des höheren badischen Schwarzwaldes — das Höllenthal, die Wasserfälle bei Tryberg und Allerheiligen, der

Mumelsee rc. — zum Besuche vorbehalten. So lernen die Zöglinge nach und nach auf die angenehmste Weise die schönsten Punkte des Schwarzwaldes und der Gegend am mittleren Rhein kennen!

Innerhalb der Räumlichkeiten des Klosters selbst ist den Seminaristen in dem sogenannten „Dorment" freie Wohnung angewiesen und daselbst haben sie in vier Arbeitszimmern und in drei Schlafsälen sich aufzuhalten. Die Wohnung bietet ihnen eine Bettstelle, einen Pult mit kleinem Bücherschrank, einen Stuhl, Sitzbock und Kleiderschrank. Außerdem befinden sich in jedem Zimmer Schränke und Tische zu gemeinsamem Gebrauche. Zudem genießen diese jungen Studenten freie Kost, freien Unterricht, sind von allen Eintritts- und Bedienungsgeldern, auch von dem Beitrag für die Bibliothek befreit und erhalten außerdem jährlich in bestimmten Raten 60 fl., da weder Wein, noch Kleider, noch andere früher gereichte Benefizien mehr verabreicht werden. Während die Kleidung früher ganz genau vorgeschrieben war, ist gegenwärtig nur festgesetzt, daß sie anständig, aber nicht auffallend sein müsse. War nämlich in frühern Jahren der Zögling durch seine Kutte als Angehöriger eines Klosters, oder durch die schwarze Tracht — durch Frack, kurze Beinkleider, Schuhe, Ueberschlag — als Geistlicher gekennzeichnet, so bewegen sich heute die Seminaristen in ganz beliebig gewähltem Anzuge.

Vergleicht man nun die gegenwärtige Einrichtung dieser Anstalten mit ihrem Bestand in vorigen Zeiten, so wird auch hier der Fortschritt sichtlich. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren die Andachtsübungen beinahe die Hauptsache. Sie bestunden hauptsächlich im Singen der

Psalmen nach der „breuchlichen Lateinischen translation mit den gewenlichen Christlichen Antiphonen," und zwar sollten des Morgens sogleich nach dem Aufstehen drei, um 7 oder 8 Uhr ein bis drei, um 12 Uhr zwei bis drei, um 4 Uhr ein bis zwei, nach dem Abendessen ein bis zwei Psalmen im Chor gesungen werden, und damit waren noch andere Gesänge verbunden. Aus dem A. Testament sollte des Morgens um 4 oder 5 Uhr, dann um 7 oder 8 Uhr, aus dem N. Testament aber Abends je ein Kapitel gelesen werden. Hiezu kam noch die Bibelerklärung mit täglich anderthalb Stunden. Die gottesdienstlichen Uebungen wurden nur in lateinischer Sprache gehalten, überhaupt hatten sich die Studiosen „des teutsch schwätzen" zu enthalten und einzig lateinisch zu sprechen. Später wurde die Zahl der abzusingenden Psalmen auf sieben ermäßigt.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde der Studienplan wieder wesentlich geändert; doch blieb der Chor mit seinem Gesange noch in voller Thätigkeit. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts verlor die Anstalt durch zweckmäßige Reformen den Charakter eines Klosters mehr und mehr; der sog. Chor und die Vesperlektionen wurden aufgehoben und die Kleidung insbesondere wurde zeitgemäß umgestaltet. Und das Jahr 1817 gab nicht nur dem „Kloster" zu Maulbronn, sondern auch den drei anderen niederen Seminarien ihre jetzige, völlig veränderte Einrichtung. — In diesen gediegenen Anstalten verweilen die Zöglinge 4 Jahre lang; in jedem fünften Jahre beginnt ein neuer Cursus. Neben den alten Sprachen, die natürlich den ersten Rang behaupten, wird auch Französisch, deutsche Sprache, Mathematik, Geschichte, Geographie, Physik, Psychologie und Logik getrieben. Durch

diese geistige Gymnastik reifen die Seminaristen dann zu tüchtigen akademischen Bürgern heran und in ihrem 18. oder 19. Jahre sind sie vollständig befähigt zum Besuch der Universität, wo ihnen das höhere Seminar, das sogenannte theologische Stift, neue Vortheile und Vorrechte bietet, wenn ihnen das zuvor erstandene Examen den Eintritt in dasselbe geöffnet hat.

Durch diese Umgestaltungen also verlor sich die alte Klosterdisciplin und jede unvernünftige Beschränkung der wissenschaftlichen Vorbildung gänzlich. Und so sehen wir fröhliche Jünglinge, von zweien ihnen im Alter nicht allzufern stehenden jugendlichen Repetenten in ihren Studien und Erholungen geleitet und begleitet, rüstig turnend, nicht länger, als gründliche Bildung erfordert, im Ringe der Mauern gehalten, sondern auf Feld und in Wäldern sich tummelnd und einzig vor Müßiggang und Ausschweifung gehütet. An der Spitze der Anstalt steht ein Ephorus, ein Mann im besten Alter, in den Forderungen der Zeit erzogen und mit ihnen vertraut; in jeglicher Richtung gediegen; zu Professoren werden junge tüchtige Männer erlesen, zu denen die Jugend vertrauen fassen kann, während sie ihr durch gelehrte Bildung und Religiosität Achtung und freiwilligen Gehorsam einflößen. Der einzige Zweck wird verfolgt, die Seminaristen auf die höchst mögliche Stufe der ihrem Alter angemessenen Bildung und Veredlung zu führen. Mögen sie ihn bei keinem Einzigen jemals verfehlen!

Zweier Curiositäten müssen wir nun doch auch gedenken. Wir entnehmen ihre Beschreibung dem „Bilderbuch aus meiner

Knabenzeit von Justinus Kerner". Die erste ist die Klosterkutsche. Diese stund ehedem in einem Seitengewölbe des Prälaturgebäudes und erbte sich von Prälat auf Prälat. „Sie hatte die Größe eines kleinen Gartenhauses, und ich meinte", sagt J. Kerner, „es könnte wohl schon Abt Entenfuß mit Doktor Faust in ihr gefahren sein. Nur ein paarmal des Jahrs wurde sie herausgezogen, wenn der Prälat auf den Landtag nach Stuttgart fuhr, oder dem katholischen Prälaten zu Bruchsal einen Besuch abstattete, wozu er jedes Jahr einmal das Recht hatte. Die übrige Zeit war sie der Aufenthaltsort der Fledermäuse und Katzen. Gieng nun eine solche Fahrt an, so wurde dies Gartenhaus mit vier Pferden bespannt, die dazu vom Klostermüller geliefert werden mußten. Diesen voran ritt ein Vorreiter, für den auch von langen Jahren her eine Livree in Bereitschaft war, in die er sich stecken mußte, war er klein oder groß, dürr oder dick, was den Zuschauern oft einen possirlichen Anblick verschaffte."

Die zweite Curiosität ist — ein Geisterspuk in der Prälatur! Und dieser trug sich zu vom Jahr 1659 bis 1660. Ein Glück, daß schon zwei Jahrhunderte darüber hingegangen sind! Uebrigens muß er schauerlich genug gewesen sein. Hören wir wieder unsern Erzähler über diese sonderbare Erscheinung.

Alles, was unter dem Dache und in den Zimmern des Prälaturgebäudes nur beweglich war, wurde damals — berichtet der jugendfrische Dichter — wie von unsichtbaren Händen erhoben und spazierte entweder zum Fenster hinaus in den Prälaturgarten oder in den Hof hinab. Dabei sah man es weder im Garten, noch im Hofe niederfallen, sondern die Gegenstände schwebten langsam zur Erde, als würden sie

mittelst eines Seils oder sie noch immer haltender Hände niedergelassen. Oft entstand in den verschlossenen Zimmern ein entsetzliches Gerumpel, als würde ein Arm voll Holz an die Thüre geworfen; öffnete man dann das Zimmer, so bemerkte man nichts in ihm als eine schwarze Katze, die sich aber immer während der Verfolgung verlor. Oft lief es nächtlich die Schneckentreppe hinauf, nicht anders, als gienge Jemand in großen weiten Pantoffeln. Als man meinte, es werde nun oben erscheinen, hörte und erblickte man nichts mehr, dagegen warf es unten im Gange die Feuereimer, die dort hiengen, theils unter einander, theils stellte es sie aufrecht in eine Reihe hin.

Der Prälat, er hieß Schlotterbeck, verließ die Prälatur und zog in eine andere Wohnung. Auf seine Klagen sandte die Regierung eine Abtheilung Soldaten, die Tag und Nacht in der nun menschenleeren Prälatur Wache halten mußte. Früher hatten Bürger in ihr gewacht, aber wie sie, wurden auch die Soldaten von dem Unwesen nur gefoppt und man kam auf keinen Grund.

Ebensowenig brachten fürstliche Räthe, die zur Untersuchung gesandt wurden, durch weitläufige Verhöre etwas heraus. Den 15. August Nachts kam es in die Stube und, dann in die Nebenstube, in der der Offizier der Wache schlief, und schüttelte und rüttelte die Bettlade so, daß er vermeinte mit derselben in die Höhe gehoben zu werden. Ein Hund, der mit ihm im Zimmer lag, sprang hinaus, als würde er gejagt. Zwei Tage nachher sah einer von der Wache bei völliger Windstille zum Laden hinaus; kaum aber hatte er den Kopf wieder hereingezogen, schlug es den Laden wieder mit solcher Gewalt zu, daß er in Stücke zersprang.

In einer andern Nacht zwischen 12 und 1 Uhr entstand in mehreren Gemächern der Prälatur ein furchtbares Gepolter. Der auf der Wache stehende Soldat öffnete das Gemach, von wo aus die heftigsten Töne giengen; da war es ihm aber, als fahre etwas mit großem Ungestüm zum Zimmer hinaus, und es fieng auf einmal ein solches Poltern und Krachen an, als würde ein großes Stück vom Dache abgehoben und in den Garten hinabgeworfen. Als man des Morgens das Dach untersuchte, fand man an ihm nichts verletzt, auch nichts im Garten liegen. — Von einer andern Nacht gab einer der wachhabenden Soldaten an: Als er vor des Prälaten Gemach Wache gehabt, sei etwas die Schneckenstiege heraufgerauscht; er habe nun nachgesehen, was es sei. Da habe er ein langes weißes Ding erblickt. Als er der Schneckenstiege zugegangen, und es habe visitiren wollen, sei es auf einmal zu einer großen Kugel geworden die die Stiege hinabgefahren. — Oft legte es sich auf die Soldaten, gieng schwer, und es war ihnen, als drückte ihnen eine schwarze Gestalt mit beiden Daumen fest auf's Herz. Am öftesten neckte es die Soldaten und auch die andern Bewohner unter der Gestalt einer schwarzen Katze, die aber größer als eine gewöhnliche Katze und hinten höher war als vorne.

Die Regierung setzte einen Preis von 40 fl. auf die Habhaftwerdung dieses gespenstigen Thiers, aber nie konnte man es einfangen, immer entwischte es. Diese Geisterkatze wurde meistens, nachdem irgend ein solcher Spuk geschehen war, sogleich gesehen.

Soweit unser Berichterstatter! Jedenfalls werden die gegenwärtigen Bewohner dieser Gebäulichkeiten sich glücklich

preisen, von jener „ominösen Katze" nichts mehr zu verspüren und die Spukgeschichte hinter sich zu haben. Sollten wir ihnen dieses Glück nicht von Herzen gönnen?

3.

Wir haben eine kleine Abschweifung gemacht. Kehren wir deßhalb jetzt nochmals zu unserem Kloster zurück und beschauen wir seine Hauptbauten.

Diese Hauptgebäude, Klosterschule, Lehrerwohnungen Kirche, sind noch dieselben wie ursprünglich. Das Aeußere derselben hat sich fast unverändert erhalten. Nur seit etlichen Jahrzehnten ist ein Thurm verschwunden, der das sogenannte „Wahrzeichen" — das schon oben angeführte goldbeladene, trinkende Maulthier — enthielt. Der Thurm hieß zu Ehren jenes unschuldigen Geschöpfes „Eselsthurm."

Von den äußeren Ansichten der Klosterkirche möchte sich uns diejenige als die vortheilhafteste darbieten, die den Röhrbrunnen unter schönen Linden, einen Theil des Klosters, mehrere Seitengebäude, Pfeiler und Hallen, die Kirche aber von der Fronte darstellt. Façade und Schiff sind ganz byzantinisch. Sechs rundbogige, schlanke Portale, je zwei zwischen einem Pfeiler, schmücken das Atrium (Vorhaus), hinter dessen Dache die zierliche Kirche selbst mit zwei rundbogigen Fenstern in der Fronte und deren sechs an den Seiten und einer mit einfacher Einfassung verzierten und einer kleinen Rose gekrönten Frontispitz emporsteigt. Im Grunde wird die Hinterseite mit ihren thurmartigen Zieraten sichtbar, deren Bauart ganz die altdeutsche, sogenannte gothische ist. Hier bewundert man ein schönes großes Kirchen-

fenster. Der Thurm der Kirche steht über dem Kreuzbau, einzig auf das Dach gesetzt, ein sogenannter Dachreiter; denn die Cisterzienser durften ihrer Ordensregel gemäß keinen Thurm aus dem Grunde aufführen. — Die Steine, welche zum Bau der Kirche verwendet wurden, sind schön behauen und von dunkelgrauer Farbe, welche die Zeit in finsteres Schwarz verwandelte. Hohe Mauern, Thürme und einst volle Wassergräben umgaben das ganze Gotteshaus.

Im Innern des Klosters bietet der großartige Kreuzgang des Schönen gar viel. Die schönsten Bögen, die mannigfaltigsten Verzierungen finden sich hier. Besonders ist in einem der Gänge gegen den Lustgarten hin eine hohe und ziemlich breite Halle gesprengt, in deren Mitte, von einem steinernen Fuße getragen, eine kolossale Steinschale ruht, in welcher die Mönche Sommers ihre Labeweine gekühlt haben sollen. Auch ist an einer Säule des Kreuzgangs als Capitäl ein kleiner Mönch mit Tonsur ausgehauen, der, Trauben naschend, auf einer Traube reitet und so ganz in Wein schwelgt.

Nicht weniger sehenswerth ist der Einbau der Kirche mit ihrem hochgesprengten Gewölbe, mit den schlanken Säulen und den schönen spitzbogigen Fenstern an den beiden Seitenflügeln des Kirchenkreuzes. Im Schiff der Kirche selbst schmückt die Mitte ein zwölf Schuh hohes Crucifix aus Einem Steine; der steinerne Kreuzesstamm ahmt täuschend das Holz nach. In den Seitengängen sind viele Grabmäler zu sehen. Vor dem Altare ist das Grabmal Walthers von Lomersheim mit Wappen und der Inschrift: „Hie lit Bruder Walther ein Fryr von Lomers-

heim, der erste Anfahe und Stifter dieser geistlichen Sammelungen. Des Seele ru in Frieden." Im Chore endlich finden wir uns ganz in das 12. Jahrhundert versetzt. In den Chorstühlen sind die tiefausgetretenen Fußstapfen der Mönche noch zu schauen, was auf einen eifrigen Gesang, aber auch auf sehr unätherische Gestalten schließen läßt und mit ein Beweis dafür ist, daß die Schrecken des 17. Jahrhunderts am Kloster Maulbronn ohne ernste Spuren vorüber gegangen sind. Von den Seitenwänden blicken uns endlich die Steinbilder des Bischofs Günther und des edeln Walthers von Lomersheim an. Der ganze Chor aber schimmert im magischen Lichte gemalter Glasfenster.

Höchst interessant ist endlich eine herrlich gewölbte, geräumige, hohe Seitenkapelle mit einem Walde von Säulen verschiedener Höhe und Dicke. Sie ist mit bunten, heute noch glühenden Farben ausgemalt.

Tagelang kann der Sachkenner in all' diesen Räumen verweilen und er entdeckt immer wieder neue Schönheiten, neue Wunder an diesem unvergleichlichen Bauwerk. Und wenn es einmal zum guten Ton der Touristen gehört, nicht an diesem Meisterwerk der vaterländischen Baukunst vorbeigereist zu sein; wenn in den gereinigten Hallen weder der Modemann, noch der Kunstfreund auf Aergerniß stößt: dann werden sich die Leute voll Staunen fragen, wie sie den Propheten in der Heimath so lange vergessen, so lange verkennen konnten.

4.

Wollten auch wir noch länger die Kunstschätze dieses Klosters bewundern; wollten auch wir noch länger in den Hallen herumwandern, in denen das Christenthum so frühe schon eine Heimath gefunden: wieder erklingt ein geheimnißvoller Ton aus dem freundlichen Herzen der Mutter Natur, und länger vermögen wir seinem süßen Zauber nicht zu widerstehen. Wir eilen hinaus aus dem engen Thale, hinaus in den Wald, hinaus auf die Berge. Ganz nahe liegt der 1179 par. Fuß hohe Scheuelberg: er möchte unseren Fußtritt auch vernehmen. Aber wir kehren ihm den Rücken. Wir treten lieber aus dem Schatten des Waldes heraus. In einer engen, tiefen Klinge liegen malerisch zerstreut die Häuser von Hohenklingen. Ueppige Wiesen und reicher Obstwald im Grunde, einzelne Weinberge und in der Höhe die Kronen des Waldes: Alles gewährt eine liebliche Ansicht. Der Bach verläßt die enge Schlucht und wir mit ihm. Das Obst- und Rebenthal von Freudenstein beginnt, dessen heiteres Bild vom vorhergehenden überraschend absticht. Fortwandernd erreichen wir die Straße zu dem Dorfe Sternenfels. Es liegt auf dem nordwestlichen Vorsprung des Strombergs. Schon winkt der sogenannte Schloßberg herüber und auf ihm soll unser Auge sich weiden. Noch wenige Minuten, und er ist erstiegen. Eine überraschende Fernsicht hat sich uns erschlossen. Wir stehen 1160 par. Fuß über dem Meere.

Zu unsern Füßen dehnt sich nach allen Seiten hin ein wahres Meer von schönbelaubten Wäldern, durchschnitten von Wiesengründen, Feldern und Weinbergen aus. Freund-

liche Dörfer und stille Höfe schauen aus ihnen hervor. Dort im Süden erscheinen die Vorhöhen des Schwarzwaldes, der im Hintergrunde in langen Zügen den Horizont begrenzt. Wie erkennen noch einen Einschnitt: es ist das Neuenbürger Thal, und in blauer Ferne grüßt der Dobel herüber. Näher jedoch stehen der Mauzenstein und andere Schwarzwaldhöhen. Gegen Südwest ragt über den Wald des nahen, welschen Dörfchens Groß-Villars, gleich einem schwarzen Riesen, der Wartthum von Durlach hervor. Gegen Westen tritt vor das Auge des Beschauers die schöne Vogesenkette, an die sich das burgenreiche Hardtgebirge mit seinem Donnersberg und seinem Sonnenberg anschließt. Wundervoll muß der Anblick dann sein, wenn die Sonne sich hinter diesen Bergen hinabsenkt und je nach dem Stande derselben in ihrer Scheibe sich einzelne Burgen und Thürme nach ihrem ganzen Umriß auf's deutlichste darstellen. Auch ein großer Theil der Ebene Rheinbayerns, zwischen dem Hardtgebirge und dem Rhein liegend, läßt sich von hier übersehen; Landau und Germersheim findet ein sicherer Adlerblick. Der Dom von Speier ragt mit seinen zwei Thürmen hoch in die Lüfte hinein.

Kehren wir aus dieser Ferne zurück! Am Fuße des Schloßberges entspringt der Kraichfluß. Er schlängelt sich durch ein herrliches Thal, Kraichgau genannt, hinab bis zum Rheine. In diesem Thale folgen sich Dörfer um Dörfer. Oertingen, Sickingen, Flehingen, Gochsheim, Oberacker, Unter- und Oberöwisheim sind sichtbar. Ja, man erblickt an zwei Punkten sogar den „alten Vater" Rhein selber und sieht öfters die schwarzen Rauchsäulen der Dampfschiffe hoch in die Luft emporwirbeln. Links vom Kraich-

thale schaut hinter einer Hügelreihe die Michaelskapelle bei Bruchsal aus ihrem Verstecke heraus. Und welcher Stadt mächtige Thürme zeigen sich uns im Nordwesten? Könnt' es denn Mannheim sein, die regelrecht aufgebaute, schmucke Handelsstadt Badens? Wahrhaftig, sie ist es! Wer hätte solchen Ausblick hier oben gesucht?

Gegen Norden öffnet sich uns ein großer Theil der badischen Pfalz. In der Mitte dieser ausgedehnten fruchtbaren Ebene steigt recht lieblich der kegelförmige, ganz vereinzelt stehende Weiler Steinsberg mit seinen Schloßtrümmern und seinem achteckigen schönen Thurm in die Höhe. Mehr in der Nähe ragt hinter einem Waldsaume die Ravensburg mit ihrem Römerthurme hervor und in geringer Entfernung hievon der Thurm des Ottilienberges bei Eppingen. Im Hintergrund aber bildet der Odenwald die Grenze des Ausblicks und der Katzenbuckel zeigt sich mit Glanz. Auch der Königsstuhl kann sich nicht verbergen und sein Erscheinen rückt uns im Geiste hinab in das wunderumbreitete, unvergleichlich malerisch gelegene Heidelberg, dem wir einen herzinnigen Gruß zusenden.

Gegen Nordost liegt der Heuchelberg mit den Schlössern Neipperg und Stockheim. Durch eine Vertiefung dieses Berges nimmt man den Wartberg bei Heilbronn ohne Anstrengung wahr. Im Hintergrund haben wir die Berge bei Weinsberg und Löwenstein.

Nach Südosten ist die Aussicht durch den Stromberg geschlossen. Aber ins nahe Zabergäu, in die „edle Provinz, das kleine Italien" — so nannten es die Alten — vermag das Auge noch da oder dort Blicke zu thun.

Auf unserem Schloßberge stand vor einigen Jahrzehnten noch eine Burg, welche die Stammburg derer „von Sternenfels" gewesen sein soll. König Friedrich besuchte diesen Punkt vor seinem Tode von Freudenthal aus und soll im Sinne gehabt haben, hier ein Lustschloß zu erbauen. Derzeit ziert nur eine Linde die Kuppe. Ein steinerner Sitz ladet den müden Wanderer ein zu süßer Rast und Erholung.

Ganz in der Nähe befindet sich der goldhaltige Sandsteinbruch (oberer Keupersandstein) in schönen Bänken und Massen, aus welchen 1818 Gold ausgeschieden wurde. Leider deckten die Kosten der Gewinnung die Ausbeute nicht.

Dagegen wird aus den Eingeweiden des Berges schöner Alabastergips zu Tage gefördert. In geringer Entfernung entspringt der Nonnenbrunnen, dessen Wasser in kurzer Zeit Gegenstände, die man in dasselbe legt, mit Kalkrinde überzieht.

* * *

Drüben im freundlichen Kloster mit seinen staunenerregenden Schätzen alterthümlicher Baukunst, hier auf der sonnenumglänzten Höhe mit ihrer reizenden Fernsicht fanden wir wieder die Fülle des Schönen. Möge sein Zauber niemals dem Herzen verbleichen, verschwinden! Möge sein Zauber in immer gleicher Frische die Seelen beglücken! Und daß dieser Wunsch sich erfülle, versetzen wir uns im Geiste noch einmal hin in die Kirche des Klosters — dort steht ein Kreuz, und nur vom Kreuze quillt Leben, strömt nieder das seligste Glück. Ja —

„Dort steht ein Kreuz — von dürrem Stamm
Fließt nun das ew'ge Leben;
Das ist's, warum so wonnesam
Sich Wald und Hügel heben!
Sein sterbend Angesicht
Füllt diese Welt mit Licht;
Sein bleicher Mund hat uns erfleht,
Daß Friede von dem Himmel weht.
Er, der für Alle starb,
Der Alle sich erwarb,
Gibt aller Welt das Leben nun!
Und tief im Herzen will er ruhn!

Heilbronn.

I.

Weithin nur ein großer Garten,
Mild umspielt von klarer Luft;
Weithin reiche Segensfluren,
Rings nur zartgewebter Duft!

Dort des Stromes leichtes Wallen
Durch die Thale frühlingsmild,
Hier der Rebenhügel Prangen
Und ein weites Saatgefild!

Mit diesen Worten haben wir die herrliche Landschaft in Kürze gekennzeichnet, die wir eben betraten. Mag auch jenes Thalbecken, das die prangende Königsstadt Schwabens beherbergt, mag die Gegend um Eßlingen und Cannstatt den Wanderer noch so sehr entzücken: die alte und dennoch jugendfrische Stadt am Beginn des Landes der Franken, das unternehmungskühne Heilbronn mit seinem zauberumflossenen Gau steht jenen an Lieblichkeit und auch an Reizen nicht nach. Räth doch schon Schubart einem Jeden, der zwanglos und gut und schön in Deutschland leben möchte,

diese freundliche Stätte zum Aufenthalte an! Und Schiller, der im Jahre 1793 längere Zeit hier verlebte, sagt von ihr, sie vereinige mit den Reizen einer schönen, fruchtbaren Gegend viele Kultur der Sitten. Und wie sich die „Metropole des Handels" seit jenen Tagen zu ihrem Vortheil gewaltig veränderte! Darum verweilt aber auch der sinnige Wanderer hier voll Lust und Behagen. Wollten wir deßhalb noch zaudern, hier Einkehr zu halten, Stunden, ja Tage lang hier zu verweilen? Folgen wir sonder Bedenken der lockenden Stimme der gastfreundlichen Stadt!

1.

Wir befinden uns in einer offenen und sehr milden Thalgegend, die vom Neckar durchströmt ist. In ihr ruht wie in einem mütterlichen Schooße Heilbronn. Die Thalebene wird *) gegen Westen von kleinen Anhöhen, die zu einer Höhenplatte ansteigen, begrenzt. Weiter rückwärts erhebt sich auf dieser Platte der Heuchelberg. Gegen Norden und Nordosten wird sie von einem großen Zuge der Hügel begleitet, die gegen das Thal mit weichgewölbten Abhängen abfallen und — allesammt mit Reben bepflanzt und mit Laubwald gekrönt — mit einem anmuthigen, rundlichen Schlußhügel enden. Dieser hübsche Hügel dient dem Auge als Ruhepunkt in der Landschaft und ist für die Bewohner der Stadt und der ganzen Umgegend der Hauptort geselliger Vereinigung geworden: es ist der Wartberg, den wir schon manchmal von ferne her erblickten.

*) Nach E. Schwarz, Schwab, Titot.

Heilbronn liegt am Neckar. Der Fluß ist hier durch ansehnliche Nebenflüsse sehr stark und sein Thal sehr groß geworden. Etliche Stunden oberhalb Heilbronn zeichnet sich übrigens dies Thal ganz besonders aus; am sogenannten „Felsengarten" steht über dem steilen Rebengelände eine lange Reihe von Gesteinsfelsen (Muschelkalk) in hohen mauer- und säulenähnlichen Massen aufgerichtet. In eng eingerissener Thalfurche durchzieht das Gewässer in dieser Gegend das Gauland und durchschneidet die ausgebreiteten Fluren der Höhenplatte und schlängelt zwischen den beiden steilen, mit Reben bedeckten Thalwänden hin.

Mit dem Austritt des Neckars aus diesen hohen und engen, festen Felsenwänden und mit seinem Eintritt in die Senkung des Gaulandes nach Norden vermochte der Fluß es leicht, sich sein Rinnsal zu einer bedeutenden Thalebene zu erweitern, als deren rechtseitiger Thalrand nunmehr die Hügelmasse gegen den Neckar herantritt, während an der linken Seite die Höhenplatte noch einen niedrigen Thalsaum bildet.

Von den Hügeln der rechten Thalseite zieht sich dann an ihrem Fuße noch ein breiter Saum theils in welligen Rücken, theils in mehr flachen Senkungen gegen den Neckar hinab und läuft endlich in eine völlige Ebene bis zum Neckarufer aus. Und gerade in dieser weiten Thalebene ist ganz hart auf dem rechten Ufer des Neckars Heilbronn erbaut; es liegt somit beinah ganz eben. Wenige Häuser, unter denen auch der Bahnhof, bilden eine kleine Vorstadt auf dem linken Neckarufer.

Die Hügel der rechten Seite des Thals bilden übrigens keine Terrasse der ganzen Hügelmasse, sondern einen über die Thalfläche 450—600' sich erhebenden Vorsprung oder Hügelast, hinter dem sich das schöne, weite Weinsberger Thal ausbreitet.

Der Heilbronner Hügelzug gehört übrigens zum Abfall der großen Hügelmasse vom mittleren und nordöstlichen Württemberg, die von Heilbronn aus weithin ostwärts (über Löwenstein und Waldenburg) ihre größte Mächtigkeit (bis zu 1800' Meereshöhe) entwickelt und nordwärts zur Gauplatte des Hohenlohe'schen Landes abfällt, ostwärts sich bis Crailsheim und Ellwangen fortsetzt und ins Bayerische übergeht.

Nördlich von Heilbronn, so wie nordöstlich, tritt am Nordfuße des Hügellandes das Gauland bedeutender auf und bildet von dort an weithin eine große Höhenplatte durch das Nordland von Württemberg und durch das nordöstliche Baden bis zur Erhebung des Odenwaldes und Spessarts. Da nun das ganze Land in jener Richtung wieder ansteigt, so ist für den Neckar nordwärts abermals ein engerer Thaleinschnitt nöthig geworden, in welchem er, wie rückwärts von Heilbronn, weiter abwärts ebenfalls in großen Krümmungen die Gauplatte durchzieht.

Somit ist zwischen den beiden Strecken des Gaulandes, in denen der Neckar in einem eng eingefurchten Thälchen strömt, bei Heilbronn eine große Thalweitung ausgebettet, die in der offenen, von allen Seiten zugänglichen, freien und doch wechselreichen Landschaft eine liebliche Heimath gewährt. In der That, hier an dem großen, schiffbaren Flusse war eine vortreff-

liche Lage bereitet für eine größere Wohnstätte der Menschen nicht nur, sondern für eine ganz ausgezeichnete Kulturstätte eines größeren Bezirks zum Betriebe aller ihrer Lebenszweige, vornehmlich eines großen Handelsverkehrs — und in ihr ist Heilbronn entstanden.

Aber noch ein anderer Vorzug der Lage ward dieser Stätte zu Theil.

Dort ist nämlich der Uebergang der alten Straße in's Neckarthal; sie führt aus der Rheinpfalz über die wellenförmige Höhenplatte zwischen Neckar und Rheinthal. Hiedurch sind die Rheingegenden — Bergstraße, Odenwald, Hessenland, Frankfurt und Mainz, Worms und Speier, Mannheim und Heidelberg — das Hardtgebirge und Rheinbayern bei Heilbronn mit der Neckarthalstraße und mit Schwaben vereinigt. Ueber jene Höhenplatte führt nur mit geringen Terrainerhebungen die Verbindung des Rheins mit dem Schwabenlande nach Heilbronn, und nicht das Neckarthal herauf.

Die Hauptbedeutung der Lage von Heilbronn liegt also im Neckar und seinem weiten und eingesenkten Thalbette dort, am Uebergange aus den Rheingegenden über die niedrige Höhenplatte der badischen Pfalz ins Neckarland und nach Schwaben. Das Thalbett selber erstreckt sich eine Stunde auf- und anderthalb Stunden abwärts von Heilbronn und ist durchschnittlich eine Viertelstunde breit.

Die ganze Landschaft von Heilbronn mit ihrer langen Reihe von Rebgeländen am sanftgewölbten Hügelzug auf der einen, mit ihren Getreidefluren der absenkenden Gauplatten auf der andern Seite, und mit ihrem

weiten Thalgrund hat einen ungemein *milden Charakter*. Hauptsächlich ist's das *milde Klima*, welches diese Gegend als das württembergische „*Unterland*“ und dessen lieblichste Partie vor den übrigen Landestheilen auszeichnet.

„Aber wie kommt das? Ist dieß nicht der *nördlichste* Theil des Landes? Sollte der also nicht der *kälteste* sein? Denn je mehr nördlich, desto kälter wird es doch in den Ländern der Erde.“ Allerdings! Allein es hängt auch das Klima von der größeren oder geringeren *Erhebung* eines Ländertheils, d. h. von seiner Lage in den wärmeren oder kälteren Luftschichten ab. Und in dieser Richtung ist Heilbronn eben wieder begünstigt. Seine Gegend ist nicht allein wärmer, als die Gegend um Stuttgart, die 10 Stunden südlicher, aber 250—300′ höher liegt; sie ist auch wärmer als der südlichste Theil des ganzen Landes, die Gegend am Bodensee, welche eine um 22 Meilen südlichere, aber auch eine um 700 bis 800′ höhere Lage hat. *Die Gegend von Heilbronn bildet eine stark eingesenkte Niederung.* Liegt doch diese Stadt an der untersten Strecke des Neckars, so weit er das Land durchfließt. Die Gewässer ziehen aber bergabwärts, darum muß das *untere Neckarthal* die *niedrigste Gegend des ganzen Landes* sein. Und in der That, es ist auch so: die Gegend von Heilbronn ist die *niederste Senkung zwischen Schwarzwald und Odenwald*. Somit muß diese Gegend nothwendig die *mildeste* und *wärmste des ganzen Landes* sein. Darum ist hier nicht nur ausgezeichneter Feldbau und Wieswachs, herrliches Garten- und Obstland zu finden; es gedeiht nicht nur ein vortrefflicher Wein, sondern hier reift in den Gärten im *Freien*

selbst die Mandel und die Feige in geschützten Lagen, und seltener Blumenflor und üppige Pracht der Bäume ergötzt das Auge; hier treten Frühling und Ernte trotz der vielen Flußnebel frühe ein und in dem fröhlichen Völklein des Thales spiegelt sich treu das Bild der lachenden Gegend ab. Kann es uns noch wundern, daß „männiglich" gern in dieser Gegend verweilt?

Allein der Neckar hat noch einen andern großen Werth für Heilbronn als den des milden Klimas durch seine Thalsenkung; er macht durch die Schiffahrt Heilbronn zur blühenden Handelsstadt. Hievon werden wir später noch reden.

Und jetzt nur noch einiges Wenige über die Lage der Stadt. Auf der nördlichen Halbkugel haben wir sie unterm 49° 8′ 33,55″ zu suchen; vom ersten Meridian ist sie aber 26° 52′ 56,54″ entfernt.

Auf leichte Art ist Heilbronn über Mannheim theils mit dem Rhein verbunden, der durch Westdeutschland und Holland hinaus in das deutsche Meer England zu führt, theils über Paris und Havre mit dem atlantischen Ocean.

Auch im Inland ist Heilbronn ein sehr bedeutender Straßenknoten; sieben Hauptstraßen laufen hier zusammen. Diese sind: von Nordwesten die Heidelberger Straße; von Norden zwei Neckarthalstraßen, die eine auf dem linken Ufer von Wimpfen und Baden her, die andere auf dem rechten Neckarufer; von Osten die hohenlohesche Straße über Oehringen und Weinsberg, in welche

4*

verschiedene andere Straßen einmünden; von Süden die Stuttgarterstraße; von Südwesten die Straße am Neckar herab und aus dem Zabergäu und weiter von Karlsruhe und Straßburg her; endlich von Westen die aus dem Pfälzer Gauland und von Bruchsal her über Schwaigern.

In Württemberg liegt Heilbronn nicht mehr im Schwabenlande, sondern im alten Frankenlande, dem der ganze nördliche Theil des württembergischen Landes angehört. In diesem war Heilbronn nicht nur die bedeutendste Stadt im weiten Umkreise, sondern auch schon frühe eine blühende, reiche und angesehene Stadt im deutschen Reiche, eine der wichtigeren freien Reichsstädte.

2.

Und wie ist Heilbronn das geworden, was es ist? was berichtet uns die Geschichte von dieser Hauptstadt des württembergischen Unterlandes.

Heilbronn hat eine alte Geschichte. Zahlreiche Spuren ließ das Alterthum auf dieser Stätte zurück. Vorerst sind es Erinnerungen aus der Römerzeit, die uns hier begegnen. Die Römer, am Oberrhein stehend, wußten ihre Vorposten bis an den Neckar herauf auszudehnen. Aehnliche Monumente und Inschriften, wie bei Straßburg und Mainz, wurden zum Theil auch am untern Neckar zu Tage gefördert. Auf dem Böckinger Felde zeigen sich mehrfältige Gedenkzeichen dieser Art, bestehend aus Votivsteinen, Spuren römischer Castelle, Ueberresten von Brückenpfeilern, Schalen aus samischer Erde ꝛc. Auch ein bedeutender römischer Straßenknoten wurde bei Böckingen entdeckt, und zwei Stunden westlich von Heilbronn

stand auf der äußersten Ostecke des Heuchelbergs ein Wartthurm. Nicht unwahrscheinlich ist endlich, daß der Neckar in alten Tagen an Böckingen vorbei floß, von den Römern aber in sein jetziges Bett mit großer Mühe geleitet wurde.

Gegen das Ende des 3. Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung nahmen aber die Alemannen von unserer Gegend Besitz und es gelang den Römern nicht mehr, ihre Herrschaft wieder zu erlangen. So lange aber die Alemannen hier hausten, weiß die Geschichte fast nichts über diesen Theil Württembergs zu erzählen. Nur von den Greueln und Verwüstungen, die Attila, die berüchtigte Gottesgeißel, in dem nahen Wimpfen — damals Cornelia genannt — anrichtete, hat sie Näheres in ihre Tafeln verzeichnet. Mit dem Beginn des 6. Jahrhunderts vertreiben die Franken die Alemannen aus dieser Gegend; die Franken siedeln sich überall an und drücken dem eroberten Lande das eigenthümliche fränkische Gepräge auf, das sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Mit den Franken wurde das Christenthum heimisch und mit diesem verbreitete sich auch bessere Gesittung. Ist es auch nur die Sage, aus der wir die Fortschritte der christlichen Lehre vernehmen, so dürfte doch die sogenannte Michaelskirche oder Kapelle den ersten historisch begründeten Anhalt zu der Geschichte der Stadt Heilbronn geben, denn gerade diese Kirche bildete wahrscheinlich den Anfang Heilbronns und muß schon vor dem Jahr 746 bestanden haben.

Hören wir aber bei dieser Gelegenheit eine der Sagen, welche sich über die Einführung des Christenthums und über den Ursprung der Stadt Heilbronn eingänglich verbreitet.

Einer der irländischen Mönche, die das Christenthum in

Franken und Alemannien ausbreiteten, wirkte auch in der damals unwirthlichen Gegend am Neckar. Kilian — so hieß dieser Glaubensbote — hatte zum Sammelplatz eine Quelle erkoren und an dieser empfiengen die Neubekehrten die heilige Weihe. Das Werk dieses frommen Mannes war mit dem schönsten Segen gekrönt und groß war geworden die Zahl der Gläubigen. Allein nach Kilians Weggang und vollends nach seinem Märtyrertode im Jahre 689 nahm die Finsterniß in den Gegenden des Neckars nur in um so größerem Maße zu; die Quelle, an der Kilian einst getauft hatte und wo nun ein Schüler desselben das Evangelium predigte, wurde ganz selten von Heilsbegierigen aufgesucht.

Unweit des Neckars, da wo sich die Sulm mit ihm einigt, liegt ein Berg, der Scheuerberg genannt; ein Thälchen zieht sich zu dessen Fuße hin. Aber zu jener Zeit gab es hier weder lachende Gefilde, noch grünende Auen. Auf den Bergen und in den Gründen stunden uralte Eichen, in deren Schatten der furchtbare Ur weidete, deren Wurzeln der wilde Eber durchwühlte.

Eines Tages jagte nun Kaiser Karl der Große gerade in diesem Forste. Vom Durste getrieben, suchte er mit Einigen seines Gefolges eine Quelle, welche — bald gefunden — ihn mit ihrem krystallhellen Wasser erquickte. Da nahte dem Kaiser ein Priester, dessen Aeußeres Gram und Kummer verrieth. Karl ließ wohlgefällig sein Aug' auf dem Gottesmann ruhen. Hierdurch ermuthigt, sprach dieser: „Es ist für mich gar schlimme Zeit; vor vielen Jahren hat der heilige Märtyrer Kilian hier die Lehre Christi verkündigt und den Gläubigen mit dem Wasser dieser

Quelle die heilige Taufe gegeben. Aber heute steht sie verödet; Niemand will sich mehr taufen lassen. Sogar in den Herzen derer, die vormals freudig an Jesum hielten, ist es wiederum finster geworden. Heidnische Priester schleichen umher, die Menschen zu berücken, und ich wandle herum als ein müßiger Diener des Herrn. „Sei getrost", entgegnete ihm gnädig der Kaiser, „ich will es versuchen, deinen Kummer zu lindern, so anders der Herr mir Kraft und Gedeihen verleiht; denn so wahr ich Kaiser bin, das Werk meines Herrn soll länger nicht mehr durch Menschenhände befleckt oder aufgehalten werden! Und so, wie ich hier an dieser Quelle meinen leiblichen Durst gestillt habe, will ich sie auch zum Borne himmlischen Segens für die Seelen der Menschen machen."

Fröhlich gieng der Priester wieder an sein erhabenes Werk. Karl aber berief eine Menge Arbeiter. Auf der Quelle ließ er ein Gotteshaus bauen, darinnen das Werk des Evangeliums zu bestellen und neu zu beleben. Er selbst ermahnte die Arbeiter, nicht Fleiß und Mühe zu sparen an einem solch' heiligen Werke. Bald war der Bau vollendet. Die Wälder lichteten sich. Freundliches Gelände gab reichen Ertrag. Zudem wirkte das Beispiel des frommen Kaisers, der sich auch hier als ein demüthiger Knecht seines Herrn gezeigt hatte, so schnell, daß dem Wort vom Kreuze die Menschen begierig zuhörten und das Evangelium raschen Fortgang gewann.

Dem Gotteshaus selber mehr Ansehen zu verleihen, ließ Karl in der Nähe desselben sich ein eigenes Haus erbauen; die Quelle aber nannte er, „H e i l i g b r o n n e n."
Bald siedelte sich um dies Haus des Herrn eine Menge

Menschen an und herrlich erblühte in kurzer Frist ein stattlicher Wohnplatz. Das Rauschen der Quelle hört man noch jetzt, gleichsam als Stimme eines abgeschiedenen segenspendenden Geistes.

Während wir uns mühen, dieses Rauschen zu vernehmen, tritt uns ein Kenner der Geschichte Heilbronns an die Seite und schon seine freundliche Miene zeigt uns an, daß er uns gerne ein Scherflein aus seinem Schatze verabreichen will. Unserer Bitte, über Heilbronns Vergangenheit eines Näheren uns zu belehren, will er mit Vergnügen entsprechen. Leihen wir ihm also ein aufmerksames Ohr.

Was die Entstehung des weltlichen Heilbronns — so beginnt er *) — betrifft, so ist sie in dem Umstand zu suchen, daß die fränkischen Könige bei ihren Eroberungen den dritten Theil des eroberten Landes für sich als gute Beute behielten, sei es, um ihr Kriegsgefolge damit zu belohnen und zu belehnen, sei es als unmittelbares Eigenthum, als königliches Kammer- oder Saalgut. Wo es auf diesen Saalgütern ihnen günstig und genehm däuchte, legten sie Meiereien an, bei welchen da und dort auf Lieblingssitzen der Könige sogenannte Palatien erbaut wurden, um die sich hinwiederum die Wohnungen königlicher Beamten, Diener, Höriger und anderer sammelten, denen die Nähe eines Königssitzes eine solche Ansiedlung wünschenswerth machte, während die königliche Frömmigkeit sei es aus eigenem oder aus fremdem Antriebe nicht ermangelte, eine

---

*) Kuttler, G., Heilbronn, seine Umgebungen und seine Geschichte, 1859.

Kirche oder Kapelle zu bauen und aus dem königlichen Kammergut gehörig auszustatten.

Einen solchen Anfang müssen wir uns auch bei Heilbronn denken, welches ursprünglich eine Meierei der fränkischen Könige, dann eine königliche Pfalz mit einer eigens dazu gestifteten Kirche war, zu welch letzterer bald ein jährlicher Markt am Tage des Schutzheiligen, des Erzengels Michael, hinzukam. Von diesem Markte kommt die jetzt noch bestehende Michaelismesse in Heilbronn her, und der Markt selbst mag nicht wenig zur allmäligen Vergrößerung der um die königliche Pfalz und die Kirche sich bildenden Ansiedlung beigetragen haben. Daß um den von den fränkischen Hausmeistern, Königen und Kaisern mit ihrem Hofhalt nicht selten besuchten Sitz und um die heilige Stätte, wo aus weitem Umkreis die Menge zum Gottesdienst sich einfand, bald Kaufleute, Handwerker aller Art, sogar auch Künstler und andere Ansiedler sich niederließen, ist leicht begreiflich. Alle diese zusammen bildeten nach und nach eine bürgerliche Gemeinde, welche unter königlichen Beamten stand und den Keim der späteren Reichsstadt bildete. Ein alterthümliches Haus auf dem Marktplatz in Heilbronn welches links vom Rathhaus die Ecke des Marktplatzes und der zum Bahnhof führenden Straße bildet, wird heute noch als Wohnung dieses königlichen Schultheißen bezeichnet, der aber später in reichsstädtischen Zeiten dem von den Bürgern gewählten Schultheißen weichen mußte.

In welchem Jahre Heilbronn zur königlichen Pfalz erhoben wurde, kann nicht bestimmt angegeben werden, jedenfalls aber vor dem Jahr 746. Wahrscheinlich bleibt übrigens immer, daß der Bau der Michaeliskirche und der Name

„Heiligbrunn" mit dem Bronnen in Verbindung steht, der noch jetzt, wenn auch leider versiegt, gleichsam das Wahrzeichen der Stadt bildet. Und die Michaeliskirche stand höchst wahrscheinlich da, wo sich — vielleicht auf ihren Ueberresten — die Kirche des Deutschordens später erhob.

Die Kammergüter, welche zu dieser königlichen Pfalz gehörten, kamen nach und nach an verschiedene Grafen und Herren, wie die von Löwenstein, Weinsberg, Calw, Hohenlohe ꝛc. Anderes fiel den Klöstern Murrhardt, Schönthal, Adelberg u. s. f. anheim. Die Villa Heilbronn aber, welche lange Zeit in einem eigenthümlichen abhängigen Verhältniß zu dem Bisthum Würzburg stand, wurde zuerst von Heinrich III. zur Stadt erhoben, dann wahrscheinlich von den Hohenstaufen mit Mauern umgeben, mit allerlei oft durch schwere Opfer erkauften Gerechtigkeiten bedacht und endlich durch Rudolph von Habsburg um 1228 mit den Rechten, Gerechtigkeiten und Freiheiten der Stadt Speier ausgestattet. Die Stadt hatte dadurch freilich noch nicht die vollständigen Rechte einer freien Reichsstadt, sofern ihr namentlich noch ein königlicher Vogt und Schultheiß gesetzt wurde; allein unter Karl IV. fiel auch diese letzte Schranke freier bürgerlicher Entwicklung; sie erwarb 1360 das Recht, aus der Mitte ihrer eigenen Bürger den Schultheißen zu erwählen. Somit ist Heilbronn im Jahr 1360 aus einer königlichen Stadt eine freie Reichsstadt geworden und hat sich als solche in ihren Rechten und Befugnissen möglichst abgeschlossen. Kaiser Friedrich I. hatte ihr schon lange zuvor drei Farben — blau, roth und weiß — und in das Wappen einen schwarzen Adler in gelbem Felde gegeben.

Schon damals war der Handel der Stadt blühend. Hiezu begünstigte sie ihre Lage an der Wasserstraße des Neckars und an den Heerstraßen, welche aus dem Süden — aus Venedig und der Lombardei über Augsburg und Ulm — nach dem mittleren und nordwestlichen Deutschland führten, wie an der großen Straße, auf welcher die reichen Nürnberger die Erzeugnisse ihres Gewerbfleißes und die verschiedenen Gegenstände ihres Handels nach dem Westen brachten. Neben dem Handel war — wie heute noch — der Weinbau eine Haupterwerbsquelle der Bürger, die sich außerdem noch durch regen Gewerbsfleiß auszeichneten. Durch ausgedehnte Wollen- und Leinwandweberei, Färberei, Tuch- und Lederfabrikation brachten sie die Stadt zu Wohlstand und Ansehen und sicherten ihr dadurch in der Reihe der Städte eine bedeutende Stelle. Das Gebiet der Stadt selber erweiterte sich nach und nach auf die umliegenden Dörfer, deren sie zuletzt vier: Böckingen, Neckargartach, Flein und Frankenbach, nebst mehreren Höfen zählte.

Die Reichsstadt Heilbronn theilte im Allgemeinen die Geschicke der übrigen süddeutschen Reichsstädte. Sie spielte ihre Rolle in den Städtebündnissen des 14. und 15. Jahrhunderts und in den steten Fehden der Städte wider die eifersüchtigen und nach Ausbreitung der eigenen Macht lüsternen Edeln und Fürsten, unter denen namentlich die Grafen von Württemberg gar gefährliche Nachbarn waren. In der Reformationszeit wandte sie sich bald der neuen Lehre zu, welche mit rastloser Thätigkeit und frei von aller Menschenfurcht von dem berühmten Reformator Heilbronns, Lachmann, dem Sohn eines dortigen Glockengießers, verkündigt wurde, während ein anderer Heilbronner, der bekannte

Theologe Eberhard Schnepf, in anderen Kreisen eifrig die Sache der Reformation förderte. Freilich hatte die Stadt hiefür sehr zu leiden. Besonderes Ungemach und große Verheerung brachte ihr der dreißigjährige Krieg (1622 Schlacht bei Wimpfen); die Greuel des Kriegsvolks, Theuerung, Hunger und Seuchen lagen schwer auf der Stadt, die in den Jahren 1634 und 1646 Belagerungen heftigster Art zu erleiden hatte. Nicht geringere Noth und fast unersetzbaren Verlust brachten die französischen Raubzüge am Ende des 17. Jahrhunderts. Noch steht an einer der belebtesten Straßen der Stadt die ausgebrannte Kirche mit ihrem Thurm als ein warnendes Denkzeichen dessen, was sich deutsche Geduld und Zerrissenheit von den Nachbarn jenseits des Rheins zu versehen hat.

Aehnliche, wenn gleich weniger drückende Belästigung führte im Anfang des 18. Jahrhunderts der spanische Erbfolgekrieg herbei; besonders aber gaben die französischen Revolutionskriege am Ende desselben Jahrhunderts dem Wohlstand und Handel Heilbronns empfindliche Stöße. Nicht nur brachten zahllose Einquartierungen, Lieferungen und Contributionen, welche die französischen Generale der Stadt aufbürdeten, die größten pekuniären Verluste, sondern die Stadt verlor auch in Folge dieser Kriege ihre Selbstständigkeit als Reichsstadt und kam nach den Bestimmungen des Lüneviller Friedens und des sogenannten Reichsdeputationshauptschlusses mit noch vielen andern Reichsstädten und geistlichen Besitzungen an Württemberg, welches am 7. September 1802 von der Stadt und ihrem Gebiete Besitz nahm. —

Heilbronn konnte jedoch den Verlust seiner Reichsfreiheit, begreiflicher Weise, lange nicht verschmerzen, und heute noch hegt es im Bewußtsein seiner natürlichen Bedeutsamkeit und seiner eigenen Hülfsquellen, so wie im Andenken an seine vorige Größe nicht geringes Selbstgefühl anderen Städten und neueren Verhältnissen gegenüber. Hiezu dürfte auch noch die alte National-Empfindlichkeit der Franken gegen die Schwaben kommen, an der um so zäher fest gehalten wird, als man — trotz der Meinung von Ueberlegenheit — durch die Gewalt der Dinge dennoch diesen angereiht und mit ihnen verschmolzen wurde.

Allein die zahlreichen Wohlthaten, welche der „guten" Stadt Heilbronn während der Regierung des Königs Wilhelm zuflossen; die sichtliche Milde und königliche Gnade, deren sie sich stets zu erfreuen hatte; die allseitige Hebung ihrer Interessen: dies Alles hat wohlthuend auf die vormals verletzten Gemüther gewirkt, und mit ergreifenden Worten preisen die Unparteiischen und Unbefangenen die Milde des gerechten Landesvaters. „Die blühende Gegenwart Heilbronns hat eine noch blühendere Zukunft vor sich. Möge die Stadt unter Gottes Schutz derselben in friedlicher und freudiger Entwicklung entgegengehen!"

3.

Die Gegensätze des Alten und Neuen treten wohl selten in einer Stadt so scharf hervor, wie in Heilbronn; es ist eine Stadt der Contraste. „Gepfropft auf den knorrigen Stamm einer uralten Reichsstadt, hebt sich Heilbronn täglich mehr als Handelsstadt jünglingsstark empor und ent-

wickelt Blüthe um Blüthe." Unweit der Brücke über den Neckar findet sich der Neckarkanal, und ein geräumiger Hafen, aus frischgehauenen Quadern erbaut, ist mit Schiffen und Nachen zahlreich gefüllt und die größte Geschäftigkeit breitet sich an dieser Stelle aus; mit nicht geringer Verwunderung sehen aber die alten Gebäulichkeiten dort drüben und die von Zwischenraum zu Zwischenraum sich in der Stadtmauer aus rauhem Gestein erhebenden Thürme, geschwärzt von Jahrhunderten, jenem unruhvollen Getriebe der Gegenwart zu. In der Stadt selbst erheben sich neben den Bauten mit Erkern und Winkeln die schönsten Paläste der Neuzeit. Während Thürme und Kirchen auf längst entschwundene Tage hinweisen, fesseln nicht selten neugegründete, schmucke Gebäude das Auge. Hier erscheint der Stempel alter germanischer Bauart: dort verkündet die Pracht und der Luxus des Hauses den Reichthum des Kaufherrn. Und vor ihren Häusern halten nach alter, anererbter Sitte die Heilbronner zur Zeit der Sommersonnenwende heute noch ihr Johannisfest. Kämen wir während dieser Zeit hieher, so fänden wir die gutmüthigen, freundlichen Leute des Abends vor dem Hause speisend. Freunde werden zu solchen Abendmahlzeiten eingeladen und guter reiner Rebensaft weckt dann die heitere Stimmung, den launigen Humor. — Vergegenwärtigen wir uns endlich vom Interessanten wenigstens Einzelnes!

Da zieht vor allem Andern die schöne Hauptkirche zu St. Kilian unsern Blick auf sich. Sie steht am Markte. Als ehrwürdiges Alterthum macht sie einen erhebenden Eindruck. Schon im Jahr 1013 soll der erste Stein zu ihr gelegt worden sein. Vollendet wurde sie erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Die Ausführung des Baus gehört da-

gegen dem 15. Jahrhundert an. Zur Zeit des Beginnes des Baues wurde vielleicht der Mammuthsknochen gefunden, den man im Chor der Kirche hängen sieht und den die Volkssage längst zu einem Riesenbein gemacht hat.

Dieser Chor, den man im Jahr 1475 zu bauen anfieng, ist mit vielem Geschmack ausgeführt und zeugt von der Blüthe deutscher Baukunst. Das Innere der Kirche ist sehr schön; die Gewölbe sind hoch gesprengt, die Säulen und Pfeiler sehr niedlich gearbeitet. Vor einem zierlichen Sakramenthäuschen kniet der Stifter desselben. Unter dem Hochaltar will man das geheimnißvolle Murmeln der Quelle des Siebenrohrbrunnens vernehmen; der Brunnen selber, dem Heilbronn bekanntlich seinen Namen verdanken soll, befindet sich hinter dieser Kirche ziemlich tief unter der Straßenfläche in einer ausgemauerten Vertiefung. (Leider wurde demselben sein Wasserreichthum durch artesische Brunnenbohrungen verkümmert; deßhalb tauchte die Meinung auf, daß dieses Versiegen der herrlichen Quelle vielleicht ein Zeichen dafür sein möchte, die Stadt erwarte ihr neuestes Heil nicht mehr von den Quellen eines „heiligen Bornes,“ sondern von den industriellen Quellen der Neuzeit.)

Die Länge des ganzen Gebäudes von Westen nach Osten mit Einschluß der Strebepfeiler ist 250 Fuß. Das Schiff ist rein im gothischen Styl aufgeführt; zwei Wandungen, welche auf Säulen ruhen, theilen es in das Hauptschiff und in zwei schmälere Seitenschiffe. Im Licht ist das ganze Schiff 71′ breit, der Chor aber hat ein Breite von 72′ Höhe; oben mit zierlichem Laubwerk durchbrochene Fensterbögen verschaffen dem Chor eine Helle, welche mit der spärlicheren Beleuchtung im Schiffe nicht unangenehm kontrastirt.

Der Ort um die Kanzel, wo das Ohr mehr in Anspruch genommen wird, ist etwas matter beleuchtet, während im Chor, wo die kirchlichen Handlungen verrichtet werden, sich ein heller, heiterer Glanz des Himmels verbreitet.

Wie viele bewunderungswürdige Kunst auch an dem Aeußern und Innern dieses ehrwürdigen Alterthums zu finden sein mag, so vermißt der Kenner doch an demselben eine harmonische Verbindung der einzelnen Theile zu einem Ganzen: Einheit des Styls. Diese Kirche theilt nämlich mit so vielen ihrer Schwestern das gleiche Schicksal. Jahrhunderte giengen oft an einem solchen Baue vorüber, bis er unter dem Drange widriger Umstände vollendet war. Man begann oft ein solches Werk, ohne zu wissen, woher nur die Gelder zu nehmen sein werden. Die Kirche — die Geistlichkeit — verließ sich auf ihr gutes Glück, die Gläubigen für einen solchen Bau zu begeistern. In Zeiten der Noth, die bekanntlich aller Begeisterung ein Ende machen, wurden aber die Gemüther kälter; man stellte den Bau ein und setzte ihn oft nach einem Jahrhundert erst unter günstigern Aussichten fort. Für die Kunst gieng dadurch viel verloren; jedes Jahrhundert baute nach seinem Geschmack; die Einheit des Styls — wie konnte sie noch festgehalten werden? Darum gibt es auch so wenig alte Kirchen von reinem Styl. Dem Kunstverständigen verschafft übrigens ein solches Denkmal aus alten Tagen den Genuß, die Style verschiedener Jahrhunderte aufzufinden und sich über ihr Verhältniß zu einander und zur Idee des Schönen zu unterrichten.

Das Gesagte findet seine volle Anwendung auf die Kilianskirche. Der Riß war ohne Zweifel größer, als wir jetzt die Ausführung vor uns haben.

Das Jahr 1529 schaute den steinernen Riesen auf der Spitze des 225 Fuß hohen Thurms. An dem Thurme selber macht sich ganz besonders der Mangel an Einheit des Baues bemerklich. Während der untere Theil desselben im germanischen oder gothischen Style aufgeführt ist, zeigt sich in seiner weiteren Bauart ein höchst seltsamer Einfluß des italienisirenden Renaissance-Styls. Von den acht Glocken, die sich in dem Thurme befinden, hat die größte ein Gewicht von 8000 Pfunden. Ob eine dieser Glocken diejenige ist, welche voreinst in der längst verschwundenen Michaelskirche auf dem Wunnenstein sich fand, mag folgende Sage beweisen, die uns G. Schwab aufbewahrt hat. Hören wir also —

Die Glocke vom Wunnenstein.

Es steigt ein schöner Hügel,
Er steht voll Wald und Wein;
Dort weht der Lüfte Flügel
So kühlend und so rein.
Er trägt umsonst von Wonne
Den alten Namen nicht,
Es glänzt sein Haupt voll Sonne
Bis spät zum Abendlicht.

Dort lauschte heil'gen Klängen
Die graue Vorzeit schon:
Eine Glocke sah man hängen,
Die gab so hellen Ton.
Sie glänzte goldig im Blauen,
Wenn sie geschwungen ward,
Von frommen Klosterfrauen
Geschenk von selt'ner Art.

In ihrem Erz da lebte
So segenvolle Macht,
Als wenn ein Herz d'rin bebte,
Laut schlüg' auf hoher Wacht.
Wenn die Gewitter dräuten,
Hört' man aus hohem Sitz
Sie durch die Donner läuten,
Und sah sie glüh'n im Blitz.

Und auf die fromme Stimme
Horcht' aller Wolken Schaar,
Daß sie in scheuem Grimme
Zerstäubten wunderbar.
Da fuhren links die Wetter
Zum Alpgebirge bald,
Und rechts ab mit Geschmetter
Zum fernen Odenwald.

Im tiefen Dorf den Lauben
Kein Blättlein war gekränkt,
Die Pfirschen hatte, die Trauben
Ein süßer Thau getränkt.
Es wogten froh die Aehren,
Und wie vom Regen die Flur,
So glänzte von Freudenzähren
Der Menschen Antlitz nur.

Da sieht im stillen Neide
Heilbronn, die reiche Stadt,
Daß solche Wetterscheide
Ein armes Dörflein hat.
Sie ist bereit zu legen
Ihr Gold den Weg entlang,
So bald der Glocke Segen
Von ihrem Thurme klang.

Und unter dumpfem Dröhnen
Die Glocke steigt vom Thurm,
Es tönt, wie banges Stöhnen,
Zerriss'ner Klang im Sturm.
Auf einen stolzen Wagen
Läd't sie das Stadtvolk auf;
Er kann die Wucht kaum tragen,
Oft stockt der Rosse Lauf.

Und wie sie langsam führten
Durch's Thal den Trauerzug,
Die Wind' und Wolken sich rührten,
Sich senkte der Vögel Flug,
Und brütend lag die Hitze
Auf Feld und Wald ringsum,
Es leckten scheue Blitze
Den Boden bleich und stumm.

Und als sie vor den Thoren
Abluden ihren Hort,
Da sprach in ihren Ohren
Der Donner ein zornig Wort;
Und als man hub die Glocken
Mit Eile den Thurm hinan,
Sie kam hinauf nicht trocken,
Zu traufen es begann.

Jetzt ist es Zeit zu läuten;
Der Thürmer faßt den Strang.
Doch wehe, was will's bedeuten?
Die Glocke gibt keinen Klang!
Da draußen aber stürmet
Der Hagel und zuckt der Blitz,
Und Wolk' auf Wolke thürmet
Des Himmels finst'rer Sitz.

Wie bang sie horchen Alle
Zum Glockenthurm empor:
Nicht tönt von ander'm Schalle,
Denn schwerem Donner das Ohr.
Es winkt des Himmels Feuern
Das glühende Metall,
Und Häuser und volle Scheuern
Ergreift der Flamme Schwall.

Die Felder sind zerschlagen,
Die Bäume sind zerschellt,
Von Beten und von Klagen
Erschallen Stadt und Feld.
„Die Luft läßt nicht vom Sturme,
Der Himmel hängt voll Nacht,
Seit wir nach uns'rem Thurme
Den stummen Fluch gebracht!"

So lösen sie mit Zittern
Die Glock' im hohen Haus,
Da hallt von den Gewittern
Der Donner mälig aus.
Mit Macht und Müh' gehoben,
Steigt sie zum Wagen empor;
Der blaue Himmel droben
Thut auf das schwarze Thor.

Zwölf starke Rosse ziehen
Am Wagen schnaubend fort;
Doch fehlt die Kraft den Knien,
Sie kommen kaum vom Ort;
„Eilt, eilet, seid nicht träge,
Fort mit dem schlimmen Gast!" —
Doch auf dem halben Wege
Erliegen sie der Last.

Es hatten groß Betrüben
Die Bürger bei dem Zug;
Da kommt vom Dorfe drüben
Ein Bäuerlein am Pflug.
Wie der die Glock' erblicket,
So weint er wie ein Kind,
Hat schnell sich angeschicket,
Lös't seine Stiere geschwind.

Er spannt sie vor den Wagen
Und schickt die Rosse fort,
Die Bürger steh'n und zagen —
Denn auf sein Schmeichelwort
Ermannen sich die Thiere,
Sie ziehen rüstig, leicht.
Am Dorfe sind die Stiere,
Bevor der Tag erbleicht.

O herzlicher Willkommen
Mit Liedern und Gebet!
Wie aller Angst entnommen,
Das Dörflein aufersteht!
Denn auf den Knie'n gelegen
War es in Wettersnacht,
Weil draußen stand sein Segen
Verwaist und unbewacht.

Es stand der Berg im Flimmern
Des letzten Sonnenstrahls,
Und wieder sah man schimmern
Die Wächterin des Thals;
Und als des Abends Dunkel
Verhüllend niedersank,
Ertönt' im Sterngefunkel
Von selbst der fromme Klang.

Da stehen wir ja vor dem oft genannten Siebenrohrbrunnen. Die Wasserleitung zu demselben soll so großartig sein, daß ein Mann bequem aufrecht in ihr gehen könne. Die Anlegung derselben von der Fassung der Quelle an soll aber auch so große Kosten verursacht haben, daß die Stadt den Lautenbacher Hof verkaufen mußte, um die Unkosten, die dieses Bauwesen hervorrief, mit dem Erlöse zu bestreiten. In früheren Tagen drang das Wasser aus den sieben Röhren in solcher Fülle heraus, daß es sogar noch auf der Seite sich seinen Ausweg suchen mußte. Wie schade, daß dem Brunnen sein Wasser versiegte! Wie schade, daß ihm seine schönste Zierde, eine gothische Ueberdachung, ohne Noth genommen wurde! Möchten es Kunstfreunde vermögen, diesen Schmuck wieder herzustellen.!

Außer der Kilianskirche hat Heilbronn noch zwei Kirchen, welche zu gottesdienstlichen Zwecken verwendet werden: die Josephskirche bei dem Deutsch-Ordens-Hause und die Nikolaikirche. Erstere ist den Katholiken überlassen und steht wahrscheinlich auf der Stelle der alten Michaelskirche, denn die Kapelle unter dem Thurm und der untere Theil des Thurmes weisen auf einen der karolingischen Zeit angehörigen Ursprung hin. Letztere wurde erst in der neuesten Zeit ihrem verkommenen, höchst profanen Aussehen entrissen, würdig hergestellt und zu gottesdienstlichem Gebrauche tauglich gemacht.

Und welch ein großartiger Bau erhebt sich da vor uns? Es ist das Deutsch-Ordens-Haus, eines der merkwürdigsten der klösterlichen Einrichtungen. Hier hatte ehedem ein Commenthur des „deutschen Ordens" seinen Sitz.

Vor der Aufhebung dieses Ordens vereinigte das imposante Gebäude viele Denkmäler aus alter Zeit in sich. Ursprünglich soll dieses Haus dem Tempelorden gehört haben und von diesem an die deutschen Ritter übergangen sein. Die Tempelherren haben jedoch von ihren geheimnißvollen Bildern nichts an dem Gebäude zurückgelassen. Im Jahre 1210 erhielt es ein Asylrecht für Mörder. Nach Aufhebung des Ordens, im Jahr 1806, wurde das stattliche Haus zu einer Infanteriekaserne eingerichtet. Seit etlichen Jahren, d. h. seit die Garnison von Heilbronn zurückgezogen worden, ist es anderweitigen Bestimmungen überlassen.

Wollen wir auch noch die Franziskanerkirche aufsuchen? Bereits hörten wir, daß dies Gotteshaus im Jahre 1688 von den Franzosen gänzlich ausgebrannt wurde. Heute ist es möglichst eingebaut und dient zur Schrotfabrikation; Wohnungen und Läden befinden sich in seinem Erdgeschoß. Ein altbekannter Sinnspruch hat aus dieser Kirche seinen Weg in die weite Welt gefunden, ohne daß die Wenigsten wissen, wo er zuerst geschrieben gewesen. Er stund am Eingang der Kirche gegen Westen und lautete in seiner ursprünglichen Lesart folgendermaßen:

Ich leb', und weiß nicht, wie lang?
Ich sterb', und weiß nicht wann?
Ich fahr', und weiß nicht wohin?
Mich nimmt Wunder, daß ich so fröhlich bin!
Wenn ich bedenke den Tod und die ewige Pein,
So sollt' ich nicht so fröhlich sein! —

Wir haben vor uns das Rathhaus der Stadt Heilbronn. Sein ungemein kunstreiches Uhrwerk zieht sehr an. Es hat zwei steinerne Bilder, die abwechslungsweise

an zwei Glocken den Stundenschlag geben. Wenige Minuten vor diesem Schlage hören wir eine zur Linken der Tafel stehende Gestalt dreimal mit einer Posaune blasen. Und wenn vollends bei jedem Schlage zwei Widder sich aufgebracht mit ihren Hörnern stoßen, steigt das Staunen auf's höchste. Ebenso wunderbarlich erscheint unter den Widdern der Hahn, der alle vier Stunden kräht und seine Flügel gewaltig zusammenschlägt. Noch bemerken wir ein Bild zur Rechten der Tafel, das mit einem Stabe den Stundenschlag zählt, und, wenn dieser vorüber ist, die Sanduhr in seiner Linken umdreht. Die unterste große Tafel gibt die Zeitrechnung — die Monate, Wochen und Tage — in ihrem äußersten Umkreise an; ihr zweiter (mittlerer) Kreis enthält die zwölf Thierzeichen mit ihren Graden, ihr innerster aber die Wochentage mit den sieben Planeten.

Dieses Kunstwerk ist in der That sehr sehenswerth. Michael Müller hieß der Meister, der es verfertigte; es ist derselbe, von dessen Händen das Uhrwerk im Straßburger Münster stammt. Die Uhr in Heilbronn wurde 1580 vollendet. —

Wir gehen durch eine schmale, krumme Gasse, die Allerheiligenstraße, durch eine Seitenpforte am Neckar, jenen interessanten Thurm zu besuchen, der die Uferseite der Stadt ziert. Die Heilbronner heißen ihn nur „Götzen-Thurm". Er ist ein altes, viereckiges, fast 100' hohes Gebäude, oben mit einer Zinne versehen. Epheu und andere Schlingpflanzen, theilweise in riesenhafter Gestalt, wachsen an ihm hoch hinauf. Düstere Zellen finden sich in seinem Innern. In den

engen Fensteröffnungen derselben lassen da und dort Aeolsharfen ihre geisterhaften Töne hören, während in einer Halle eine Rüstung aufgestellt ist, die dem tapfern eisenhändigen Ritter eigen gehört haben soll. In diesem Thurm läßt nämlich die Volkssage den Ritter Götz von Berlichingen in der Gefangenschaft der Stadt Heilbronn schmachten. Wahrlich, ein schauerlicheres Gefängniß hätte sie dem edelsten aller Ritter nicht anweisen können! Ja, ja, „eine muthlose Finsterniß!"

Innere Unwahrscheinlichkeit hat jene Sage nicht. Eine Inschrift an der nördlichen Seite des Thurmes in 10 bis 12 Fuß Höhe zeigt deutlich die Jahreszahl 1392; mithin war der Thurm schon mehr als 100 Jahre vor der Gefangenschaft Götzens erbaut.

Aber lassen wir der Phantasie freien Lauf! Holen wir Göthe herbei! In seinen Schriften lesen wir von unserm Ritter. In diesem schwarzen Thurm sitzt der gefangene Götz bei seiner treuen Gattin Elisabeth. Hört ihr ihn sprechen: „In dieser muthlosen Finsterniß erkenn' ich dich nicht mehr!" Nun bereden sie den Wächter des Thurms, ihn „in sein klein Gärtlein zu lassen auf eine halbe Stunde, daß er der lieben Sonne genöße, des heitern Himmels und der reinen Luft."

Wir sehen in der Wirklichkeit freilich kein Gärtlein; erst müßten wir aus dem schmalen Zwinger eine Holzlage wegräumen und einige Mauern niederreißen, um ein Gärtlein schaffen zu können. Aber mit andächtigem Schmerze versenkt sich die Phantasie in die Worte des Dichters: „Löse meine Seele nun! — Arme Frau! ich lasse dich in einer verderbten Welt. Lerse, verlaß sie nicht! Schließt eure

Herzen sorgfältiger, als eure Thore! Es kommen Zeiten des Betrugs; es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen. — Gebt mir einen Trunk Wasser. — Himmlische Luft! — Freiheit! Freiheit!" —

Aber hier kommt die historische Kritik herbei, und sie zerstört uns ironisch lächelnd die schöne Illusion der Dichtung. Sagt sie doch, daß der „geschichtliche Götz" gar nicht hier gestorben ist, im Gegentheil habe er diese rührende Scene, die ins Jahr 1525 fallen würde, um 37 Jahre überlebt; denn er sei, mehr als 80 Jahre alt, auf seiner Burg Hornberg am Neckar in Frieden und Freiheit am 23. Juli 1562 verschieden. Seine Leiche, nach Kloster Schönthal geführt, ruht dort unter einem metallenen Denkmal im Kreuzgange. Zudem fällt auch Götzens Gefangenschaft zu Heilbronn sechs Jahre früher als der Bauernkrieg mit welchem sie der Dichter in Verbindung setzt; sie wurde ja durch seine Anhänglichkeit an den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg im Jahr 1519 herbeigeführt. Und wenn es — was wohl möglich ist — dieser Thurm war, der ihn aufgenommen hat, so beschränkt sich doch während vierthalb Jahren Haft sein Gefängniß in demselben auf eine einzige Nacht. — So unbarmherzig verfährt die Kritik mit den Gebilden der Phantasie!

Zur Entschädigung hiefür möge die naive Erzählung der ganzen Begebenheit aus des Ritters eigenem Munde hier folgen.

Götz war dem schwäbischen Bunde zu Möckmühl „in der Mausfalle" unterlegen und nach Heilbronn zur Verfügung des Rathes abgeführt worden. „Wie ich nun," er-

zählt er in seiner Selbstbiographie, zu Heilbronn etliche Wochen in einer Herberge verhaftet gelegen bin, da schickt der Bund Einen, der war von Konstanz, ein Schweizer — Stadtschreiber oder was er war — und hätt' eine Urphed' bei ihm. Die las er mir für in der Stuben in Beiwesen Vieler von Heilbronn, also daß die Stube voller Leut' war; und begehrt', ich sollt' solche schwören und annehmen; und wo ich's nit thät, hätt' der Bund geschrieben, sollten sie mich nehmen, und in Thurm legen. Aber ich schlug solche Urphed stracks ab; wollt' ehe ein Jahr im Thurm liegen." — Götz berief sich darauf, daß er in ehrlicher Fehde betreten worden sei und vertragsmäßig ein ehrlich, ritterlich Gefängniß anzusprechen habe. Aber seine Feinde bestellten die „Weinschröter," handfeste Gehilfen der Küfer; „die traten," fährt Götz fort, „zu mir in des Diezen Herberg' in die Stuben und wollten mich fangen. Ich, demnächst vom Leder und mit der Wehr' heraus. Da schnappten sie wieder hinter sich, und baten mich die Bürger des Raths fleißig, ich sollt' einstecken und Fried' halten; sie wollten mich nit weiter führen, denn auf das Rathhaus. Da glaubt' ich ihnen auch; und wie sie mich in der Herberg' zur Stuben hinausführten gieng meine Hausfrau gleich die Stiegen herauf und war in der Kirche gewest. Da riß ich mich von ihnen, und gieng zu ihr und sagt': Weib, erschrick nicht, sie wollen mir eine Urphed fürlegen, die will ich nit annehmen, will mich ehe in Thurm legen lassen. Thue ihm aber also: reit' hinauf zu Franziskus von Sickingen und Herrrn Georgen von Fronsperg" — diese waren Hauptleute des Bundes — „und zeig' ihnen an, die ritterliche Gefängniß, wie mir zugesagt, wolle nicht gehalten werden;

(ich) versehe mich, sie werden sich als Redliche vom Adel und Hauptleute wohl wissen zu halten. Das thät nun mein Weib; und führten mich die Bündischen mit uf das Rathhaus, und von dem Rathhaus in Thurm und mußt dieselbige Nacht darin liegen. Und wie sie mich uf den Pfingstabend hineinlegten, mußten sie mich uf den Pfingsttag frühe wieder herausthun, und führten mich also darnach wieder uf das Rathhaus, da waren etliche des Raths bei mir in der Stuben."

Indessen war des Ritters treue Hausfrau vom Bundeslager zurückgekommen. Der ganze Haufe des schwäbischen Bundes zu Roß und zu Fuß zog dem Gefangenen gegen die wortbrüchigen Rathsherren der freien Reichsstadt zu Hilfe. Diese fingen an zu zagen und ersuchten den Ritter, er möchte seine Hausfrau wieder hinausreiten und für sie bitten lassen. Aber der ergrimmte Götz trat zu seiner Frau und flüsterte ihr ins Ohr: „Sag zu meinem Schwager Franziskus von Sickingen und Georg von Fronsperg, sie haben mich gebeten, ich sollt' für sie bitten. Aber sag' zu ihnen, was sie haben im Sinn, so sollten sie fortfahren. Ich wollt' gern sterben und erstochen werden; allein, daß sie all' mit erstochen würden!" Die Frau richtete das aus, und die Herren erwirkten dem Ritter ehrliche Haft, aus welcher er endlich im vierten Jahr (1522) um zweitausend Goldgulden, die er bei guten Herren und Freunden aufbrachte, erlöset ward.

Heute noch grünt das Geschlecht der Berlichingen. Auf dem Stammgute zu Jaxthausen befindet sich auch Götzens ächte eiserne Hand, die dieses Stammschloß des Ritters nicht wieder verlassen soll.

Und nun zurück zu dem berühmten Thurme. Noch lange wird er, ein Denkmal, an diese Begebenheit mahnen. Mag er auch selber den größten Gegensatz bilden zu dem rastlosen Jagen der Neuzeit: der Besucher Heilbronns wird ihm jedenfalls zueilen und ihm nicht blos einen Augenblick widmen!

4.

Schön könnten wir gerade die innere Stadt nicht nennen. Besteht sie doch aus lauter sehr engen und krummen Gassen, in der ältesten Gegend (im nordwestlichen Theile der inneren Stadt) sogar aus häßlichen, übelriechenden Gäßchen. Diese, bewohnt von den zahlreichen Weingärtnern und Feldbauern der Stadt, kontrastiren freilich am stärksten gegen die neuen, schmucken Vorstädte mit ihren großartigen Gelassen. Daß in der Altstadt der Marktplatz und die angrenzenden Straßen am hübschesten sich ausnehmen, daß auch in der Hauptstraße, die der Länge nach, jedoch in Krümmungen, durch die Mitte der Stadt läuft, ansehnliche Gebäude stehen, haben wir längst bemerkt. Die Stadt, außerordentlich enge gebaut, nimmt daher im Verhältniß ihrer Einwohnerzahl von über 14,000 Menschen einen kleinen Raum ein; darum ist sie auch so sehr belebt; darum mußte man mit ihrer Erweiterung durch den Zuwachs der Bevölkerung vor die Stadt hinaus; darum entstunden in kurzer Zeit neue Vorstädte mit freundlichem Anblick.

Eine Zierde Heilbronns sind die großen Baumgänge um seine östliche Hälfte und die Menge der angrenzenden,

sehr schönen Gärten mit einer großen Zahl hübscher Garten- und Landhäuser, die noch in der Thalebene die Stadt umgeben. Und dieser liebliche Schmuck der Gärten, jene reichen Rebenhügel an der Ostseite und die üppigen Fluren der Ebene: sie verleihen der Landschaft Heilbronns ein so lachendes, ja wonniges Gepräge, daß man in ihr wie geladen ist zu dem heitersten Lebensgenusse. Und so ist auch in der That das Heilbronner Volk ausgezeichnet durch seine muntere Fröhlichkeit; die Wonne, welche die Natur durchglüht, klärt auch das Antlitz des Sorgenbeladenen; die Luft, welche die ganze Landschaft umspielt, wirkt wohlthuend auch auf gebeugte Herzen. Ja, wer möchte noch jammern und klagen, wenn eine liebende Hand die Fülle der Freuden bietet? Wer könnte noch grämlich die Welt und die Menschen fliehen, wenn ringsum ein Garten mit duftenden Blüthen und prangenden Schätzen sich öffnet und zwingt zum Genusse? — Glückliche Menschen, denen der gütige Vater der Liebe unendlichen Reichthum der Liebe in solchen Wundern der Erde geschenkt! Doch — jeder Gegend, den Menschen allwärts hat ja die Liebe ihr eigenthümlich Liebes und Schönes geschenkt. Deßhalb Bewunderung nur, aber nicht Neid! —

Heilbronn bildet längs des rechten Neckarufers ein ziemlich regelmäßiges, geschlossenes längliches Viereck, ist also mehr lang als breit. Ein kleiner Theil von ihm liegt auf der vorderen Neckarinsel unterhalb der Stadt und ist durch eine kleine Brücke mit dieser verbunden. — Steinerne Gebäude besitzt auch Heilbronn — gleich den älteren schwäbischen Städten — wenige, ungeachtet es ganz in der Nähe,

in der östlichen Hügelterrasse, ein so treffliches Material besitzt. Aus dem dortigen Steinbruche, dem größten in ganz Württemberg, geht eine Menge Bausteine den Neckar hinab in die Rheinstädte, und es wurden selbst Theile des Kölner Doms mit ihnen gebaut, und sogar Bildwerke, die sich in Mannheim, Schwetzingen ꝛc. finden, sind aus diesen Steinen gehauen. Es ist derselbe feinkörnige, gleichartige, leicht zu bearbeitende und dauerhafte, hellgelblich-grauliche Werkstein der Keuperformation, wie ihn namentlich auch Stuttgart besitzt.

Welches Gepräge unser Heilbronn an der Stirne trägt? Den größten Eindruck macht es als Hauptstapelplatz des Handels und der Neckarschiffahrt, sowie als Fabrikstadt. In dieser Beziehung wollen wir nunmehr die Stadt betrachten.

Heilbronn ist seit langen, langen Jahren ein bedeutender Handelsplatz und Gewerbeort; die Neuzeit hat es zum Centralpunkt des Verkehrs, des Handels und der Industrie des ganzen untern Neckarlandes gestempelt. Ein lebendigeres Bild des Handels wird sich in ganz Schwaben nirgends mehr finden! Darum nannten wir diese Stadt auch die „Metropole des Handels.“

Und ein unentbehrliches Hilfsmittel zu diesem außerordentlichen Verkehr ist der Fluß, der die Stadt bespült. Der Verkehr selber wird thalabwärts, mit der Vergrößerung eines Flusses und seiner Verstärkung durch Nebenflüsse und deren Gebiete, naturgemäß größer und größer; nimmt er ja immer mehrere Verkehrslinien von den Seiten

her in die seinige auf und beherrscht auch die obere Verkehrsstraße des Flußgebiets. So floßen denn alle Adern des Verkehrsbetriebs des ganzen Neckargebiets mit den Rheingegenden, sowie der weiteren Gebiete, für welche der Neckar die vermittelnde Ader bildet, in Heilbronn zusammen, das auf dem ganzen unteren Neckargebiete bis Mannheim keine Nebenbuhlerin mehr hatte. Und so ist denn heute Heilbronn nach Frankfurt und Mannheim, neben Mainz, Nürnberg und Augsburg einer der ersten Handelsplätze von ganz Südwest-Deutschland. Daher ist es auch in Württemberg nach der Residenzstadt und nach dem alten Ulm die größte und wichtigste und bedeutungsvollste Stadt.

Und eine Stadt der Schiffahrt und des Handels zu sehen, sollte nicht interessant sein? Ist es doch ein neues Lebensgemälde, das hier vor Augen und Seele sich aufrollt! Mit gespannter Aufmerksamkeit gehen wir an dem schönen Kanal, dem Wilhelmskanal, und an dem Hafen hin und her; wir hören den Aufschlüssen eines Freundes, der uns mit diesem und jenem Neuen bekannt macht, ununterbrochen zu, schauen die Schiffer bewundernd an und können uns kaum satt sehen an diesem Treiben, das erstmals sich unsern Blicken zeigt.

Der Kanal sammt dem Hafen, an dessen Ausfluß der Neckar 470 par. Fuß Meereshöhe hat, schließt sich fast an die Brücke an. Er wurde im Jahr 1821 vom Staate erbaut und zwar mit einem solchen Aufwand von Stein- und Holzmassen, daß ihm seine Dauer hinlänglich gesichert ist. Zugleich ist er, vollendet, ein lebendiges Zeugniß

dafür, was menschlicher Fleiß erreichen und leisten kann. War seine Größe auch damals mehr als genügend: die letzten Jahre brachten eine solche stets wachsende Zahl von Schiffen und Waaren herbei, daß er dem ungemein großartigen Verkehr zu klein geworden. Ein zweiter Hafenbau wurde deßhalb in Angriff genommen und glücklich vollendet, und mit den Bauten des Bahnhofs und seiner Zubehörden bildet dieser Theil Heilbronns streng genommen eine für sich bestehende Neustadt.

In dem Kanale liegen die Neckarfrachtschiffe sicher vor jeglicher Unbill; hier werden sie ihrer Belastung, nachdem sie gelandet, enthoben; hier füllen sie sich mit Waaren verschiedener Art, die zur Ausfuhr bestimmt sind.

Und solch' ein Neckarfrachtschiff ist doch ein stattlicher Bau! Wenigstens hundert Fuß lang und im Boden sechs Fuß breit, ist es sorgfältig aufgebaut. Seine heizbare Kajüte ist ganz bequem eingerichtet, bildet ein trauliches Stübchen. Das Verdeck schützt vor Nässe und Feuchtigkeit. Hoch hinauf steigt der Mastbaum des Fahrzeugs, und die Wimpel und Segel und Taue harren der Zeit ihres Dienstes. Das Steuerruder wartet sehnlich seines Lenkers, und so fehlt zur Fahrt den Neckar hinab just nichts mehr, als daß die Waaren dem Bauche des Schiffes anvertraut werden. Oft hängt am Hauptschiff ein großer und ein kleinerer Schleppkahn. So kommt es, daß eine volle Ladung bis 1000, ja sogar 2000 Ctr. beträgt. Und mit dieser Schwere schwimmt dann das Schiff so leicht und so kühn auf dem Rücken des Neckars dahin, daß man wähnt, es sei nur wenig befrachtet. Der gutmüthig-geduldige Fluß aber leidet den furchtbaren Druck und murmelt höchstens in

seinen grauen Bart hinein, worüber der heitere Schiffer sich aber gar wenig kümmert und grämt. — So weiß sich der Mensch die Elemente dienstbar zu machen!

Nicht so groß, als die vorhin beschriebenen, sind die Schiffe, welche den Neckar von Cannstatt bis Heilbronn befahren. Sie sind höchstens 80 Fuß lang und laden von 300 bis 600 Ctr. Und doch kostet ein solches Schiff immer seine 1000 bis 1200 fl.

„Aber wie kommen solche große Schiffe den Neckar herauf?“ — Haben wir's nicht schon gesehen, daß sie aufwärts (zu Berg) gezogen werden müssen? Vier bis sechs starke Pferde, alle hinter einander an ein am Maste befestigtes Tau gespannt, haben dies mühsame Werk zu verrichten. Für den Lauf dieser geplagten Thiere ist längs des ganzen Flußufers ein Weg, der „Leinpfad“, vorhanden. —

Am Kanal aber, welche Geschäftigkeit! Aus allen Ländern und Welttheilen kommen Waaren an in Ballen, Kisten, Säcken, Fässern, mächtigen Päcken. Welch' ein Gewühl, wenn sie dem Schiffe abgenommen und in die Güterhallen gebracht werden! Da liegt klar vor Augen, was Gewandtheit, Kraft, Besonnenheit und entschlossenes Handeln, was ein schneller Blick in das Wesen und in die Natur der Dinge und was Fertigkeit in Handhabung derselben für schätzbare, treffliche und unentbehrliche Dinge im Leben der Menschen sind, und welchen Werth vor all' diesen die Treue und Redlichkeit haben. — Dann aber drängt sich uns die unmittelbare Anschauung auf, wie viele Kräfte der Menschen in der Nähe und Ferne sich darbieten und vereinigen müssen, um uns Genießenden nur die alltäg-

lichsten Lebensbedürfnisse und die allergewöhnlichsten Lebensbequemlichkeiten, an die wir verwöhnt sind, zuzuführen; — welche Menge von Wohlthaten uns demnach durch die vielen, als die geringste Klasse der Menschen geachteten, Taglöhner, Schiffleute, Lastträger, Packer rc. täglich zu Theil werden; — wie vieler Menschen Arbeit und Dasein also das tägliche Leben eines Jeglichen in Anspruch nimmt und kostet. — Da müssen wir nothwendig erkennen, wie unendlich viele Kräfte und Menschen dem Einzelnen dienen und fortwährend, das ganze Jahr hindurch, in der Heimath und im Ausland, zu Land und zu Wasser, auf den Flüssen und auf dem Meere, in Europa und in den fremden Welttheilen, hiezu in Bewegung sind, ja in strenger, harter Arbeit und in Gefahr uns dienen! Wahrlich, ein großartiger Zusammenfluß aller dieser Dinge und Verhältnisse schon auf einem einzigen und vergleichungsweise kleinen Verkehrsplatze! Und sind dieß nicht Dinge und Verhältnisse, welche das praktische, tägliche Leben und den gewöhnlichen Verkehr und den Inhalt solchen Gewühls uns achtungswerth machen müssen? Zeigt es uns doch, wie im wirklichen Leben, gegenüber der hochmüthigen Bequemlichkeitssucht und Vornehmthuerei unserer Zeit und Geschlechter, nur die Bereitwilligkeit, Fähigkeit und Tüchtigkeit, Andern zu nützen, Werth hat! Denn einander dienen, das ist die Seele des ganzen Verkehrslebens im höchsten, wie im niedrigsten seiner Kreise!

Doch, wir sehen wieder nach dem Hauptverkehre Heilbronns. Dieser ist mit Mannheim vermittelt durch die Schiffahrt. Aber auch mit etwas entfernteren

Rheinhäfen, mit Worms, Mainz, Bingen und Köln steht es in Verbindung; ja, es kommen selbst regelmäßige direkte Fahrten unmittelbar von Heilbronn nach Holland und zurück vor.

Daß auch die Eisenbahn ein mächtiger Hebel des Verkehrs ist, brauch' ich eigentlich nicht erst zu sagen. Haben wir doch selbst das Aus- und Einladen der Waaren auf dem hiesigen Bahnhof beobachtet! Und die Bahnlinie reicht jetzt bis Hall. Wird sie aber bis zum Anschluß an die Rheinbahn fortgeführt werden, so steht Heilbronn ein unermeßbarer Aufschwung in Aussicht. Dann erst wird der große Weltverkehr aus England über den Bodensee nach der Schweiz, Tyrol, Italien, dem Mittelmeere, der Levante und Ostindien durch Heilbronn gehen. Nun, was die Zukunft für Heilbronn noch bringen wird, wer will's voraus sagen? — Jedenfalls führt jetzt schon die Eisenbahn einen Strom von Reisenden in die lebenskräftige, frische Stadt. Und die äußerst reizvolle Fahrt auf dem Dampfschiffe von hier nach Heidelberg lockt der Wanderer viele hieher! Denn das stolze Schiff durchschneidet unaufhaltsam das Gewässer, und Zierde um Zierde der unteren Gegend des Neckars beglückt den staunenden Reisenden.

Etliche Zahlen mögen uns noch die Großartigkeit des Verkehrs auf hiesigem Platze darlegen!

Im Jahr 1856 giengen mit Segel- und Dampfschiffen (zu Thal) im Ganzen ab — . 1,238,280 Ctr.; dagegen kamen (zu Berg) an — . 890,842 Ctr., mithin zu Schiff zusammen — . 2,129,122 Ctr. In Flößen wurden verladen 224,576 Stück Bretter, Dielen ꝛc. und 1530 Eichstämme

Mit der Eisenbahn kamen an 876,515 Ctr., giengen ab 405,042 Ctr., zusammen 1,381,557 Ctr. oder etwas über 20 Procente des Gesammtquantums der auf der ganzen württembergischen Eisenbahn beförderten Güter. Ueber den Verkehr durch Fuhrwerke sind zuverläßige Angaben nicht wohl möglich. Zieht man aber in Betracht, daß ein großer Theil dieser Güter nicht vom Schiffe zur Eisenbahn und umgekehrt übergegangen ist; bedenkt man, welche Massen von Getreide, Oelfrüchten und anderen Produkten des Feldbaus, von Holz, Salz, Fabrikmaterialien, Fabrikaten und hunderterlei Arten von Waaren durch Fuhren gebracht oder abgeholt werden, so wird man nicht zu hoch greifen, wenn man den Fuhrtransport auf dritthalb Millionen Ctr. schätzt. Somit wären auf sämmtlichen Transportmitteln stark 6 Millionen Centner Güter auf hiesigem Handelsplatz binnen Jahresfrist ab- und zugegangen.

Hiezu bedarf nun die Stadt einer Menge Waarenlager, Speditions- und Handlungshäuser im Großen und eine bedeutende Zahl Arbeiter in jeder Richtung. Leicht erklärlich wird es aber auch sein, warum hier der Handelsstand tonangebend ist und die Hauptrolle spielt.

Aber auch sehr umfangreiche und gewichtige gewerbliche Institute beherbergt Heilbronn. Bietet doch der Fluß zu vielen bequeme Wasserkraft! Und die Gewalt des Dampfes läßt sich gefügig benützen und bannen zu allerlei Werk und Betriebsamkeit. Keck läßt sich behaupten, daß Heilbronn eine der gewerbsamsten Städte Württembergs ist. Mehr als dreißig Fabriken der verschiedensten Art: Zucker-, Bleiweiß-, Papier-, Tabak-, Fortepiano-, Tuch-, Tapeten- Alkohol-, Schwefelsäure- &c. Fabriken, mit mehr als 1500

Arbeitern, dann Oelmühlen, Gerbereien, Spinnereien, Bleichen, Schrotgießereien und endlich vorzügliche Messerschmied- und Gold- und Silberwaaren verschafften schon lange der Stadt den feinsten Ruhm in industrieller Hinsicht. Noch müssen wir die Wichtigkeit Heilbronns bezüglich seiner Märkte berühren. Zunächst sind es die Viehmärkte, welche im größten Maßstabe auf dem sogenannten Hammelwasen (am Schießhaus) abgehalten werden und große Summen Geldes in Umlauf bringen. Großartiger sind aber die allwöchentlichen Fruchtmärkte, die besonders für die Bäcker — und zwar in weitem Umkreise — maßgebend sind. Die Heilbronner Schranne hatte beispielsweise im Jahr 1857 einen Umsatz von 35,772 Scheffeln Dinkel, 19,763 Scheffeln Kernen, 983 Scheffeln Weizen, 166 Scheffeln Roggen, 3993 Scheffeln Gerste, 8206 Scheffeln Haber, und aus diesen Früchten wurden erlöst 718,177 fl. Im Jahr 1859 wurden zu Markt gebracht 65,967 Scheffel 3 Simri Früchte und daraus erlöst 508,512 fl. Zählt man hiezu, was von verschiedenen Industriellen aufgespeichert wurde im Betrag von 38,038 Scheffeln, sodann was blos als Transit gilt, mit 50,240 Scheffeln, so ergibt sich ein Früchteverkehr in dem genannten Jahr, der eine Summe von 145,688 Scheffeln ausweist. — An Leder wurden auf den fünf Ledermärkten etwa 5500 Centner verkauft. — Endlich sind es die Wollmärkte, die immer mehr in Aufschwung kommen, und es droht der Stadt Kirchheim in dieser Beziehung eine bedeutende Konkurrenz, sofern Heilbronn als eine glückliche Rivalin kein Opfer zur Hebung dieser Märkte scheut. Ein neugebautes „Wollenhaus“ leistet allen Vorschub zur günstigen Unterbringung der einlaufenden Wollvorräthe.

Darf uns noch länger die Lebendigkeit und das Getriebe in allen Straßen der Stadt wundern? Müssen wir nicht abermals es aussprechen, daß Heilbronns Gegenwart eine erfreuliche, daß seine Zukunft eine glänzende sei? Möge von keiner Seite her diese Hoffnung vereitelt, diese Zukunft getrübt werden!

5.

Haben wir eben erst Heilbronns industrieller Thätigkeit gedacht, so wollen wir zum mindesten auch Einsicht nehmen von einem seiner verschiedenen großartigen Etablissements. Und wo könnten wir besser unterhalten und belehrt werden, als in einer Papierfabrik? Ganz in der Nähe ist eine solche im Betrieb. Ihr Besitzer ist Gustav Schäuffelen. Etliche Schritte noch, und wir stehen im Bereich der Fabrik. Das Glück ist uns besonders günstig, denn einer der Söhne des Fabrikherren ist so gefällig, uns in seinem Anwesen herumzuführen. Folgen wir ihm sonder Zögern!

„Zwar hätten wir, so bemerkt der freundliche Herr, bevor wir unsere Wanderung beginnen, erst eine kurze Umschau in unserem Garten und seinen Anlagen vornehmen sollen, um zugleich noch ein wenig auszuruhen; denn zu einer vollständigen Einsicht in die Papierbereitung bedürfen wir doch einer geraumen Zeit. Aber da nach der Arbeit erst gut ruhen ist, so bitte ich, hier einzutreten."

Eine Thür öffnet sich. Wir sehen eine Anzahl junger und alter Frauenspersonen beschäftigt, Lumpen nach ihrer Feinheit und ihrem Stoff zu sondern. „Zwar hätten wir

zuerst, meint unser Führer, unsere Lumpenvorräthe, zu deren Unterbringung wir ein stattliches Gebäude aufführen mußten, besichtigen sollen. Allein es dürfte dies um so weniger geboten sein, als die Lumpen ja männiglich bekannt sind, ein längeres Verweilen unter denselben auch gerade nicht zu den wünschenswerthesten Genüssen gehört. Freilich finden sich dort Lumpen aus ganz Deutschland in friedlicher Weise beisammen und harren geduldig ihrer früheren oder späteren Erlösung. Unsere Fabrik verarbeitet jährlich viele tausend Centner. Nebenbei sei noch*) bemerkt, daß in Europa jeder Bewohner jährlich ungefähr 4 Pfund Lumpen an den Handel abgibt. Die deutschen Zollvereinsländer liefern jährlich ungefähr 130 bis 140 Millionen Pfund Lumpen, von denen aber den deutschen Fabriken durch Ausfuhr viel entgeht. Daher sind bei uns die Lumpenpreise fortwährend im Steigen. Der Durchschnittspreis des Centners Lumpen beträgt gegenwärtig nicht viel weniger als 10 fl., so daß also das, was die ärmsten Bewohner des Zollvereins zuletzt, als auch ihnen nicht mehr brauchbar, wegwerfen, immerhin noch etliche Millionen Gulden werth ist. Aber wir müssen das Sortirgeschäft noch etwas näher betrachten! Von den Lumpen müssen alle Nähte, Knöpfe, Lederstücke ꝛc. getrennt werden. Dazu verhilft eine Art Sensenklinge. Dann werden die leinenen, baumwollenen, wollenen, halbwollenen oder seidenen Bestandtheile in Haufen von einander gesondert. Später erfolgt noch eine strengere Klassifikation, so daß z. B. die leinenen Lumpen nach der Stärke des Fadens selbst wieder in mehrere Schichten geschieden werden."

*) Nach Roßmäßler „Aus der Heimath." Jahrgang 1859.

„Nach dieser Sichtung verfallen die Unsauberen der Macht der Maschine. Der „Lumpenschneider“ zerreißt unter rasendem Poltern der umgetriebenen Messerwalze die Lumpen in kleine Fetzen und befördert sie zugleich in das untere Stockwerk. Sehen wir, wohin die Zerrissenen gekommen sind! Wir treffen sie in großen eisernen Kochfässern, wo mit Kalkwasser und Soda und heißem Wasserdampf die Schmutzigen die Qualen der Reinigung erdulden müssen. Und wie sauber sie werden, mögen uns jene Haufen gereinigter Lumpen beweisen. Da kann auch das schärfste Auge keinen Schmutz mehr entdecken. Durchschnittlich passiren wöchentlich 500 Centner diese Wäsche; jeder der Waschkessel faßt etwa 10 Centner. Aber diese Arbeit gehört, wie das Sortiren der Lumpen, eben nicht zu den lieblichen. Deßhalb verlassen wir gerne diesen Theil der Fabrik und begeben uns dahin, wo die Gewaschenen zerkleinert werden. Das geschieht durch die sogenannten Holländer. In großen Butten drehen sich die immer feiner werdenden Lumpen unter zermalmenden Zähnen im Kreislauf des zu- und abströmenden Wassers. In großen steinernen Kästen wird sodann die Masse von dem Reinigungswasser befreit und durch Chlor gebleicht. Wer möchte an der blendend weißen Masse, die dort aus jener Bleichkammer hervorleuchtet, die schwarzen und schmutzigen Lumpen erkennen, die wir vor wenigen Minuten noch in den Händen der Sortirerinnen sahen? Alle Farben werden beseitigt, nur die Druckerschwärze ist nicht zu vertilgen; Druckmakulatur ist deßhalb nur zur Pappenfabrikation zu verwenden.“

„Begeben wir uns aber jetzt, mahnt unser Begleiter, von den Bleichholländern zu den Ganzzeugholländern! Hier wird

der Zeug etwa 6 Stunden lang mit vielem Wasser zu einem ganz feinen Brei gemahlen; zugleich wird durch Ab- und Zufluß das Bleich-Chlorwasser entfernt. Der Zeug zu geleimtem oder gefärbtem Papier wird da auch geleimt oder gefärbt. Als dünner Brei fließt nun die also zubereitete Masse in die Reservoirs (Behälter), in welchen in fortwährender Drehung begriffene Krücken den Lumpenbrei hindern, zu Boden zu sinken."

„Und jetzt zur Bildung des Papiers selbst! ruft der Führer. Wir betrachten eine arbeitende Maschine. Sie besteht, so weit man sie durchschauen kann, aus einer großen Zahl metallener Walzen, einem breiten, feinen Drahtsieb und aus einer eben so breiten Filzplatte. Der fertige Zeug, d. h. der feine Papierbrei fließt aus dem Reservoir auf die Formfläche. Eine ununterbrochen schüttelnde Bewegung bewirkt eine gleichmäßige Vertheilung des Zeuges. Besondere Vorrichtungen, der Sandfang und der Knotenfang, sorgen dafür, daß sich der Zeug der noch etwa vorhandenen Sandkörner oder Knötchen entledige. Auf beiden Seiten der endlosen Form verhindern aber zwei Riemen, die Deckelriemen, das Herablaufen des Zeuges. Ein Saugapparat, über den die noch flüssige Masse hinweggleitet, entzieht derselben den größten Theil des Wassers. Durch mehrmaliges Hindurchgehen durch drückende Walzen, von denen einige durch hindurchgehende heiße Dämpfe geheizt sind, und durch beiderseitiges Gleiten über den mitgehenden Filz wird das werdende Papier immer fester und geht endlich als fertiges Papier zwischen dem letzten pressenden Walzenpaar hindurch auf einen großen vierarmigen Haspel, der das Papier übernimmt. Und dieses Papier ist Papier „ohne Ende", „end-

loses" Papier. So nannte man das Maschinenpapier anfänglich zum Gegensatz zu dem Büttenpapier. Kurz vor dem Uebertreten des Papiers auf den Haspel wird es durch zwei angebrachte Messer der Länge nach in drei Streifen geschnitten, so daß auf dem Haspel drei Papierbahnen neben einander aufgewunden sind. Zwischen dem flüssigen Zeug einerseits der Maschine und dem fertigen, festen Papier auf dem Haspel andrerseits ist nirgends ein Ruhepunkt vorhanden; es geht somit jener in dieses allmälig über. In jeder Minute werden 32 laufende Fuß Papiers fertig, also in 24 Stunden ein Bogen von mehr als zwei Meilen Länge. So wäre es möglich, wenn man es beabsichtigen wollte, von hier aus einen Papierstreifen von fünf Fuß Breite um die ganze Erde herumzuziehen. Freilich würde das unvollkommene Menschenwerk, die Maschine, die Ausführung nicht leicht ermöglichen; aber im Princip ist wenigstens diese Möglichkeit begründet. Wenn wir jährlich hier etwa 15,000 Ctr. Papier verarbeiten, so ist damit unsere Produktionskraft noch lange nicht erschöpft; wir wären vielmehr im Stande, täglich 1000 Ctr. zu verfertigen."

Aber das Papier ist noch nicht fertig, fährt der Fabrikant fort. Suchen wir nun den Papiersaal auf! Von der noch ungeschlachten, unhandlichen Masse bleibt weniges so wie es ist; es bedarf noch mancher Zurichtung bis es als eigentliches Papier ohne Ende nach dem Gewicht verkauft wird. — Der Papiersaal öffnet sich. Welche Geschäftigkeit! Und wie nett und sauber Alles ist! Wie flink sich die Hände der vielen reinlichgekleideten Mädchen und Frauen regen und bewegen! Und welch' ungeheure Massen von Papier sich hier zusammengefunden haben! Schon sind sie in Bogen-

format zerschnitten. Nun gilt es, das Fabrikat zu verlesen und zu sortiren. Jeder Bogen wird genau besehen; das kleinste Fleckchen, der geringste Makel macht ihn zu weiterer Vervollkommnung untauglich; er kommt zu dem Ausschuß, der selber wieder in verschiedene Klassen geschieden wird. Und was als ganz unbrauchbar erkannt wird, macht den bereits zurückgelegten Weg nochmals, um endlich doch, rein gewaschen von allem Fehle, einziehen zu können in das große Reich der Literatur.

Dasjenige Papier aber, welches die Feuerprobe bestanden und als musterhaft erfunden wurde, ist noch immer nicht zur Versendung reif. Um ihm diese Beschaffenheit zu geben, wird es durch jene hydraulische Presse, welche bis zu 15,000 Centner Druck auszuüben vermag, gehörig gepreßt und dann noch durch besondere Maschinen satinirt oder geglättet. Dieser letztere Vorgang ist ein sehr unterhaltender; durch eine der Satinirmaschinen erhält zugleich das Papier die sogenannten Wasserzeichen. Und vor unsern Augen läßt unser aufmerksamer Begleiter das Aufdrücken solcher Wasserzeichen vor sich gehen. Wie schön sich die Firma der Fabrik ausdrückt! — Endlich gelangen wir zu den Maschinen, mit deren Hilfe das Papier beschnitten wird. Eine derselben vermag täglich 240 bis 250 Rieß zu beschneiden.

Sind alle diese Wege durchlaufen, so ist das Fabrikat zur Versendung tauglich: es wird nunmehr verpackt und kommt dann dahin, dorthin, in alle Weltgegenden. Sogar nach Australien wird es in Zinkkisten versandt. —

Wir sind wieder im Freien, und indem wir dem äußerst gefälligen Fabrikherrn unsern wärmsten Dank ausdrücken und uns von ihm verabschieden, können wir dem schön ge-

ordneten Ganzen unsere Bewunderung nicht versagen. Alles wird hier in den Dienst des Menschen gezogen. Allererst muß das Wasser seine Kraft erproben; neun Wasserräder treiben die verschiedenartigsten Maschinen. Und ist der Wasserstand zu klein, um den Betrieb der Fabrik zu ermöglichen, so müssen zwei gewaltige Dampfmaschinen die Stelle des Wassers ausfüllen. Daß aber die Menschenhand trotzdem nicht entbehrt werden kann, sahen wir zur Genüge. Gegen 400 Personen, männliche und weibliche, haben vollauf zu thun, um die Papierbereitung in so großartigem Maßstabe zu vermitteln. Wie Vieles wird doch von der Menschenhand und ihrer Gehülfin, der Maschine, im Stillen gearbeitet, was nachher anspruchslos in das Getriebe des Lebens eintritt, Jedermann dienstbar, ohne nur eine Silbe davon zu erzählen, wie es geworden ist! Darum wollen wir uns recht oft des eben genossenen Schauspiels erinnern, überhaupt aber in jedem Arbeitserzeugniß die Arbeit ehren.

6.

Wir enteilen der Unruhe Heilbronns und schreiten dem Weinsberger Thale zu. Wenn wir auch noch dies oder jenes Merkwürdige sehen, wenn wir insbesondere in dieser oder jener Fabrik uns noch umschauen könnten; wir gehen nach Weinsberg und machen der „Weibertreue" jetzt einen Besuch.

Die Straße ist angenehm, mit Obstbäumen bepflanzt und mit Rebengeländen geziert. Wir brauchen nicht mit dem Dichter zu fragen:

„Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll sein ein wack'res Städtchen" —

„Wir gehen von Heilbronn aus dem Jägerhaus zu. Am Schlößchen des Trappensees vorüber gelangen wir in einer Stunde an diesen von den Heilbronnern vielbesuchten Vergnügungsort, welcher — seinem Namen gemäß — von Wald- und freundlichen Gartenanlagen umgeben ist und auf der Höhe der Hügelreihe liegt, welche das Weinsberger Thal von dem Neckarthal trennt. In seiner Nähe befinden sich die Steinbrüche, deren Quader weithin auf den Neckar und Rhein zu den bedeutendsten Bauten Heidelbergs, Mannheims, Kölns 2c. verführt werden. Unter der Hügelreihe, auf welcher das Jägerhaus liegt, führt der Eisenbahntunnel hindurch, welcher der Lokomotive den nächsten Weg vom Neckar- in das Weinsberger Thal und von da nach Oehringen, Hall, Nürnberg eröffnet. Vom Jägerhause steigen wir hinunter in das sogenannte Weinsberger Thal, in das Thal der Sulm, wo sich bald auf schlankem, anmuthig geformtem Rebenhügel die Weibertreue und zu ihrer Rechten die Stadt Weinsberg zeigt." Da liegt es ja vor uns, das Städtchen mit seiner Burg und seinen köstlichen Weinhügeln, mit dem Ruhme seiner Frauen, mit den Liedern des liebenswürdigen Justinus Kerner.

Ein ganz eigenthümliches Gefühl durchzuckt uns schon bei Nennung seines Namens, und die Schönheit und der Reiz einer lieblichen Natur, sowie das phantastische Hereinragen einer überirdischen Geisterwelt steigert die eigenthümlichen Eindrücke dieser Gegend noch mehr; darum singt auch unser Uhland von ihr:

Zu Weinsberg, der gepries'nen Stadt,
Die von dem Wein den Namen hat,
Wo Lieder klingen, schön und neu,
Und wo die Burg heißt Weibertreu:
Bei Wein und Weib und bei Gesang
Wär' Luthern dort die Zeit nicht lang,
Auch fänd er Herberg und Gelaß
Für Teufel und für Dintenfaß,
Denn alle Geister wandeln da — —

Und wir? Wir besuchen zuerst die Weibertreue. Aber was soll ich von dieser Burg nun erzählen? Jedermann kennt ja die Geschichte der Belagerung derselben durch Konrad III. (den Hohenstaufen) im Jahr 1140. Damals herrschte der erbitterte Kampf zwischen den Hohenstaufen und Welfen. Herzog Welf von Bayern war nach Weinsberg geflüchtet. Konrad folgte. Nach kurzer Zeit mußte sich Stadt und Burg dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben. Es wurde beschlossen, sie mit Feuer und Schwert zu verheeren. Nur der zarten Frauen gedachte Konrad zu schonen. Er gestattete ihnen nicht nur freien Abzug, sondern ließ sie auch auf ihren Schultern an Kleinodien fortragen, was sie zu tragen vermochten. Als des andern Tages die Frühsonne die Zinnen der Burg beleuchtete, öffneten sich die Thore. Die Frauen zogen in langen Reihen den Burgweg hinab, jede ihren Eheherrn auf dem Nacken tragend. Und diese Frauenliebe preßte dem Könige Freudenthränen aus. Nur Einer, der Bruder des Königs — Friedrich — war über die That der Treue empört und glaubte, der List dieser Weiber dürfe das gegebene Wort nicht gehalten werden. Allein wahrhaft königlich entgegnete Konrad: „Eines Königs Wort soll man nicht dreh'n noch deuteln!" — Zur ewigen

Erinnerung an diese Liebestreue trägt nun die Burg den Namen „Weibertreu." — Auch die Kunst hat diese schöne Sage behandelt. In der Kirche zu Weinsberg befindet sich ein altes Gemälde. Oberhalb desselben standen ehemals die Worte: „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen." Die Unterschrift des Kunstwerks erzählt kurz die Thatsache, die ich eben mittheilte. Die Burg Weinsberg erscheint auf dem Gemälde, wie sie vor ihrer Zerstörung war. Durch die Burgthore ziehen die Frauen in langen Reihen herab, die kleinste derselben voraus. Diese trägt den schwersten Mann und scheint ihrer Last schier zu erliegen. Auf dem Vordergrunde hält Konrad auf einem stattlichen Rosse; er schaut den Frauen ruhig zu, ohne sich durch die dringenden Vorstellungen Friedrichs irre machen zu lassen. Das ganze Heer Konrads hält die Augen auf diesen sonderbaren Zug gerichtet. — In derselben Kirche befindet sich noch ein Gemälde aus dem vorigen Jahrhundert, auf dem die Burg als Ruine erscheint.

Die historische Kritik hat aber auch an diese Begebenheit ihr scharfes Messer gelegt und sie in's Reich der Sage verweisen wollen. Wir gehen den Gängen der „Scharfen" nicht nach, sondern freuen uns gegentheils recht herzlich, daß in Schwaben die „Weibertreue" heute noch lebt und — hoffen wir — immerdar leben wird. —

Was im Laufe der Zeit, besonders während des Bauernkriegs, aus der Burg und Stadt Weinsberg geworden, berühre ich nicht weiter. Sehen wir uns lieber um, wie heute das Denkmal aus uralter Zeit sich gestaltet. Vor wenigen Jahrzehnten lagen nur Trümmer da droben. Sie sprachen in glühenden Worten zum Herzen des sinnigen Dichters,

dessen Haus, nicht weit von der „Weibertreue“ gelegen, freundlich und einladend jedem Wanderer zuwinkt. Und siehe, Justinus Kerner verstand diese Sprache nnd erbarmte sich der Verlassenen. Durch seine Fürsorge und einen Verein von Frauen der Stadt sind die Ruinen nicht nur vor gänzlichem Verfalle bewahrt, sondern auch aus einem Schutthaufen in die lieblichsten Anlagen verwandelt worden. Aus sorgsam gepflegtem Gebüsch erheben sich Mauerzinnen und Thürme, allenthalben zugänglich und zu reizenden Belvederen umgeschaffen. Aeolsharfenklänge wehen uns entgegen. Schmelzende Töne, sie rufen die Stimmung der Wehmuth wach! Wir stehen auf dem höchsten Thurme, ehemals ein finsteres Verließ in seinen Tiefen enthaltend. Da haben wir gegen Osten ein friedliches, reichgesegnetes Thal, mit Dörfern besät, dessen äußerstes Ende durch eine nördlich streichende Bergkette begrenzt wird. Von Süden her hören wir Stimmen ganz eigener Art. Die Ruinen der Stammburg der Herren von Löwenstein klagen den Glücklichen dieser Burg stillsäuselnd ihre Noth. Wenn auch jene nicht vollem Zerfalle preisgegeben: dennoch lächelte ihnen die Sonne des Glücks nicht so hell, wie den Trümmern der „Weibertreu.“ Nordwestlich öffnet sich die Durchsicht in's Neckarthal. Am Fuße des Berges steht — gleichsam unter dem Schutze der Burg — die uralte Stadtkirche Weinsbergs. Um sie gruppiren sich die Häuser der Stadt in nicht großer Regelmäßigkeit. Dort winkt abermals die Wohnung des gepriesenen Dichters. Zu seiner reizenden Besitzung wählte er einen alten Stadtthurm, in welchem er ehedem als Chemiker laborirte, als Sänger dichtete und als Exorcist Geister beschwor. Und in Weinsberg hat er gewirkt und gestrebt, der von Schmerzen

und Freuden des Lebens umwogte Geist dieses Mannes, und wer ihn nur einmal gesehen, den gemüthlichen, tief-ernsten Dichter, der fühlte sich angezogen, gefesselt von ihm, und wer die Töne vernommen, die er seiner Lyra entlockte, der mußte ihn hochachten und wird ihn allzeit auch nach seinem Tode, noch lieben.

Lassen wir uns seine Wohnung noch von einem anderen Dichter, Gustav Pfitzer, ausmalen! Er singt:

Was Andre nur gesungen,
Das hast Du Dir errungen:
Den magischen Palast.
Das Wild sucht deine Halle,
Das Pferd in deinem Stalle
Fühlt nicht der Jahre Last;
Und Pilger aller Zonen
Mit warmem Danke lohnen
Die freundlich dargebotne Rast.

Wie ruhig bei Dämonen
Des Friedens Engel wohnen,
Hab' ich bei Dir geschaut;
Es bricht an deiner Schwelle
Die schwarze Macht der Hölle,
Die vor der Unschuld graut;
Es weicht die Geisterschwüle
Vor jener Abendkühle,
Die von des Genius Schwingen thaut.

Doch daß ich nichts verhehle,
Es regt in meiner Seele
Sich immer der Verdacht:
Es sei dein Haus am Berge
Vom wilden Heer der Zwerge
Durch Zauber nur gemacht;
Einst tragen sie im Sturme
Sammt Garten und sammt Thurme
Es in die Wolken über Nacht.

Ehe wir aber von unserer Burg scheiden, möchten wir noch einen Wunsch aussprechen. Vor fünf Jahren besuchte der ehrwürdige Künstlergreis, der für die deutsche Vorzeit begeisterte Karl Heideloff, unser verehrter Landsmann, mit seinem lieben Justinus Kerner auch die Weibertreue. Und da haben diese Beiden einen schönen Gedanken ausgeheckt: die Ruine soll zu einer Walhalla für deutsche Frauen in derselben Weise hergestellt werden, wie die Walhalla der deutschen Männer auf dem Donaustauf. Damals ist dieser schöne Gedanke von allen Blättern in alle Gaue Deutschlands hinausgetragen worden und hat in deutschen Männer- und Frauenherzen großen Anklang gefunden; aber die Verwirklichung dieses Plans läßt noch heute auf sich warten. Warum wohl? Sollte es, wie ein warmer Gönner Weinsbergs und seiner Burg meint, einzig am Gelde fehlen? Nun, dann möchten wir wünschen, daß in allen Kreisen jener Gedanke so sehr zünden würde, daß er endlich zur That sich gestaltete! Oder sind es die deutschen Frauen nicht werth, daß ihnen dasselbe Denkmal gesetzt werde, wie ein kunstliebender Fürst deutschen Männern ein solches erbaute? Mögen nur Weinsbergs Frauen nicht müde werden, Alles für Erhaltung und Verherrlichung der Burg zu thun. Vielleicht ersteht auf diesem herrlichen Punkte dann doch eine Walhalla für „Deutschlands Frauen." Mögen aber auch deutsche Frauen recht reichlich und freundlich beisteuern, daß jener Gedanke nicht bloßer Gedanke verbleibe! Und wenn dem heimgegangenen Dichter nun ein Denkmal errichtet werden wird, so müßte es wohl am würdigsten mitten unter diesen Frauen aufgestellt werden. Mit diesem Wunsche sagen wir innig gerührt der Burg Lebewohl!

6.

Schicken wir uns nun zum Rückweg an! Da lenken wir auf der Höhe, die uns den letzten Blick in das Thal gewährt, ein in den Weg, der rechts durch den Wald auf den Wartberg führt. Wie könnten wir diesen gefeierten Belustigungsort für Heilbronn und die ganze Umgegend unbesucht lassen!

Der Wartberg ist ein Ausläufer des Löwensteiner Gebirgs, zieht sich von Ost nach West und bildet die nördliche Einfassung des Heilbronner Thales. Seinen Bestandtheilen nach gehört er zur Keuperformation und enthält meistens Mergel in vielen horizontalen Schichten mit Gips abwechselnd. Der Mergel wird zum Auffüllen der Weinberge benützt, Gips und Mergel werden auch häufig an den Rhein als Thalgut verschickt oder in den Odenwald verführt. Die Decke des Berges besteht aus einem feinkörnigen, gelblichgrauen Thonsandstein, welcher einen gut zu verarbeitenden Baustein liefert. Der Berg selbst ruht auf Muschelkalk. Er erhebt sich nur 966 par. (1095,5 württ.) Fuß über das Meer; deßhalb zeichnet er sich auch keineswegs durch seine Höhe vor andern Bergen aus; aber sein Hervortreten an den Neckar, der hier einen Winkel bildet, macht ihn zum günstigen Standpunkt für eine treffliche Aussicht. Und gerade dieser lieblichen Aussicht verdankt der Berg alljährlich die zahlreichsten Besuche von Einheimischen und Fremden.

Aber wir haben die Kuppe des Wartbergs betreten. Dort zeigt sich — der Bergrücken verschmälert sich gegen den

Neckar hin — ein runder Thurm am westlichen Ende der Kuppe. Er soll 68' hoch sein und 53' im Umfang haben und sich 504' über den Neckarspiegel erheben. Seine starken Mauern, sein Eingang im ersten Stock oben — eine steinerne Treppe führt zu ihm — und seine kleinen Fensteröffnungen lassen keinen Zweifel übrig, daß dieser Thurm zu einem kriegerischen Zweck erbaut worden ist. Seine isolirte, erhabene Lage und eine Reihe von Oeffnungen ganz oben, die nach allen Seiten hin gehen, zeugen davon, daß er eine Warte gewesen sein muß. Deßhalb heißt er heute noch der „Heilbronner Wartthurm." Wie alt dieser Bau sein mag, will ich nicht bestimmen. Aber in den großen hohlen Kupferknopf, der auf dem kegelförmigen Dache des Thurmes ruht, und im Jahr 1610 auf den Thurm kam, können wir steigen: Dieser Knopf hat 24' im Umfange und fast 8' im Durchmesser. Daraus wird erklärlich sein, daß er mehrere Menschen fassen kann. Durch die Pole desselben geht eine Helmstange, an welcher der Knopf mittelst einer Winde in die Höhe gehoben und niedergelassen werden kann.

Ein großes Wirthschaftsgebäude ladet zum Besuche ein. Weithin schimmern die weißgetünchten Wände dieses Saalgebäudes. Viel tausend fröhliche Menschen haben sich schon in und bei diesem Hause angenehm unterhalten, sinnig vergnügt.

Ueberall sind Lauben angebracht, die den Blick in's Freie offen lassen. Nehmen wir unsere Stellung zuerst in jenem hölzernen Häuschen dort. Das Weinsberger Thal liegt vor uns ausgebreitet; ganz nahe sind uns die Dörfer Binswangen und Erlenbach, hinter denen sich mit Reben bepflanzte, oben mit Wald begrenzte Berge erheben. Und

die kaum von uns verlassene „Weibertreue“ schickt uns einen freundlichen Gruß herüber. Weiter hinten gegen Südosten geben die Löwensteiner Berge dem Auge einen lieblichen Ruhepunkt. Die Ruine bei dem Städtchen Löwenstein winkt als traute Bekanntin herüber. Vom Stocksberg an schweift der Blick bis zu Stadt und Schloß Waldenburg. Nur gegen Südosten ist die Fernsicht etwas beschränkt durch die nahen waldbedeckten Berge.

Weiter vorne, dem Wirthschaftsgebäude zur Seite, steht aber eine Laube, die uns dringend einladet, von ihr aus einen Blick in's Thal hinab zu thun. Und wie prachtvoll, wie malerisch lacht uns von hier aus die Gegend nun an! Gärten und Wiesen, Felder und Triften, Weinberge und Wälder, Dorf um Dorf an den Ufern des Stromes sich lagernd, der sich im festlichen Schmucke heut zeigt: eine ununterbrochene Kette von Schönheiten tritt da vor das wonnetrunkene Auge. Wahrlich, das düsterste, verstimmteste Gemüth muß sich an dieser Stelle wieder mit Gott und der Menschheit aussöhnen. Oder sollte solch' unermeßliche Fülle des Segens, solch' unendlicher Schatz des Herrlichen nicht den Gram, die Umnachtung verscheuchen? — Ein in der Ferne aufsteigender Rauch verkündet die Lage der Salinen bei Kochendorf, Offenau, Wimpfen. Vom gegenseitigen Ufer des silberhellen Stromes schauen ernst und bedeutsam die Thürme der ehrwürdigen Stiftskirche zu Wimpfen im Thal, auf dem Rücken des Berges aber das altersgraue Wimpfen selber zu uns herüber. Weiter abwärts begegnet das Auge der Ruine Ehrenberg; Gundelsheim mit der Burg Horneck und auf dem Gipfel des Berges die Michaelskapelle treten hervor. Im Hinter-

grunde taucht in bläulichem Nebel der Odenwald mit dem Katzenbuckel auf, der sich am fernen Horizonte mit seinen Höhen als äußerste Wandung hinzieht. Etwas westlich aber steigen die Gebirge bei Heidelberg und ein Theil der Vogesen empor, und wir können auf den Fittigen des Windes einen freundlichen Gruß dem freundlichen Heidelberg senden. Auch die Berge des ehemaligen Kraichgaus (zwischen Bruchsal und Sinsheim) mit dem durch vulkanische Kraft aus der Erdtiefe emporragenden Berge, der die einstige Reichsburg Steinsberg auf seinem Scheitel trägt, können wir überblicken. Südwestlich aber verliert sich das Auge in ungemessene Fernen. Ganz in der Nähe liegen die Bergrücken des Strom- und Heuchelbergs und es öffnet sich das Zabergäu mit all' seinen Lieblichkeiten. Thalaufwärts aber, gegen Süden, erblicken wir einen großen Theil des württembergischen Unterlandes bis zu den Bergen bei Stuttgart; ja sogar Theile der schwäbischen Alp will man von hier aus wahrnehmen. Jedenfalls aber glänzen im Scheine der Abendsonne die Fenster der Feste Hohenasperg gleich hellauflodernden Lichtern herab. So wird von dieser Seite der Wartberg die nördliche Spitze einer amphitheatralischen, mit Eichenwäldern bekränzten und mit Rebhügeln prangenden Bergkette, die das, gleichsam in einem Garten versteckte Heilbronn in ihren Mittelpunkt aufnimmt. Wahrlich —

Flüsse, Saaten tönend wallen
Bis zum fernsten Himmel blau;
Welch' ein Singen, Jubeln, Schallen
Durch die weite Segensau!

Wer kann zählen, wer ergründen,
Was die Liebe rings geschenkt?
Solche Lieb' muß Lieb' entzünden,
Liebe, rein und unumschränkt!

Wir könnten noch eine zweite Rundschau halten auf diesem Berge, wenn wir zurückblicken würden auf die Vergangenheit; denn von unserem Standpunkte aus begegnen uns allenthalben Orte, deren Namen der Geschichte auf immer angehören. Wimpfens Felder dort drüben rufen uns den Heldentod der 400 Pforzheimer (gleich der spartanischen Schaar unter Leonidas), Weinsbergs Umgebung den Kampf der Gibellinen und Welfen, Heilbronns Landschaft das Andenken an große Heerführer der Deutschen in's Gedächtniß zurück. — Sie sind von diesem Schauplatz verschwunden, alle die Tausende, die voreinst hier handelten, kämpften, litten. Die Geschichte wird späten Enkeln noch ihre Thaten erzählen. — Gedankenvoll ruht das Auge aber auf der Natur, die in unwandelbarer Schönheit sich vor ihm ausbreitet, wenn der Geist das Leben mit seinen wandelnden Erscheinungen in raschem, buntem Zuge hinschreiten läßt über diese Gefilde, die nimmer alternden Zeugen der Jahrhunderte.

Lassen wir deßhalb heute diese zweite Rundschau bei Seite und halten wir uns einzig an die jugendlich frische Natur! Sie zeigt uns am Abhange die prächtigsten Rebengelände. Liegt doch Heilbronn mit Weinsberg und Nekarsulm auch in dem trefflichen Weinland von Würtemberg. Und hier ist das klassische Gau der Freuden des „Herbstes“. Bringt ja der Spätling den „Herbst“,

d. h. die Weinlese. Und von dieser soll noch Eins und das Andere hier gesagt werden.

Wo man in Schwaben Weinbau treibt, werden „Herbste“ gefeiert; allein unter allen sind wohl die Heilbronner „Herbste“ die heitersten. Sie sind der Glanzpunkt Heilbronns.

Wenn die Trauben vollkommen gezeitigt, kommen von nah und von fern kräftige Hände, fleißige Menschenkinder zur Stadt, um während der „Lese“ nicht süßlich zu ruh'n und zu schwelgen, nein! um als Arbeiter in den Weinbergen den „Herren“ den reichen Ertrag der Reben zu sammeln. Das sind die „Leser“, die sich in großer Anzahl vor dem Beginne des Herbstes auf längst bekanntem Platze einfinden, harrend der freundlichen Herren, die ihrer Dienste bedürftig. Und sie dürfen nicht allzulang warten, die sonnverbrannten Gestalten, bis sie zur Arbeit gerufen, bis sie Verdienst finden werden. Und damit diese Fremdlinge sich in Heilbronn gefallen, damit sie mit gutem Humor dem kommenden Tagewerk obliegen, laden die Weinbergbesitzer sämmtliche Winzer und Winzerinnen zu fröhlichem Tanze und Spiel, und so vergnügen sie sich auf den Wiesen bis endlich die Sonne „hinabtaucht ins Meer“. Größer und größer wird die Zahl der freudig Erregten; es wächst die Menge zu Haufen, und rühriges Leben herrscht auf dem Festplatz. Aber die Nacht ist schon tief hereingebrochen. Zeit ist's zum Aufbruch, denn schärfere Herbstluft ist nicht Jedermanns Sache. Drum ziehen sie Alle hinein in die Stadt. Voraus geht rauschende Musik. Die Weinbergbesitzer und alle, die bald sich im Weinberg ergötzen wollen, sind mit brennenden Fackeln versehen. Die „Leser und Leserinnen“ fühlen sich heimisch und wohl; solche Begleitung

ist ihnen noch nicht oft geworden. Darum strahlt auch auf allen Gesichtern nur Freude und Wohlbehagen. Nach und nach verliert sich der Lärm auf den Straßen, es wird stiller und stiller. Der morgende Tag eröffnet die Freuden und Leiden des Herbstes.

Ein herrlicher Herbstmorgen lacht. Schon hat die mächtige Sonne den dichten Nebel bezwungen. Wie es da drunten lebendig und immer lebendiger wird! Jetzt nah'n in verschiedenen Abtheilungen einzelne Familien mit ihren Gästen. Knaben und Mädchen finden sich, das läßt sich denken, auch ein; ihnen winken die tiefschwarzen Trauben, und nicht umsonst wässert ihnen der Mund. Die Bewegung der Nahenden läßt schon schließen, daß Aller die Freude sich völlig bemächtigt. Kommt dort ein Fremder des Weges gezogen: siehe, auch er wird gastlich eingeladen, und sonder Sträuben folgt er dem unverhofften Rufe zur herbstlichen Freude. Jetzt erschallt ein herzlich Gelächter; aus einer anderen Gegend her trifft jubelndes Singen das Ohr. — Wie dort auf einmal ein Mädchen erschrickt! Hat der Knall des Puffers aus nächster Nähe die Kleine so zittern gemacht? Wiederum knallt es und kracht es von rechts und von links! Hei! wie sich die lustigen Jungen dort tummeln! Jetzt ist es ein wenig ruhig geworden. Ein schöner Gesang läßt sich vernehmen. Ein buntes Getriebe ringsum! Auch der Dichter darf uns nicht fehlen. Hören wir seine Stimme!

„Des Herbstes goldner Sonnenstaub
Umwebt der Reben üppig Laub,
Und aus dem Laube blinkt hervor
Der Winzerinnen bunter Chor;
Den Trägern in den Furchen all'
Wächst über's Haupt der Trauben Schwall,

Die Treterknaben sieht man kaum,
So spritzt um sie der edle Schaum.
Gelächter und Gesang erschallt,
Die Peitsche klatscht, der Puffer knallt.
Wohl senkt die Sonne jetzt den Lauf,
Doch rauschen Feuergarben auf
Und werfen Sterne groß und licht
Dem Abendhimmel in's Gesicht."

Aber wieder beginnt das Jauchzen und Jubiliren. Die Sonne ist noch nicht gesunken! Die Fröhlichen dort in den Weingärten laben sich keck an ihrem wärmenden Strahl. Hörst Du den kleinen Knaben die Traube kindlich-einfältig fragen:

„Sag einmal, lieb' Träubelein,
Warum schmeckst Du nur so fein?"

Und das „Träubelein" antwortete ihm so lieb' und so traulich:

„Knäblein, schmeck' ich Dir nur gut,
Ei, dann bin ich wohlgemuth!" —

Aber auch Aeltere lassen die saftigen Beeren nicht unversucht. Sie preisen mit glühenden Worten die Güte und Süße der köstlichen Frucht. Und noch manch ein anderes Labsal wird von den Glücklichen in diesen Bergen genossen. Und mit dem Schmausen wechselt der Reigen!

Wenn aber „die Sonne senket ihren Lauf", dann fängt die zweite Abtheilung der Freudenfeier erst an. Unser Berg ist seither nicht unbesucht geblieben. Aber mit dem Beginne der Nacht strömen noch Schaaren herbei. Haben sie dort in dem großen Saale des Wirthschaftsgebäudes dem

lockenden Walzer gefolgt, als noch die lebenspendende Königin hoch am Firmamente gestanden, so übt die Musik jetzt erst ihren allgewaltigen Zauber, wenn prangend der Himmel mit Sternen besät. Da wird der Wartberg zum stärksten Magnet, und endlich füllen sich alle Gelasse mit frohen Menschen so dicht, daß nirgends mehr nur ein Plätzchen zur Ruhe zu finden. Aber die Hunderte wollen der Ruhe nicht pflegen! Sie wollen im Tanze sich dreh'n und bewegen und tanzend den Tag nun beschließen.

Wir mischen uns nicht unter diese bunte Menge. Viel lieber ziehen wir mit unsern Freunden der Stadt zu! Hei! wie schallen so keck Gesang und Jauchzen ringsum! Siehst Du die feurigen Sterne hoch in die Lüfte sich wirbeln? Allwärts schlängeln die „Feuergarben" sich himmelwärts. Prasselnde Schwärmerkästen jagen da und dort die Gruppen auseinander. In magischem Glanze strahlen die farbigen Flammen; stille bengalische Feuer beleuchten die nächste Umgebung. Sie verwandeln das Dunkel der Nacht zum lichthellen Tage. Wider knallt es und pufft es gewaltig. Mit brennenden Fackeln zieht man endlich nach Hause. Wahrlich ein herrlicher Anblick! Fackel reiht sich an Fackel. Schwärmer, Raketen und sonstiges Feuerwerk brennt wieder los. Der Jubel will immer nicht enden. Singend, kosend, schäckernd schlendern die Fröhlichen fort. Erst die spätere Stunde führt sie zur Ruhe! Und solches Schauspiel wiederholt sich alltäglich bis endlich der „Herbst" wird zu Grabe geläutet. Ja, wenn der Regen beginnt und die Kälte sich meldet, dann stellen die Leiden des Herbstes sich ein; die Schönheit des Weinfestes verbleicht, und das letzte Juchhe des „Herbstes" durchzittert die Luft, und die letzten Freuden ver-

glimmendem Funken gleich, der kaum in der Asche noch knistert.

Der Jubel des Tages setzt sich gewöhnlich in den schmucken Gasthäusern fort; dort auch schallt die Musik, dort auch schäckert die Jugend und dreht sich im Tanz. Es ist, als hätten sich Sorgen und Kummer in unerreichbare Fernen geflüchtet. Nur die Freude, nur die Geselligkeit, nur das Vergnügen darf herrschen in vollem, gerütteltem Maße!

Und wohin kommt die Menge Weins, die hier erzeugt wird? Käufer von nahen und fernen Gegenden eilen herbei, den köstlichen Trank sich zu holen. Zudem hat Heilbronn, wie Eßlingen, eine bedeutende Fabrik moussirender Weine, die mit dem Erzeugniß ihrer alten Schwesterstadt wetteifert; diese Fabrik bedarf natürlich ein großes Quantum Traubensaft. Endlich sind es die günstigen Verkehrswege, welche den nicht eingekellerten Wein weithin verführen. Gute Weinjahre bringen deßhalb beträchtliche Summen in dieser Gegend in Umlauf!

* * *

Wollen wir jetzt noch thalabwärts fahren auf brausendem Dampfboot oder auf schwankendem Nachen, um die waldbewachsenen oder burggekrönten Berghänge gar bis zu dem Kurfürstenpalaste in dem Paradiese bei Heidelberg zu beschauen? Fürwahr, eine solche Fahrt würde sich königlich lohnen! Dennoch entsagen wir willig dem seltenen Hochgenuß. — Aber in die großartige Saline zu Friedrichshall sollten wir eilen, um dort zu sehen, wie das Salz bergmännisch gewonnen wird. Hat ja dort erst die neueste

Zeit unter Besiegung der größten Schwierigkeiten einen Schacht gegraben, der auf das eigentliche Salzlager führt. Mag er aber auch noch so interessant sein: wir verzichten auf seine Besichtigung. Ein anderer Punkt Württembergs soll in dieser Beziehung ebenso Großes uns zeigen.

Oder sollten wir etwa die Schritte dem nahen Heuchelberg mit seinem Schloß, mit seinem Wartthurm und seinen Ruinen zuwenden und dann einen kleinen Abstecher in das liebliche Zabergäu und auf den nahen Michaelsberg unternehmen? Mögen uns all diese Schönheiten noch so sehr anziehen: wir folgen ihrer Lockung dennoch nicht, sondern kehren zurück in die Stadt des Handels und der ausgedehntesten Industrie und sagen ihr dankbaren Herzens ein herzliches Lebewohl. Ade — du gastliches, frohes und freies Heilbronn mit all deinen Freuden und deiner wonnigen Gegend! Wie deinen Bewohnern, so lieb bist du uns auch geworden. Möge dein Zauber dir allzeit verbleiben! Mögest du immer in rosigem Schimmer erglänzen! Freudigen Herzens ziehen wir aus deinen Mauern, und mit den glücklichen Menschen, denen das schöne Neckarthal eine traute Wohnstätte bietet, stimmen wir gerne mit ein, wenn sie singen:

Am Necker, am Necker,
Do ischt e jedes gern!
Wer d'Heimath hat am Necker,
Der sehnt se net in d'Fern!

Am Necker, am Necker,
Do grünt und blüht es fein!
Juchhe! am liebe Necker,
Do wächst e gueter Wein!

Am Necker, am Necker
Der Vogel fliegt und singt;
Er badet sich im Necker,
Sein Liedle net verklingt.

Am Necker, am Necker,
Bleib i mein ganze Zeit,
Und wo er rauscht, der Necker,
Sei au mei Grab net weit!

Franken.

Wir stehen im nördlichsten Theile Württembergs, in den vormals hohenloheschen Landen. Die große wellenförmige Ebene mit ihrem humusreichen Thonboden und ihren üppigen Feldern und einladenden Laubwaldstrecken, mit ihren wenigen, breiten und nicht sehr tiefen, aber steil eingerissenen, meist ins Neckarthal einmündenden Flußthälern nahm uns auf. Sie bildet ein ungemein fruchtbares Ländchen. Schmücken doch herrliche Reben die Hänge der Thäler! Fühlt doch das Auge am saftigen Grün der Wiesen erquickende Kräftigung! Und aus der Vorzeit ladet manch ein Ereigniß zu ernster Betrachtung uns ein. Zudem bietet das Völklein, das diese Lande bewohnt, der Eigenthümlichkeiten gar viele. Grund genug, die fränkische Ebene zu durchwandern!

1.

Bevor wir unsere Wanderung beginnen, sei Folgendes vorausgeschickt. Die genannte Ebene hat mit dem nördlichsten Grenzstock Württembergs ihr Ende noch lange nicht

erreicht, sie erstreckt sich vielmehr noch weit hinein in die Gebiete Badens und Bayerns. Uns genügt vorerst eine nähere Kenntniß des württembergischen Theils derselben. Und auch von diesem wollen wir nur Einzelnes zur Beschauung auswählen.

Ist es nicht abermals Muschelkalk, der auch hier durchgängig die Grundlage aller übrigen Gesteine bildet? Gewiß! Wo wir im Lande der Franken die Gebirgsbildungen untersuchen, treffen wir beinahe immer dies Kalkgebilde. Und es ist in allen seinen Gliedern entwickelt; hauptsächlich ist es in Thälern und Schluchten, deren Gehänge es durchweg gestaltet, aufgeschlossen. Der Hauptmuschelkalk, aus wohlgeschichteten Bänken eines rauchgrauen, dichten, ins Körnige übergehenden Kalksteins bestehend, macht das Hauptgestein der großen Ebene aus; denn er findet sich an den Gehängen und Höhen des Jagstthales, auf dem Plateau von Bartenstein, Niederstetten, Schrotzberg und behält mit den Oberämtern Mergentheim und Künzelsau die Oberhand; die Lettenkohle tritt darum nur vereinzelt auf und die übrigen Keuperglieder sind selten. Diluvialgebilde sind nur auf einzelne Gegenden beschränkt. Vulkanische Gesteine fehlen völlig.

Im Ganzen ist das Aeußere dieses Länderstrichs etwas einförmig; manche Partien desselben sind aber doch nicht ohne Reiz. Besonders wohl thut dem Auge die rasche Abwechslung zwischen Wald und Feld, zwischen Wiesengrund und Ackerland, zwischen Nadel- und Laubholz. Einzelne Punkte gewähren umfassende Fernsichten, nördlich bis tief in den Maingrund, nordöstlich bis weit ins Bayerische, südlich bis zum Hohenstaufen und zur Alp, nordwestlich bis

zum langgedehnten Odenwald, auf dem der Katzenbuckel einen Hauptruhepunkt bildet. Die höchste Erhebung erreicht unsere Ebene auf dem Zug der Wasserscheide zwischen Jagst und Tauber, indem sie dort bis 1400 ja 1500 Fuß aufsteigt. Berge finden sich keine auf ihr.

Seine schönsten Reize zeigt jedoch das Frankenland in seinen Flußthälern. Und zu den reizendsten unter ihnen gehört unstreitig das Tauberthal. Es ist schön, sagt ein Kenner der Taubergegend, wenn der Frühlingswind den Duft zahlloser blühender Obstbäume weithin verbreitet; es ist schön am Sommerabend, wenn nur noch das frische Grün in ihm zu finden ist, und in den Gehölzen längs der Anhöhen Amseln und Nachtigallen schlagen; es ist schön, wenn sich die Rebengelände an den Thalseiten mit breiten dunkeln Blättern und Trauben bedeckt haben; selbst wenn die Herbstnebel das Thal fast bis an den Rand füllen und wie ein ungeheurer Strom darüber hinwogen, ja, unter der Schneedecke, oder wenn die Tauber, von den Waldwassern angeschwellt, mit der Raschheit und dem Tosen eines Bergstroms dahinstürzt, ist das Thal schön. — Diese Worte sind nicht nur eine treffliche Schilderung irgend eines besonders hervorragenden Theils des Tauberthals, sondern sie lassen sich mit vollem Recht auf das ganze Thal von seinem Beginn bis zu seinem Schlusse anwenden.

Begehen wir dieses Thal an der Hand eines kundigen Führers!*) Die Tauber nimmt ihren Ursprung aus

*) Schönhuth, Vorzeit und Gegenwart in Frankenland.

einigen Waldquellen auf den Markungen Michelbach und Weikersholz, ganz nahe der Landesgrenze; übrigens streitet sich der bayerische Ort Wettringen um diese Ehre und behauptet, auf seinem Gebiete fange die Tauber erst an; denn jene Quellen seien ja häufig völlig versiegt. Bald wird jedoch das zarte Gewässer durch starke Zuflüsse vermehrt, die von den Waldhöhen herabkommen. So fließt sie nun in der Mitte eines breiten, muldenförmigen Thals, das einem ehemaligen Seebecken nicht unähnlich ist. Dasselbe senkt sich die Anhöhe herab, wo das Kirchlein St. Leonhard steht. Diese Anhöhe wurde von der Tauber durchbrochen die sich immer tiefer einwühlte und ihr gegenwärtiges Thal bildete. Mühle um Mühle liegt in dieser Thalenge, und jede wird von dem unscheinbaren Wasser getrieben. Bis zur Stadt Rothenburg erscheint die Tauber als ein unbedeutender Bach. Nur im Frühling und Herbst wird sie durch heftige Zuströmungen ein wildes Wasser. So bald sie das Gebiet der Stadt Rothenburg verlassen hat, wird ihr Bett immer tiefer, besonders tritt dieß bei Creglingen hervor. Fließt sie durch Ebenen oder tiefliegende Thäler, so ist ihr Bett fast überall enge zusammengedrängt, während ihre Nachbarflüsse, Kocher und Jagst, sich immer mehr ausbreiten. Dagegen nimmt die Tauber an Tiefe von Schritt zu Schritt zu, bis sie sich nach einem Laufe von mehr als 20 Stunden bei Wertheim in den Main ergießt. Zweimal durchfließt sie württembergisches Gebiet und braucht dazu etwas über elf Stunden. — Wie alle tiefere Gewässer, so fließt auch die Tauber so still und ruhig, daß man kaum hie und da ihr Rauschen vernimmt, wir würden nicht einmal die Nähe eines Flusses ahnen, wenn nicht dichtstehende Erlengebüsche,

die sie häufig umgrenzen, uns da und dort wieder auf ihren Lauf aufmerksam machen würden.

Gehört das Tauberthal zu den lieblichsten Gegenden des Frankenlandes, so ist das Jagstthal in mancher Beziehung romantischer und wilder als der Taubergrund. Die Jagst nimmt ihren Ursprung unter einer Höhe unweit des Pfarrdorfs Walxheim, fließt hart an Lauchheim vorbei und bespült den nordwestlichen Fuß der Alp (des Härdtfeldes); das ehemalige Deutschordensschloß Kapfenburg mit seinen beiden Kapellen verleiht da der Gegend ein romantisches Ansehen. Bald verstärkt sie ein bedeutender Bach, die Sechta, und jetzt zieht sie schon in etwas breiterem Bette an Ellwangen vorbei. Vom Fuße des Schönenbergs an verflacht sich das Jagstthal in eine bis unterhalb Crailsheim fruchtreiche Ebene. Bisher nur sanft sich schlängelnd, macht der Fluß bei Crailsheim die erste starke Krümmung; von jetzt an windet er sich schlangenähnlich. Nunmehr betritt er auch die hohenlohische Ebene; der bisherige sanfte Charakter wird verändert; die Ufer zu beiden Seiten erheben sich; seine Umgebungen werden wilder und romantischer; es spiegeln sich Burgen und kleine Städte auf Höhen in seiner Fluth; die Brettach ergießt sich oberhalb des alten Morstein in die Jagst. Bald treten ihre Ufer weiter auseinander, bald näher zusammen. Unterhalb Langenburg, wo Jagst und Kocher nicht zwei Stunden von einander entfernt fließen, verengt sich das Thal allmälig. Unter dem uralten Steinhause zu Buchenbach wird die Sohle so enge, daß nur der Fußgänger hart

am Ufer des tieffließenden Gewässers einen Pfad bis Mulfingen findet, wo auf dem linken Ufer die alte Burg Jagstberg steht. Von hier an gewinnt das Thal wieder einen freundlichen Charakter. Die Kirche des Dorfes Ailringen winkt einladend von der Höhe herab. Wir treten in die Landstraße ein, die über dem Thale hin an Weinbergen vorbei bis zu dem lieblich gelegenen Dorf Hohebach führt. Die schönste Brücke im ganzen Jagstgrunde zieht ihren Bogen über den Fluß. Wohl eine der herrlichsten Partien des Jagstthales haben wir jetzt vor unserem Blicke: zur Linken ein waldiges Ufer, aus dem die schönsten Tuffsteinfelsen hervorragen, die man irgend im Thale kann finden; am mächtigsten Vorsprung derselben klebt die kleine Kapelle St. Wendelin zum Stein, die sogenannte „Steinkapel"; zur Rechten dehnen sich fruchtbare Rebgelände aus. Vor uns liegt der nette Flecken Dörzbach mit seinem alterthümlichen Schlosse. Unterhalb Dörzbach wird das Thal immer breiter. Seine größte Ausdehnung erhält es endlich da, wo der herrliche Wiesengrund bei Krautheim beginnt. Dieser erstreckt sich bis Gommersdorf, wo das Thal wieder mehr zusammen tritt und erst dann wieder an Breite gewinnt, wenn wir die kleine Rotunde auf dem Kreuzberg und unter ihr die stattlichen Thürme des Klosters Schönthal erblicken, welches mit allem Rechte diesen Namen führt. Vom Grabe des „Ritters mit der eisernen Hand" und eisernem Sinn eilen wir immer im Thale fort zu der Burg, wo Götz von Berlichingen das Licht der Welt erblickte und zu kühnen Thaten heranreifte. Unter Jaxthausen beginnen wieder die höheren Ufer der Jagst und ziehen sich immer steiler bis zu der Anhöhe, auf der

die feste Raubburg Widdern — in früheren Tagen ein Schrecken der Gegend — sich zeigt. Bei Widdern mündet die Kessach. Von jetzt an macht das Jagstthal wieder einen imposanten Eindruck; zieht man der Landstraße nach über die Höhe, so schaut man in eine unendliche Tiefe, in welcher die Jagst ihr Bette sich wühlt. Mit vermehrter Kraft rauscht sie dem alten Städtchen Möckmühl zu. Seine alterthümliche Burg mit noch wohlerhaltenem Wartthurme blickt uns stattlich entgegen und mahnt uns wieder an jenen Ritter mit der eisernen Hand, der dieses Haus im Dienste des unglücklichen Herzogs Ulrich von Würtemberg ritterlich vertheidigte, bis er als ein Opfer des Verraths in die Falle gieng. Hier, unter der alten Burg gewinnt die Jagst einen starken Zufluß durch die Seckach, welche vom Odenwald herabkommt. In immerwährenden Krümmungen schlängelt sich der Fluß durch das Thal; von den hohen Ufern schauen Burgen und Höfe lieblich hernieder; aber auch im Thale stehen stattliche Herrenhäuser. Haben wir noch einige größere Ortschaften im Rücken, so kommen wir dem Ende der Jagst immer näher. Wir fühlen uns bald in einer milderen Luft, und es ist, als ob wir einer weit belebteren Gegend entgegen gehen. Da und dort erblicken wir angenehme Fußwege und Spaziergänge, die oft hart an der Jagst dem schöngelegenen Bade Jagstfeld zuführen. Der Fluß selbst eilt uns in immer rascherem Wellengange voran, um im mächtigeren Strome das Ziel seiner mehr als 25stündigen Wanderung zu finden. Und siehe, der Mächtigere heißt ihn von Herzen willkommen und öffnet ihm freudig den Schooß, aber nicht daß er ausruhe, sondern damit er rast- und ruhelos, mit ihm vereint,

weiter jage und stürme, bis wieder ein Größerer die friedlich Umschlungenen weiter führe an sicherer Hand, damit sie alle endlich der liebenden Mutter sich zugesellen und fröhlich rauschen und murmeln in fröhlicher Heimath!

So haben wir nun in thunlicher Eile das ganze Jagstthal durchzogen, obgleich eigentlich nur der Mittellauf des Flusses dem Frankenlande zugehört. Wir haben das wilde und reißende Gewässer immer wieder betrachtet, das nicht mit Unrecht das jagende, jache, jähe heißt. Sein Fall ist gewöhnlich stark; sein Flußbett ist breit und an manchen Stellen besonders zur Sommerszeit so seicht, daß man trockenen Fußes hinüberkommen kann. Häufig tritt der Fluß über seine flachen Ufer hinaus und bewässert die nahe liegenden Wiesen, reißt aber auch, wenn er bedeutend verstärkt worden ist, ganze Stücke Landes mit sich fort oder bahnt sich sogar ein neues Bette. Bäume duldet die Jagende selten in ihrer Nähe, sie will ungehinderte Aussicht genießen. Im mittleren Jagstthal sind die Höhen zur Linken mit Reben bepflanzt, die ein meist rothes Getränke geben, das aber weniger haltbar ist als der Tauberwein. Zunächst an der Jagst pflegt man am meisten den Wiesenbau oder die sogenannten Krautfelder. Getreidebau ist wegen der häufigen Ueberschwemmungnen — obgleich jede Fruchtgattung gedeihen würde — weniger räthlich. In seinem Mittellauf und besonders da, wo der Fluß seiner Mündung zueilt, wird das Obst in den besten Sorten gepflanzt.

Wäre ein Gang in das nahe Kocherthal nicht auch ein lohnender? Theile desselben zählen allerdings zum Hohenloheschen; allein mich will es bedünken, daß einzelne

Punkte der beiden bereisten Thäler noch einer näheren Ansicht würdig wären, ja die Wahl, welcher der schönste sei, dürfte sogar schwer werden; deßhalb soll uns das Kocherthal nicht beirren auf unserer Wanderschaft. Wenden wir uns in das „schöne Thal" der Jagst zurück!

2.

Wir haben auf unserer eben beendigten Wanderung das Kloster Schönthal berührt. Halten wir jetzt eine längere Umschau in dem stillen, lieblichen Orte, der vermöge seiner Abgeschlossenheit von den Störungen des Weltgetümmels so recht dazu angelegt ist, ein gemächliches Stillleben im Dienste der Musen zu führen. Das Kloster liegt auf dem linken Ufer der Jagst, die in nur geringer Entfernung hier vorbeifließt, einen Arm hieher erstreckend, damit die Klostermühle ihre Arbeit vollziehen kann. Auf beiden Seiten ist das Kloster von Bergen eingegrenzt! Auf der linken Seite des Flusses erhebt sich, dicht an den Mauern des Klosters hinziehend, eine ziemlich steile waldbewachsene Höhe, das sogenannte Studentenwäldchen. Einzelne Fichten ragen schlank in die Höhe, den Wald fürstlich beherrschend; zu ihren Füßen rauschen in gewaltsam gegrabenem Bette kleinere Waldbäche und stürzen von der schroffen Bergwand hinunter, um sich mit dem Flusse zu vereinigen. Im Wäldchen selber durchkreuzen sich liebliche Spaziergänge; da und dort laden Mooshüttchen den Besucher zum Verweilen ein, hier der Natur mit ihrem frischen Dufte und schmetternden Vogelgesange sich zu erfreuen. Gewiß, ein geeigneter Raum für die jungen „Studenten", sich zu erholen und zu ergötzen! Auf der östlichen Seite des Klosters, wo die Straße ins

Thal herabführt, steigt man auf einem mit Pappeln bekränzten Pfade den lieblichen Bergvorsprung hinan, der an seinem Fuße mit fruchtbaren Gärten angelegt, auf seiner Höhe aber mit einer freundlichen Kapelle geziert ist. Diese ist thurmartig und — den Sockel abgerechnet — ganz rund gebaut, nach Art der alten römischen Rotunden. Durch die Kuppel fällt das Licht hinein und macht ihr Inneres gar freundlich. Zunächst an die Kapelle stößt der Friedhof, eine Stätte, wo man — umspült von reiner Himmelsluft — gern das Haupt zur Ruhe niederlegen muß. Vom nahen Meßnerhäuschen genießt man sodann die lieblichste Aussicht ins jagstdurchströmte Thal, daß wir in die klaren Wellen schauen können. Zunächst unter uns haben wir aber das Kloster in seiner ganzen Ausdehnung mit seinen vielen stattlichen Gebänden, an die sich die lieblichsten Gartenanlagen theils innerhalb, theils außerhalb der Klostermauern anschließen. — Noch von einer andern Seite erhalten wir eine ausgedehnte Ansicht des Klosters. Wir steigen nämlich vom Kreuzberge herab, gehen an dem Kloster vorbei und wandeln durch eine duftende Kastanien- und Pappelallee der Brücke mit dem hochgesprengten Bogen zu. Am linken Ufer des Flusses erhebt sich dann allmälig ein mit Weinreben und jungen Obstbäumen bepflanzter Berg, dessen Gipfel ein schöner Wald krönt. Am Saume dieses Waldes steht ein einsames Thürmchen, das trotz seines weißen Anstrichs zuverlässig ein altes Denkmal ist. Man heißt es noch heute den Götzenthurm; denn Götz von Berlichingen, der schon genannte Ritter mit der eisernen Hand, soll es erbaut haben, um es als Warte gegen seine Feinde zu gebrauchen. Und wie herrlich sich nun (von hier aus) das Kloster zu

unsern Füßen ausbreitet! Schüchtern blickt das alte Kirchlein St. Kilian mit seinem einfachen Thürmchen empor zu dem prächtigen Tempel mit zwei Thürmen, deren Spitzen mit herrlichen Kuppeln geziert sind. An diese Kirche schließt sich das Konventgebäude, das mit seiner stolzen Façade mehr dem Palaste eines weltlichen Fürsten, als der klösterlichen Wohnung geistlicher Herren gleicht. Sehr gering und niedrig erscheint dagegen das ältere Konventgebäude, welches in der Nähe des genannten Kirchleins noch im Umfange der alten Klostermauern steht. Wenden wir uns aber mehr zu dem Entfernteren! Unten im Thale liegt Berlichingen mit seiner schönen neuerbauten Kirche. Und je mehr wir in die Höhe steigen, desto mehr erweitert sich unser Horizont. Auf der Hochebene erscheinen verschiedene Dörfer. In blauer Ferne zeigt sich sogar der hohe Melibokus, der Grenzwächter des Odenwaldes, wohl zehn Meilen von Schönthal entfernt. Einen Theil der Höhe, auf der das Götzchenthürmchen steht, bildet der Storchberg, in alten Zeiten „Storchnest" genannt. In früheren Tagen war er, wie die ganze Höhe, ein Rebgarten, den die noch jetzt stehende Mauer mit einem Portal umschloß, auf dem der heilige Benedikt aufgestellt ist. Umsonst mahnt er jetzt seine Zöglinge, im Schweiße des Angesichts die Reben zu bauen; die fleißigen Brüder wandeln schon lange nicht mehr in dem Garten, darum sind auch längst die edeln Reben von dem Platze verschwunden, und der Rebgarten sieht öde aus im Vergleich mit denjenigen, welche die ganze Bergwand thalwärts bedecken.

Die Schönheiten, die um das Kloster im „schönen Thale" herum zu finden sind, haben wir betrachtet. Kehren wir nun auch im Kloster selber ein!

Ehe wir in das stattliche Klostergebäude gelangen, treten wir durch zwei, der früheren Zeit angehörige Einfahrtsthore in den Umfang der älteren Abteigebäude ein. Zur Linken innerhalb des ersten Einfahrtsthores haben wir das älteste Gebäude vor uns: die epheuumrankte, nicht sehr umfangreiche Kirche zu St. Kilian, für die weltlichen Klosterangehörigen und für die Laien der Umgegend bestimmt. Die Gebäude, welche dieses ehrwürdige und verlassene Kirchlein umgeben, bilden die sogenannte ältere Abtei; sie enthalten die Wohnungen des Klosterbeamten, des katholischen Pfarrers, der Schullehrer und der Handwerksleute und Offizianten. Haben wir die beiden Einfahrtsthore hinter uns so stehen wir vor dem sogenannten neuen Abteigebäude und der stattlichen Klosterkirche. Welch merkwürdiger Contrast zwischen dem Neuen und Alten, dem Geringen und Prachtvollen! Mitten im Hofe steht ein stattlicher, aus Eisen gegossener Rohrbrunnen.

Zum Abteigebäude führt eine große Staffel mit Geländer. Das Gebäude selber hat drei Stockwerke. Treten wir durch das hohe Portal, so steigen wir rechts oder links auf hochaufstrebenden Treppen mit kunstreichem Schnitzwerk bis zu einem schönen Eisengitter von ausgezeichnet gearbeitetem Laubwerk. Von hier aus besuchen wir nach allen Richtungen hin die zahlreichen Gemächer und Säle der Abtei. Wir betreten den ehemaligen sogenannten goldenen Abteisaal, jetzt zur evangelischen Kirche eingerichtet, den Ordenssaal, an dessen Wänden alle Klosterorden in Gemälden von etwa einem Fuß Größe angebracht sind; wir gelangen dann auch in jenes Gemach, in dem sich der kostbare vergoldete Schrank befindet, der in der Mitte sich öffnet, und eine verborgene

Thüre darstellt; endlich besuchen wir die Gemächer, wo sich der physikalische Apparat und die Bibliothek befinden. Ist letztere durch allerlei Vorgänge auch kleiner geworden, als sie vordem gewesen, so enthält sie doch noch eine werthvolle Sammlung von Büchern und Handschriften und wird zudem von Jahr zu Jahr vermehrt. Die bisher genannten Gemächer finden sich in den oberen Stockwerken der Abtei. Gehen wir aber vom Hauptportal aus links, so gelangen wir in die herrliche Wohnung der früheren Prälaten; gehen wir dagegen rechts, so kommen wir in die geräumige Klosterküche, die alltäglich den mehr als dreißig Zöglingen des Seminars die nöthige Speise bereitet. Ist es nicht ohne Interesse, diese Küche zu beaugenscheinigen, so macht es eben so viele Freude, Mittags oder Abends in den anstoßenden Speisesaal (das alte Refektorium) zu treten, und die blühende Jugend zu betrachten, wie sie sich an Speise und Trank mit Lust erquickt. Vom Speisesaal lassen wir uns durch einen Theil des Kreuzgangs über alte Grabdenkmale in den östlichen Theil des Abteigebäudes führen, und einige Treppen aufwärts steigend, betreten wir das sogenannte Dorment, die Wohnungen, den Hör- und Schlafsaal der Seminaristen enthaltend. Kämen wir Vormittags vor 12, oder Nachmittags nach 2 Uhr dahin, so fänden wir das Dorment verschlossen, denn auch jetzt noch müssen die Zöglinge wissen, daß sie sich in einem Kloster befinden. Nur die Zeit nach dem Mittagsmahl und Sommers nach dem Abendimbiß bietet freien Ab- und Zugang auf dem Dorment; aber wenn das Glöcklein neben dem Eingang die junge Klostergemeinde Mittags und Abends versammelt hat, und der unerbittliche Famulus die Thüre des Dorments

vor den Augen zuschließt, dann ist es den ganzen Tag über zu Ende mit der goldenen Freiheit und — das Klosterleben ist zu verspüren. Haben wir die einzelnen Klosterstuben, in denen je sechs bis acht Zöglinge wohnen, so wie den Schlafsaal und den Hörsaal besichtigt, auch die schönen lateinischen Knüttelverse über jeder Thüre gelesen, so gehen wir wieder auf dem nämlichen Wege zurück, steigen die Treppen abwärts und gelangen in den alten düstren Kreuzgang des früheren Abteigebäudes. Sein Boden ist mit Grabsteinen überdeckt, deren Inschriften aber kaum mehr zu entziffern sind, da die Füße derer, die darüber hinwandeln, sie gänzlich verdarben. Desto mehr ziehen uns die großen und gewaltigen Ritterbilder an, die uns von der Wand herab so ehrwürdig und ernst anblicken Zeugen einer kräftigen Vergangenheit. Alle diese Monumente wurden auf Kosten der Freiherrlich von Berlichingenschen Familie in jüngster Zeit würdig und schön erneuert. Ganz besonders fesselt uns aber das Steinbild des Ritters mit der eisernen Hand, und wir lassen uns das starke Eisengitter, welches zum Schutze des Ritters und seiner Ahnen vor jeglicher weiterer Unbill hier angebracht wurde, von gefälligen Händen öffnen, um die Statur recht genau betrachten zu können.

Besuchen wir schließlich noch die Klosterkirche! Sie ist in italienischem Style gebaut, hat die Form eines Kreuzes und ist 265 Fuß lang, 86 breit und 84 hoch. Die beiden Thürme sind 245 Fuß hoch; eine mächtige Kuppel erhebt sich über dem Kirchendache. Auf derselben steht eine Madonna aus Erz, 133 Ctr. schwer, stark in Feuer vergoldet, im Sonnenschein wie ein Feuer strahlend. Links an der Ecke beim Eingange in die Kirche steht eine schöne steinerne

Säule, dem Abt und Jubelpriester Angelus geweiht. Erbauer der Kirche war der Abt Knüttel, welchem die „Knüttelverse“ ihren Namen verdanken. Im Jahre 1708 wurde der Bau begonnen und nach 20 Jahren zu Ende gebracht. Treten wir in die Kirche ein, so begrüßen uns zu beiden Seiten die schönsten Denkmale alter Kunst. Links steht in Lebensgröße, aus geschlagenem Messing gearbeitet, das Bild des Erbkämmerers Konrad von Weinsberg, des wichtigsten Staatsmannes unter Kaiser Sigismund, ihm gegenüber aber seine Gemahlin, Anna von Hohenlohe, in schönem, faltigem Gewande. Rechts von dieser erblicken wir eine ehrwürdige Mönchsfigur aus Sandstein, ihr gegenüber aber das Bild des Stifters des Klosters Schönthal, Wolfram von Bebenburg, eine Kirche, um die ein Rosenkranz geschlungen ist, auf der Hand tragend. Neben Wolfram steht Papst Alexander III. mit einem Gesicht voll Ausdruck und Klugheit und Unternehmungsgeist. Ihm gegenüber ist sein Gegner im Leben, Kaiser Friedrich I., der Rothbart, aufgestellt, ebenfalls ein Gesicht voll Ausdruck und Verstand aber nicht von der Feinheit des Papstes Alexander. Beugen wir ein wenig um die linke Seitenwand, so finden wir unweit des östlichen Eingangs wohl das älteste Denkmal der Kirche, aus zwei neben einander angebrachten Steinen bestehend. Der Stein zur Linken stellt in halb erhabener Arbeit das Bild des edlen Herrn Albrecht von Hohenlohe-Möckmühl vor, wohl eines der ältesten und in Beziehung auf Tracht seltensten Ritterbilder im ganzen Frankenlande. Nicht weit von diesem Ritterbilde findet sich ein gleich großer Denkstein, auf dem oben das Hohenlohesche und das Schellingen'sche Wappenschild ausgehauen, weil Albrechts Mutter

eine Geborene von Schelklingen war. Wenden wir uns hinüber auf die westliche Seite im Schiff der Kirche, so begegnen wir zwei interessanten, wenn auch minder alten Denkmalen, zwei neben einander stehenden Statuen, den Sohn jenes Konrads von Weinsberg, Philipp, und seine Gemahlin Anna, vorstellend. An den beiden Seitenwänden des Schiffs sind 18 Aebte des Klosters in Stein ausgehauen, von denen sich das Bild des Abtes Benedikt Knüttel besonders auszeichnet. Die übrigen Aebte sind in Lebensgröße gemalt und hängen rechts und links vom Chor am Schiffe herab.

Wir besichtigen nun noch das Uebrige in der Kirche. Zwei Säulenreihen korinthischer Ordnung stützen im Schiffe die prächtige Decke, die mit 112 Freskogemälden, der heiligen Geschichte und der Geschichte des Cisterzienserordens und des Klosters entnommen, herrlich geziert ist. Nicht minder trefflich ist die an der Decke und an der Säule angebrachte Stuccaturarbeit. In der Kirche finden sich elf Altäre, darunter fünf von Alabaster, theilweise von kunstvoller Arbeit. Der Hochaltar ist ungemein prachtvoll; das mit großer Kunst ausgeführte Altargemälde stellt die Himmelfahrt der Maria vor. Ganz besonders interessant ist das hoch über der Sakristei auf einer Altane befindliche Gemälde. Es soll das Altarblatt sein, welches einst in der alten Klosterkirche prangte. Rechts neben dem Eingang zur Sakristei begegnet uns wieder Bild des Stifters des Klosters, Wolfram von Bebenburg, ein kräftiges, ausdrucksvolles Gemälde auf Leinwand; in der Sakristei selber begrüßt uns das Bild des Abtes Benedikt Knüttel. An Kirchenschätzen finden wir nur noch einige schöne Monstranzen, Kelche und zum Theil alte Para-

mente; aber die Kostbarkeiten, die in alten Tagen hier aufbewahrt waren, sind längst verschwunden, da die verschiedenartigsten Liebhaber im Kloster sich einfanden und sich jener Schätze theils auf rechtmäßige, theils aber — und zwar gewöhnlich — auf unrechtmäßige Weise aneigneten.

Damit wären wir nun auf ein anderes Feld gekommen, und wir könnten jetzt, da wir die Sehenswürdigkeiten des Klosters kennen gelernt haben, einen Blick in die Geschichte desselben thun. Doch sei hievon nur Weniges angereiht. Wolfram von Bebenburg — sein Bild ist uns mehrmals aufgestoßen — gründete das Mannskloster Schönthal im Jahr 1157 mit 12 Brüdern aus dem Cisterzienserkloster Maulbronn, somit war Schönthal ein Tochterabtei von Maulbronn. Im Laufe der Jahrhunderte vergrößerte sich das Kloster bedeutend und Reichthümer und Schätze wurden in demselben in großer Menge aufgehäuft. Als aber zu Anfang des 16. Jahrhunderts der Bauernkrieg begann, hatte auch Schönthal unsäglich zu leiden. Diese Heimsuchungen wurden durch den 30jährigen Krieg erneuert. Im Jahr 1803 kam die Abtei endlich an Württemberg. Heute aber ist es der Sitz eines der vier niederen evangelischen Seminare. Als solches möge es blühen bis in die spätesten Zeiten!

Eine Perle des Jagstthals haben wir genauer betrachtet. Setzen wir nun unsere Wanderung in demselben fort! Eine nicht geringe Strecke Wegs haben wir zurückzulegen, bis wir endlich in den freundlichen Marktflecken Dörzbach gelangen, der zu den größten Orten des mittleren Jagstgebiets gehört. Das stattliche Schloß in dem Dorfe sagt

uns, daß hier schon lange her Ritter und Herren gehaust haben. Allein die Gegenwart mahnt uns eben so laut, daß jene Zeiten vorüber sind, da die Ritter an langen eichenen Tafeln saßen, darauf die mächtigen Humpen standen, aus denen die markigen Zecher den edlen Rebensaft des Jagstthales in gewaltigen Zügen tranken; daß jene Zeiten vorüber sind, da man nach dem Abendtrunke im Rittersaale glänzende Tänze hielt und Ritter und Edelfrauen in raschem Walzer sich drehten. — Himmelhohe Pappeln stehen vor dem Eingange ins Schloß. Auch sie flüstern sich gegenseitig zu, daß es jetzt nimmer so lustig und heiter im Schloß sich gestalte, wie in den vorigen Tagen. Auch sie haben es gesehen, daß sich die Zeiten ändern und daß das Alte stürzt; doch dürfen sie es auch erfahren, daß „neues Leben blüht aus den Ruinen."

Wir mögen übrigens im Schatten der Pappeln nicht ruhen, sie auch in ihrem Geflüster nicht stören, sondern eilen thalaufwärts, um einen andern Punkt aufzusuchen. Dort erblicken wir schon Felswände von Tuffsteinen, die sich am Ufer der Jagst erheben. Hart an den Felsen, von fünf Ahornbäumen versteckt, liegt eine alterthümliche Kapelle; schon stehen wir vor den Felsen, an denen sie hängt: wir sind in „Steinkapel", oder richtiger gesagt: in St. Wendel am Stein. Der Name „zum Stein" ist nicht unrichtig gewählt. Bildet doch der Sockel der Kapelle mit dem Tuffsteinfelsen gleichsam Eine Masse, daß man kaum mehr unterscheiden kann, was Fels und Gemäuer ist. Die Kapelle selbst ist in einfach gothischem Style gebaut. Ueber dem Chor erhebt sich das unscheinbare Thürmchen mit seinem Kreuze, das den Felsen um ein Bedeutendes überragt. Treten

wir in die Kapelle, so sehen wir auch hier wieder, wie sehr sie den Namen „zum Stein" verdient: der rohe zerklüftete Tuffsteinfels bildet ihre Giebelseite. Der steinerne Altar im Chor hat eine schöne Zierde an seinem kleinen marmornen Altarblatt mit einem nicht ohne Kunst gearbeiteten Bilde. Ein Ritter im Harnisch mit bloßem Haupte kniet vor einem Crucifix, ihm gegenüber ein liebliches Frauenbild mit losgewundenen Haaren, zu dessen Füßen eine Art Rauchgefäß liegt; Engel mit Kelchen in den Händen schweben über den Knienden. Schade, daß ein unwissender Verehrer der Kapelle durch Uebertünchung dem Altarbilde übel mitgespielt hat!

Steigen wir nun, die Kapelle verlassend, etliche Stufen aufwärts. Wir befinden uns in einer weiten Grotte. Eine in Felsen gehauene Treppe nahe zur Linken leitet uns in eine von Rauch geschwärzte Höhlung, in welcher eine Wand mit Fensterlein eingebaut ist. Da stehen wir über dem Dach der Kapelle. Unter uns rauscht die Jagst. Die Aussicht ist wahrhaft romantisch, ja sogar „fürchterlich schön". Ob dieses Fleckchen nicht das schönste im ganzen Jagstthal sein wird? Die beiden Grotten sollen in früherer Zeit die Wohnung eines Einsiedlers gewesen sein.

Wir steigen wieder herunter. Vorbei an dem uralten Häuschen, das im untern Raum eine Quelle des klarsten und angenehmsten Wassers hat und seit älteren Zeiten einem „Kapellenmann" zur Wohnung dient, betreten wir den schmalen Weg thalaufwärts zwischen der Jagst und dem Tuffsteinfelsen hindurch zu der Tropfsteinhöhle. Wir müssen durch Gestrüpp und Gesträuch hindurchdringen; der Weg ist nicht sehr angenehm. Der Eingang in die Höhle — wie niedrig! Die Länge derselben beträgt etwa 20, die Breite unge-

fähr 10 Fuß. Das Bassin, welches sie bildet, ist wohl 2 Fuß tief und enthält das reinste Quellwasser, das selbst in der heißesten Jahreszeit eiskalt ist. Das Wasser träuft an den Wänden herab. Stalaktiten zeigen die mannigfaltigste Gestaltung. Pflanzen, Holz und andere Gegenstände werden in diesem Wasser in kurzer Frist mit einer dicken Kalkkruste überzogen und bilden die wunderlichsten Stalaktiten. Wir nehmen uns irgend ein Angedenken, etwa eine inkrustirte Pflanze oder eine Eichel oder ein versteinertes Vögelein, mit. Und nun gehen wir noch einmal zu der Kapelle zurück, setzen uns auf den runden Felsstein unter die schlanke Erle undlassen uns vom „Kapellenmann" die Gründung des Kirchleins in aller Kürze erzählen.

Es war einmal ein Schäfer, so beginnt unser Freund, und der fand an der Stelle, wo er seine Schafe weidete, einen großen Schatz, der ihn auf einmal zu einem reichen Mann machte. Nun beschloß der Schäfer, an dem Orte, wo er seinen Schatz gehoben, dem Herrn zu Ehren eine Kirche oder Kapelle zu bauen. Und jener Platz soll über dem Felsen gewesen sein, nahe beim Walde dort; darum wurden Steine und Alles, was man zum Bau eines Kirchleins bedarf, dorthin geschafft. Schon waren die Steine behauen, und das Holz zugerichtet und der Graben ausgegraben, in welchen das Fundament gesetzt werden sollte. Aber siehe da, über Nacht wurden Holz und Steine hinübergewälzt bis an das Ufer der Jagst, und Niemand wußte, wie es geschehen war. Doch wurden alle die Baumaterialien wieder auf den Felsen hinaufgebracht und das Fundament eingesetzt. Aber am andern Morgen lagen die Steine wieder unter dem Felsen und zwar an der Stelle, wo heute noch

die Kapelle steht. Und gerade so weit war das Fundament mit ihnen gebaut, als die Werkleute mit ihrem Bau auf dem Felsen vorangeschritten waren. Unser Schäfer zerbrach sich den Kopf nicht lange wegen dieses Wunders, wollte auch der unsichtbaren Macht nicht länger widerstehen, sondern merkte, daß die Kapelle unten im lieblichen Thale erbaut werden solle. Auf dem Fundamente, das schon stand, ließ er alsobald fortbauen und die Kapelle gedieh so schnell bis zum Giebel, daß Jedermann erkennen mußte, wie der Bau nicht nur durch Gottes Willen, sondern unter seiner sichtbaren Unterstützung zu Stande kam. Kein Arbeiter ermüdete, so fleißig er auch war; kein Schweiß rann von der Stirne der Steinmetzen, ihre ganze Arbeit war wie ein Spielwerk — denn der Herr baute sein Haus. Endlich stand das Kirchlein da, fertig und vollendet bis zum Thürmlein, in welchem das Glöcklein klang. Und jetzt trat der fromme Schäfer freudig über die Schwelle. Er stellte das alte Schnitzbild des heiligen Wendelin auf den Nebenaltar und sprach freudig: „dem Schutzpatron der Schäfer soll diese Kapelle geheiliget sein, denn ich bin ein Schäfersmann.“ Dann gieng er in den Chor des Kirchleins, wo der Hauptaltar stand, auf dem das Bild des Heilandes am Kreuz aufgerichtet war. Da kniete er nieder und faltete seine Hände zum andächtigen Gebete. Bald darauf wurde die Kapelle vom Pfarrer zu Dörzbach förmlich geweiht zu Ehren des heiligen Wendelin. Seitdem heißt sie die Kapelle St. Wendels zum (am) Stein. Viele, viele Jahre hindurch wurde dieß Kirchlein jedesmal am Tage des heiligen Wendelinus (20. Oktober) von Schaaren frommer Wallfahrer besucht.

Damit schließt der Kapellenmann. Und wir? — Wir schließen unsere Wanderung im Jagstthal ebenfalls, und eilen hinüber in den weinreichen Taubergrund.

Mergentheim, die alte und neuaufblühende Stadt ist unser Ziel, dem wir zusteuern. Unterwegs möge das Wichtigste aus seiner Vorzeit uns unterhalten!

Und was könnten wir uns Wichtigeres von dieser nördlichsten Stadt unseres Landes in's Gedächtniß zurückrufen, als daß sie lange der Hauptsitz des Deutsch-Ordens war? Bekanntlich wurde dieser Ritterorden im Jahr 1190 n. Chr. im Lager vor Ptolemais gestiftet, zunächst um die kranken und verwundeten Deutschen, um welche sich der Orden der Hospitaliter oder Johanniter nichts kümmerte, zu pflegen. Der Stifter des „Ordens der deutschen Ritter," ein Bürger von Bremen, Walpot von Bassenheim, „war zwar von Geburt kein Edelmann, aber seinem Leben und seiner Tugend nach war er sehr edel." Ein schwarzes Kreuz auf weißem Mantel war das äußere Abzeichen der Ordensglieder; ein eheloses, geistliches Leben zu führen und zugleich gegen die Ungläubigen zu streiten, war das Gelübde dieser „Marianer," wie sie sich — zu Ehren der heil. Jungfrau — auch nannten. Erst unter dem vierten Großmeister, Hermann von Salza, seit 1210, nahm der neue Orden als ein mächtiger Ritterbund einen großen Aufschwung. Im Jahr 1227 wanderte die Gesellschaft vom Morgenland an die Ostsee. Lievland wurde als besondere Provinz von Preußen getrennt und stand unter einem vom Hochmeister abhängigen Heermeister. Die Ritter regierten

sich selbst unter dem Vorsitz des gewählten Großmeisters, der vom Kaiser als Reichsfürst anerkannt wurde. Nur Deutsche wurden in den Ordensverband aufgenommen. Thorn, Königsberg wurden gegründet und eine Menge Burgen zur Verschanzung errichtet.

Schon im Jahr 1220 traten die Junkherren und Brüder von Hohenlohe, Heinrich und Friedrich, in den deutschen Orden und übergaben demselben all' ihr Gut aus freier Hand, darunter auch Theile von Mergentheim, und es wurde hier eine eigene Ordens-Commende (Ordenspfründe, Gebiet eines geistlichen Ordens) aufgerichtet und Heinrich von Hohenlohe wurde wohl der erste Inhaber oder Commenthur derselben, der ums Jahr 1232 seinen Wohnsitz in Mergentheim nahm. Als er 1244 Hochmeister des Ordens wurde, änderte er seinen Aufenthaltsort nicht und starb 1252 in Mergentheim. Später, im Jahr 1298, wohnte Siegfried von Feuchtwangen als Deutschmeister zu Mergentheim und dieses war also nicht nur Sitz eines Commenthurs, sondern schon jetzt die Residenz der Deutschmeister. Im Jahr 1330 fiengen dann die Deutschherren an, den Ort mit Mauern und Gräben zu umgeben und 1340 ertheilte Kaiser Ludwig der Bayer dem Orden das Recht, aus Mergentheim eine Stadt zu machen, sie zu befestigen mit Mauern, Gräben und Holzwerk, und verlieh ihr zugleich verschiedene Rechte und Freiheiten. Wenn sich nun Mergentheim unter der Oberherrlichkeit der Deutschherren im Laufe der Jahre sichtlich vergrößerte, so brachte der Bauernaufruhr im 16. Jahrhundert mancherlei Hindernisse. Es ist nicht an der Zeit, uns des Näheren mit jenem Aufruhr zu beschäftigen; dagegen müssen wir uns merken, daß un-

mittelbar nach dem Bauernkriege die Stadt Mergentheim der beständige Sitz des Hoch- oder Deutschmeisters wurde. Unter den einzelnen Hochmeistern geschah für die Stadt sehr viel; Verbesserungen aller Art wurden vorgenommen und die wohlthätigsten Einrichtungen getroffen. Riefen doch die Bewohner der Stadt und des ganzen Ordensgebiets einem derselben, dem Erzherzog Maximilian von Oestreich, der am 2. November 1618 starb, das schöne Wort ins Grab nach: „Unser Vater ist gestorben!“ — Die Ereignisse während des dreißigjährigen Kriegs und die Folgen desselben für unsere Stadt können wir füglich übergehen; nur das sei bemerkt, daß sie Gustav Adolph seinem Generalfeldmarschall Gustav Horn mit Allem, was zu ihr gehörte, am 28. April 1632 schenkte, der dann die Bewohner dazu bewog, die „neue Lehre“ anzunehmen. Allein schon am 4. September 1634, nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen, zogen die Deutschordensritter wieder ein und am 5. Oktober kehrte auch der Hoch- und Deutschmeister in seine Residenz zurück. — Auch die Bedrückungen, welche die Stadt von den Franzosen im Anfang des 18. Jahrhunderts zu leiden hatte, besprechen wir nicht weiter. Wir eilen, in unser Jahrhundert einzurücken. Erzherzog Anton Viktor trat im Jahr 1804 die Würde eines Hoch- und Deutschmeisters an — schon seit Jahrhunderten war sie im Habsburgischen Hause erblich gewesen — und unter ihm schlug des Ordens letzte Stunde. Noch heute steht dieser Fürst in Mergentheim und seiner Umgegend in besonders gutem Andenken; gegenseitige aufrichtige Liebe verband Fürst und Unterthanen!

Als nämlich 1809 Napoleon mit seinen Verbündeten

gegen Oestreich zog, verließ Anton Viktor mit Wehmuth und unter den Thränen seiner Diener und Unterthanen seine bisherige Residenz. Mergentheim fiel der Krone Württemberg zu, und diese nahm am 29. April 1809 von dem Fürstenthum Besitz. Am 13. Juni fand die Huldigung der Form nach statt, die Herzen aber waren nicht dabei. Zwölf Tage nachher wollte man zur Truppenaushebung schreiten; aber die Art und Weise der Vornahme dieses Aktes erbitterte die bedrängten Herzen nur noch mehr. Bei dunkler Nacht sollte die Aushebung in Wachbach beginnen; eine Wittwe sollte dort ihren einzigen Sohn zum Militär hergeben. Da widersetzten sich die Bürger des Orts. Es entstand ein Auflauf. Die Sturmglocke schrillte in die Nacht hinaus. Der offene Aufstand erfaßte die erhitzten Gemüther. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Empörung in alle umliegende Orte. Bewaffnete Haufen eilten fortwährend der Stadt zu. Sie stießen das Thor ein und drangen in die Stadt. Ein kurz zuvor eingelieferter östreichischer Gefangener war der Anführer der wilden Rotten. Die württembergischen Soldaten wurden entwaffnet, die königlichen Wappen zerschlagen und mehrere württembergische Beamte unter Mißhandlungen auf das Rathhaus geschleppt. Indessen hatten sich die Bürger der Stadt auch bewaffnet. Unter geordnetem Oberbefehl gelang es ihnen nach vieler Mühe, die aufrührerischen Bauern zurecht zu weisen, so daß sie endlich die Stadt verließen und in ihre Heimath zurückzogen.

Bald war der Aufstand des neuen Landestheils in Stuttgart bekannt geworden. In aller Eile wurden Truppen nach Mergentheim befördert; schon drei Tage nach der

Empörung war ein Exekutions-Corps von 2600 Mann im Kloster Schönthal angekommen. Es zog sofort nach Mergentheim ab. Die Bauern waren hievon benachrichtigt. Ueberall stellten sie Wachen aus. Die Württemberger rückten herbei. Aber jetzt riefen die rings erschallenden Sturmglocken die grimmigen Schaaren wieder zu den Waffen. Mit Schießgewehren und Werkzeugen aller Art wollten sie die Eindringlinge zurückweisen. Major von Hornstein wurde gezwungen, das Kommando zu übernehmen. Bald zogen etwa 1500 Mann aus der Stadt, an der Spitze einen Trommler. Beim Armenhause, nicht weit von den Anrückenden, faßten sie Posto. Allein der gezwungene Kommandant gab alsbald das Zeichen der Unterwerfung. Die Württemberger schoßen den Trommler der Bauern nieder. Diese, nichts Günstiges ahnend, zogen sich in die nahen Weinberge zurück, von wo aus sie noch eine Zeit lang auf das Militär feuerten. Um die Mittagszeit hatte das Gefecht begonnen; um zwei Uhr war es schon beendigt. Jetzt rückte das Militär vor die Stadt. Die Bürger dachten an keinen Widerstand. Allein durch Zufall wurde das schnelle Oeffnen des Thors verhindert; der Thorwart war nicht flugs mit den Schlüsseln zur Hand. Rasch sprengten die Soldaten das Thor und stürmten hinein. Wer ihnen in den Weg kam, wurde niedergehauen. Das Rauben und Plündern fieng an. Die Waarenlager wurden gestürmt. Mergentheim wurde gleich einer feindlichen, aber eroberten Stadt behandelt. In den Dörfern wurde ohnedies nichts geschont. Nicht wenige Menschen hatten das Leben verloren. Auch Manche vom württembergischen Militär waren geblieben.

Doch das Schwerste sollte noch nachfolgen. Der da-

malige König von Württemberg wollte an den Schuldigen ein Beispiel für künftige Zeiten aufstellen und fällte deßhalb ein strenges Urtheil. Sechs der Gefangenen traf das Todesloos; zwei wurden zu lebenslänglicher und wieder zwei zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilt. —

Der Thalkessel öffnet sich. Die mit Wald und Rebengrün geschmückten Berge treten aus einander, um dem Städtchen mit seinen beinahe 3000 Einwohnern einen fröhlichen Ruhepunkt zu bereiten. Von allen Höhen senken sich Straßen hernieder, die dem Taubergrunde von den Gestaden des Mains und des Rheins und des Neckars Kunde bringen. Durch grüne Wiesen schlängelt sich die Tauber hin, mit eigenthümlichem Rauschen und munterem Wellenschlag vorwärts eilend. Ein Kranz von Alleen umzieht die nördlichste Oberamtsstadt Württembergs, die ihren schönsten Schmuck in dem Parke besitzt, aus dessen Bäumen und nachtigallenbelebten Gebüschen das herrliche Schloß mit den Thürmen der Schloßkirche emporsteigt.

Aber der Park nimmt uns auf; wenige Schritte noch — und vor uns liegt dieses historische Monument Mergentheims: die ehemalige Residenz und Ordenskirche der Deutschmeister. Es ist das Grabmal eines Ordens, dessen Thaten zu den reichsten unserer Geschichte gehören. Die Fahnen, welche Preußen erobern sahen, wehten hier über den Todtenbetten der letzten Heermeister; die Rosen von Marienburg welkten am einsamen Ufer der Tauber.

Wir treten ein in das prächtige Schloß, die Hauptmerkwürdigkeit Mergentheims. Heute noch ist es ein Fürstensitz. Bis zu seinem jüngst erfolgten Ableben diente es dem be-

rühmten Naturforscher und Reisenden, dem Herzog Paul Wilhelm von Württemberg als Wohnsitz. Nunmehr ist es dem Sohne des Verblichenen, dem Herzog Maximilian von Württemberg, zum Aufenthalt eingeräumt.

Der genannte hohe Reisende, der die fernsten Länder Amerika's und Afrika's mehrmals durchpilgerte, legte hier die schönsten naturhistorischen Sammlungen an, deren Bedeutsamkeit schon manchen Naturforscher den Weg hieher machen hieß, um von den herrlichen Schätzen Einsicht zu nehmen.

Aber das Schloß, wie wir es jetzt vor uns sehen, trägt keine Spuren mehr von der in frühester Zeit hier gestandenen Ordensburg an sich. Im Laufe von sechs Jahrhunderten hat sich gar Manches geändert. Nur das ist gewiß, daß derjenige Theil des Schlosses, welcher ein abgesondertes Viereck mit dem geräumigen Schloßhofe bildet und von dem Herzog bewohnt wurde, auf der Stelle des älteren Schlosses erbaut ist. Auch der aus dem Hauptflügel des Schlosses ragende sogenannte Blasthurm ist noch aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Beim Eintritt in das eigentliche Schloßgebäude begrüßen uns zwei ehrwürdige Rittergestalten aus alter Zeit. Sie stehen auf den an beiden Seiten des Schlosses befindlichen Brunnen. Rechts und links führen zwei steinerne Treppen ins Innere des Schlosses; sie bringen die drei Flügel desselben mit einander in Verbindung. Im obersten Stockwerk befinden sich die herzoglichen Prunkgemächer, wo nichts von übertriebener Pracht, aber Alles von einem schön ordnenden Geschmacke zeugt. Auch die eigentlichen Wohnzimmer Sr. Hoheit fanden sich in demselben Stockwerke im mittleren Flügel des Schlosses. Von

diesen Gemächern gelangt man auf den im linken Flügel befindlichen Gang, der einer kleinen Gemäldegallerie gleicht. In Lebensgröße finden sich hier 14 Hoch- oder Deutschmeister abkonterfeit. Sie versetzen uns zurück in die wichtige Zeit, in welcher sie lebten. Doch verweilen wir nicht zu lange bei diesen ehrwürdigen Meistern des ritterlichen Ordens, sondern begeben uns an den Ort, wo wir auf den Gräbern einzelner Ordensmeister gehen, die uns eben im Bilde begegneten. Wir steigen hinab in die Schloßkapelle, in die jetzige Kirche der Evangelischen. Sie hat einen prächtig gemalten Plafond und außer dem Hochaltar noch zwei Seitenaltäre. Das schöne Altarblatt stellt die Fußsalbung des Herrn dar. Zur Linken der Kirche befindet sich die Thüre, welche in die Gruft der Ordensmeister führt. Schade, daß 1809 so Vieles in dieser Gruft zerstört wurde! Nicht einmal die Gebeine dieser ehrwürdigen Todten wurden in Ruhe gelassen.

Schreiten wir nun zur Besichtigung der schönen Sammlung, welche Herzog Paul in den geräumigen Gemächern des Schlosses aufgestellt hat! Da finden wir zuerst das wohlgeordnetste Vogelheer, dann folgen Insekten und Conchylien, Fische und kleinere Meerbewohner. Nicht so vollständig ist die Sammlung der Säugethiere; dafür enthält sie aber einzig nur solche Exemplare, die von dem Herzog mit eigener Hand erlegt wurden. Haben wir diese naturhistorischen Merkwürdigkeiten genugsam betrachtet, so gehen wir in das ethnographische Kabinet. Schwerlich dürfte sich in Deutschland ein ähnliches finden. Alle Waffen und Jagdgeräthe nordamerikanischer Völker: Streitkolben, Aexte, Schilde, Bogen, Köcher in allen Gattungen bis zum Scalpirmesser

sind hier in unzähligen Exemplaren aufgehängt; daneben sehen wir die Anzüge der Wilden, das reichgeschmückte Kleid des Häuptlings wie das des gemeinen Mannes vom Kopfputz bis zur künstlich gearbeiteten Fußbedeckung; ferner alle Geräthe und Werkzeuge, deren sie sich im häuslichen Leben bedienen, besonders die sogenannten Friedenspfeifen; endlich viele Gegenstände, die nur selten von Reisenden erworben werden, wie z. B. Siegeszeichen, die aus den Haaren ihrer scalpirten Feinde bestehen, welche diese Völker an Geräthen und Anzügen gewöhnlich als Schmuck anbringen. Bemerken wir doch dort einen Schmuck von scalpirten Haaren, an dem noch das Ohrläppchen hängen geblieben! Wir staunen, wie es einem einzelnen Sammler möglich gewesen ist, eine solche Masse von seltenen und kostbaren Gegenständen zusammen zu bringen. Wir lassen uns noch ins unterste Stockwerk führen. In Einem Gemache die Menge des Interessanten aus Nordafrika, besonders aus Aegypten! Und wiederum Alles mit eigener Hand gesammelt! Eine vortrefflich erhaltene Königs-Mumie in ihrem Sarge; verschiedenerlei Gegenstände, welche die Aegypter ihren Todten ins Grab mitgeben; afrikanische und ägyptische Waffen von allen Zeiten und Gattungen, Jagd- und Hausgeräthe, musikalische Instrumente, wie man sie bisher höchstens aus Abbildungen kannte: Alles finden wir hier bei einander, was den Liebhaber der Kunde des Orients und der Geschichte interessiren kann.

Aus den Räumen des Schlosses treten wir hinaus in den schönen Schloßgarten, der besonders zu den Zeiten der Deutschmeister in schönem Flore stand, gegenwärtig aber durch die Einrichtung eines botanischen Gartens mit einem

Treibhause noch verschönert worden ist. Es befinden sich in demselben hauptsächlich Pflanzen und Bäume, welche sonst auf Nordamerika's Boden wachsen, in seltener Schönheit und Vollkommenheit.

So hätten wir im Fluge Alles gesehen, was innerhalb und außerhalb des königlichen Schlosses Beachtung verdient. Wir scheiden von all diesen Gegenständen, indem wir den erlauchten Sammler bewundern, der viele Jahre hindurch mit großer Aufopferung seine Schätze zu mehren und unermüdet seine Sammlungen zu erweitern suchte. Sein Name wird unter den Naturforschern und Reisenden stets mit hoher Achtung und Verehrung genannt werden. Sein unvergängliches Denkmal aber hat sich der noch nicht lange verewigte Herzog durch den Reichthum seiner Sammlungen selber gesetzt.

Wir könnten noch den linken Flügel des Schlosses durchwandern. Allein „in den Sälen ist es kalt"; darum bewegen wir uns viel lieber im Freien und suchen nun das weithin bekannte Karlsbad auf, eine Stätte, die mit jedem Jahre ihren wohlverdienten Ruf steigert. Vom Schloßgarten gehen wir über die Tauberbrücke und lenken unsere Schritte ins schöne Thal. Ganz nahe liegen die Badgebäude. Unter den Badgästen bemerken wir einzelne Bekannte, die wir an frembem Orte freundlich begrüßen. Ihr Lächeln verkündigt uns schon, daß ihnen die Badkur behage, daß alte Beschwerden gewichen, jegliche Grämlichkeit verschwunden sein müsse. Doch wollen wir sie nicht stören in Vollziehung gebotener Vorschriften nud anderer Verrichtungen. Wir sehen uns vielmehr zunächst im Bade und seiner Umgebung um.

Von Bergen geschützt, dehnen sich die weitläufigen Gebäude nach den Uferwiesen hin aus. Schattige, gut erhaltene Anlagen umgeben sie. Im elegantesten Style erhebt sich als die Mitte des Ganzen das Kurhaus. Zwei große Bauten enthalten den schönen Conversationssaal, sowie den Speise-, Billard-, Kaffee- und Reunionssaal; sie umschließen die glasbedachte Trinkhalle, in deren Mitte in zierlich gefaßtem Brunnen die Heilquelle sprudelt. Wie sich da das Auge, durch die offenen Thüren hinausblickend, erfreut an der nahen Stadt, an den netten Spaziergängen, an den nahen und fernen Bergen! Zu beiden Seiten des Kurhauses verbinden mit ihm und untereinander bedeckte Gänge die geräumigen, alle Anforderungen befriedigenden Wohngebäude. Die Kurgäste wissen die freie Zeit auf die angenehmste Weise zu verbringen. Ausflüge können nach den verschiedensten Richtungen gemacht werden. Von jeder Seite lockt ein schöner Punkt, keiner fern gelegen, jeder bequem zu erreichen, jeder neu und überraschend. Da drüben, jenseits des Flusses liegt auf dem Berge die Ruine der Burg Neuhaus mit schöner Aussicht und gut erhaltenen Burgtrümmern, Vergangenheit und Gegenwart vereinigend. Zu ihren Füßen ruht das Dörfchen Igersheim, aus dem sich die Straße durch das fruchtbare Thal nach dem gesegneten Weinort Markelsheim und dem Städtchen Weikersheim zieht. Auf der entgegengesetzten Seite laden die Höhen der Straßen nach Mannheim und Wertheim zur Besteigung ein; dort erschließt sich ein herrlicher Ausblick dem Freunde der Natur: weit hinein in das Tauberthal, hinunter nach Königshofen mit seinem Schlachtfeld, nach Gerlachsheim, Bischofsheim reicht das Auge. Der schönste

Punkt ist aber wohl die Königseiche, ganz in der Nähe des Bades. Ein freier Blick öffnet sich auf einmal dem Wanderer, der die Waldhöhe erstiegen. Tief unten liegt Mergentheim in seiner ganzen Schöne und Lieblichkeit; neben uns schmettern die Vögel ihre Lieder, rauschen prächtige Waldbäume. Fürwahr, ein anmuthiges Bild! Mit Recht zählen es sinnige Naturbetrachter zu einer Perle des deutschen Vaterlandes, wohl der Mühe eines Besuches werth.

Hören wir nun noch Näheres von der Hauptsache für die Badgäste, von der Mineralquelle. Sie entspringt aus klüftigem Muschelkalk.

Auf welche Weise sie entdeckt wurde, erzählt uns ein Gönner der Stadt. Auf dem rechten Tauberufer, sagt er, ganz nahe beim Hofgarten war früher das Kalksteingerölle theils über, theils unter dem Wasserspiegel an mehreren Stellen rostbraun gefärbt und mit Eisenocker auf vier Zoll Tiefe gewißermaßen cementirt. An einer solchen Stelle bemerkte ein Schafknecht, durch das Herandrängen seiner Schafe aufmerksam gemacht, eine geringe Schwitzquelle, die aus dem Gerölle hervorrieselte, auf ihrem kurzen Laufe das Bett der Tauber gleichfalls braun färbte und stark bittersalzig schmeckte. Von dieser im Oktober 1826 während anhaltend trockenen Wetters und niederen Wasserstandes gemachten Entdeckung setzte der Schäfer den Stadtrath in Kenntniß, der sogleich eine vorläufige Untersuchung veranlaßte, die sehr befriedigend ausfiel. Sofort wurde nun, zehn Schritte von dieser Uferstelle entfernt, ein ziemlich weites Loch bis auf das rostbraune Gerölle ausgegraben, dem sogleich das Mineralwasser entsprang. Im Laufe des folgenden Winters überschwemmte aber die wiederholt aus ihrem Bette getretene

Tauber die Mineralquelle und füllte das Loch mit Schutt. Erst im Sommer 1828 ließ die städtische Verwaltung durch Sachverständige wieder nachgraben, und bald quoll das Mineralwasser sehr reichlich und in großer Stärke hervor. Man beschloß nun, die Quelle außer dem Bereiche des Flusses aufzusuchen. Ein günstiger Zufall wollte, daß man unmittelbar am Fuße des Löffelstelzer Berges in einer Tiefe von 65 Fuß das Mineralwasser in großer Menge erschloß. Im Frühjahr 1829 wurde sodann ein Brunnenhaus über die Quelle und in ihrer Nähe ein Badhaus gebaut. Verschiedenerlei widrige Verhältnisse veranlaßten aber die Stadt, diese Anstalt an einen Privatmann sogar mit nicht geringem Verluste zu verkaufen. Dieser betrieb nun mit Energie und Ausdauer die Herstellung des Mineralbades. Der von Jahr zu Jahr zunehmende Besuch desselben machte immer größere Einrichtungen nöthig. Eine Privatgesellschaft kaufte im Jahr 1852 das Bad. Man vergrößerte es abermals, und zweckmäßige Einrichtungen nach allen Beziehungen lockten immer mehr Badgäste herbei, so daß heute das Karlsbad in Mergentheim eine sehr bemerkenswerthe Stelle unter den Bädern Württembergs einnimmt und zu den vorzüglichsten kalten Mineralquellen Deutschlands zählt. Das milde und gesunde Klima der Gegend, die sonnige Lage der Badeanstalt neben den Heilkräften des Mineralwassers machen diese Stätte zwar nicht zu einem Orte rauschender Vergnügungen, wohl aber zu einem angenehmen Aufenthalt für hilfesuchende Kranke. Die Badeanstalt selbst ist in Folge umfassender Veränderungen und Vergrößerungen für bequeme Aufnahme einer großen Anzahl Kurgäste eingerichtet; für anständige Unterhaltung ist gesorgt, und der gemüthlich ge-

sellige Ton ließ die Badgäste bisher bald heimisch werden, wozu auch der gutmüthige, entgegenkommende Charakter der Bewohner dieser Landesgegend ebenfalls beitragen mag. Das ganze Thal ab- und aufwärts bietet zudem durch seine Anmuth und Fruchtbarkeit dem Spaziergänger große Abwechslung dar und in nächster Nähe sind es die älteren und neueren Anlagen, der herrliche Park des königlichen Schloßgartens, die schöne Lindenallee um die Stadt und verschiedene Punkte naher Anhöhen mit reizenden Aussichten, die Zerstreuung und Unterhaltung bieten.

Das Wasser der Quelle ist klar, durchsichtig, geruchlos und von salzig-bitterem Geschmack. Seine Temperatur stieg auch bei anhaltender Wärme nie über 10 und sank nie unter 9 Grad Wärme, selbst bei anhaltender Winterkälte. Eine nicht sehr tiefe Lage des Herdes der Quelle ist wohl Ursache dieser niederen Temperatur sowie der Veränderungen der Mischung durch Witterung und Jahreszeit, denn ihr mineralischer Gehalt hängt von der Auflösung der mineralischen Theile des Erdlagers ab, über welches die Quelle fließt. Nach angestellten Messungen liefert die Quelle in 24 Stunden wenigstens 6786 Kubikfuß Wasser. Nach Vermuthung Sachkundiger dürfte zu dieser Quelle, die aus dem mit Gips durchzogenen Muschelkalk ihren Ursprung nimmt, irgendwoher eine zweite Quelle stoßen, die sich durch Kohlensäuregehalt charakterisirte und die, in ebbenden und fluthenden Bewegungen begriffen, bald reichlicher, bald sparsamer sich der Salzquelle beimischte und ihren Ursprung in einer andern geologischen Region hätte. Dieß würde zugleich der Grund von dem unsteten Gehalt dieser Quelle an Kohlensäure sein.

Die Hauptbestandtheile dieses Mineralwassers sind Kochsalz, Glaubersalz und Bittersalz, und zwar in einer Menge, wie sie von wenigen anderen derartigen Quellen geboten wird, so daß dieses Wasser mit Recht zu den ausgezeichnetsten Bitterwassern Deutschlands zu zählen ist.

Ueber die Wirkungen dieses Mineralwassers bemerkt ein Arzt folgendes. In geringer Menge getrunken, erweckt es durch den kräftigen Reiz, welchen es auf die Schleimhaut des Magens und Darmkanals ausübt, die Eßlust, fördert die Verdauung und steigert den Lebensprozeß der Schleimhaut überhaupt, und dieß wohl vorzugsweise durch den reichen Gehalt an Kochsalz, des für die innern Vorgänge der thierischen Oekonomie ohnehin unentbehrlichen Ersatzstoffes. Gleichzeitig kräftigt es die Thätigkeit der Lymphgefässe und Drüsen, welche mit dem Darmkanal in Verbindung stehen. In größerer Menge getrunken, ist es ein eben so mildes als sicheres Abführungsmittel. In dieser Wirkung auf den Darmkanal liegt vorzugsweise die ableitende Eigenschaft des Wassers bei Krankheiten der Organe des Kopfes und der Brust. Wesentlich erhöht wird die Wirkung des Mineralwassers auf die Absonderung des Hautorgans und der Nieren durch Verbindung einer Trink- und Badekur. Die Mineralbäder wirken sowohl durch die wohlthätige Reizung der Hautnerven als durch den Einfluß, der sich von hier aus auf die Centralorgane und sofort auf andere Theile fortpflanzt. Personen, welche zu Unterleibskrankheiten geneigt sind, welche an Vollblütigkeit, Scrofeln, Gicht, Hämorrhoiden, Bleichsucht, organischen Herzkrankheiten, Fettleibigkeit und Fettsucht, Milzkrankheiten leiden, haben das Wasser dieser Quelle meist mit günstigem Erfolge

10*

benützt, und mit fröhlichem Herzen und leichtem Blute verließen sie nach einem Aufenthalt von 14 Tagen bis 4 Wochen die Stätte, die ihnen zum Bethesda geworden. — Möge diese Quelle bis in die fernsten Zeiten allen Leidenden, die bei ihr Hilfe suchen, volle Genesung und felsenfeste Gesundheit schenken! —

Sollen wir auch noch die eine oder die andere der vielen Kirchen der Stadt besuchen? Etwa die St. Johanniskirche, die Hauptkirche derselben? Oder die Dominikanerkirche? Oder die Michaelskapelle auf dem Gottesacker? Oder die kleine Wolfgangskapelle? Oder wollen wir eines der ehemaligen Klöster betrachten? — Wir entschlagen uns dieser Besuche mit Leichtigkeit. Viel lieber mögen wir von den Bewohnern des Taubergrundes Näheres hören. Und dieser Wunsch soll uns nicht länger versagt bleiben!

3.

Wie jede Gegend, jeder Gau, jeder ein Ganzes bildende natürliche Bezirk das äußere Erscheinen seiner Bewohner wenigstens theilweise bedingt: so auch im württembergischen Franken. Wir finden da nicht den stämmigen Schwarzwälder, nicht den derben Gäubauern, nicht den breitschulterigen Oberschwaben: die Franken sind viel zartgliedriger, viel geschmeidiger, zeigen weit feinere Züge und Formen, als die ebengenannten Insaßen des gottgesegneten Schwabenlandes.

Der Franke hat, im Ganzen genommen, eine mittlere Statur und ist nicht sehr beleibt. Trotzdem arbeitet er wie nicht leicht ein Anderer und zeigt eine unglaubliche Ausdauer und Zähigkeit. Seine Arbeitswuth bezeichnet er ganz

treffend mit dem Ausdruck: „ins Bett knien,“ was nichts anderes besagen will, als daß die zahllosen Geschäfte den Unermüdlichen nicht einmal zu einer ordentlichen Ruhe kommen lassen. Freilich hat er in Feld und Wald, in Rebgeländen und Obstgärten auch so viel zu thun, daß er nie fertig wird: er hat nie „ausgeschafft.“ Das Weib kommt an Feinheit des Körperbaus dem Manne weit zuvor. Ein leichter Gang und anmuthige, wo nicht gar graziöse Bewegungen zeichnen das zarte Geschlecht aus. Im Ganzen erfreut sich der fränkische Menschenschlag einer dauerhaften Gesundheit. Männer und Frauen erreichen nicht selten das höchste Alter. Kinder sterben durchschnittlich auffallend wenige.

Der Franke, immer heiter und fröhlich, verliert auch in der schwierigsten Lage seinen Humor nicht leicht. Seine unverwüstliche Lebensfreudigkeit sticht nicht wenig ab gegen den tiefen Ernst des Schwaben. Auch die Gewandtheit und Selbstschätzung unseres Völkleins nimmt sich gegenüber der gutmüthigen Treuherzigkeit des eigentlichen Schwaben, der sich meist nicht geltend machen kann oder will, gar absonderlich aus. Und wie gerne die selbstzufriedene, keineswegs aber sträfliche Leichtfertigkeit mit launigen, witzigen Einfällen neckt! Dabei verbirgt sich aber dennoch die Freundlichkeit und Zutraulichkeit nicht. Der Fremde besonders wird äußerst zuvorkommend behandelt und wohlwollend in jedem Kreise aufgenommen. Dem Beamten zollt der Franke aufrichtige Ehrerbietung ohne Kriecherei, läßt sich übrigens von ihm nicht „in's Bockshorn“ jagen. Den „Pfarr“ — die Endung „er“ ist dem Franken höchst gleichgiltig — achtet er sehr hoch, und den pflichttreuen „Schollmaster“ (Schulmeister) sucht er mehr zu ehren, als den vornehmeren „Schullehrer,“

was er auch durch Geschenke kundgibt. Nur darf sich entfernt keine Spur des Stolzes zeigen. Auch der geringste Mann erwartet, daß man ihn grüßt, mit ihm spricht, ihm allenfalls auch Auskunft gibt über das Treiben der „Herren.“ Ein freies Wort — der gemeine Mann spricht viel in Gleichnissen und ist überhaupt redselig — darf man ihm nicht gleich mißdeuten, denn, sagt er, man muß nicht gleich „Alles für ungut nehmen.“ Nun, er spricht auch Alles mit so freundlicher Miene und mit solch' einnehmender Bescheidenheit, daß man sich keineswegs beklagen kann, ihm vielmehr mit derselben Zutraulichkeit entgegenkommen muß. Wer sich — wie diese Leute sich ausdrücken — „gmah“ (gemein) machen kann, d. h. sich zu ihnen herunterläßt und sich freundlich gegen sie zeigt, der hat es bei ihnen gewonnen. Aber im Augenblick, ohne daß man ihnen weh zu thun beabsichtigt oder sie beleidigen will, fühlen sie sich auch verletzt. Ehrgeiz und die schon berührte Selbstschätzung kleben Jedem in hohem Grade an. Sollten wir diese Eigenschaften, wenn sie sich innerhalb der richtigen Grenzen bemerklich machen, verwünschen wollen? Das sei ferne! Aber Eines möchten wir an unseren Franken entfernt sehen: den jüdischen Schachergeist, die Raffinirtheit in Handel und Wandel. Da Franken ein Hauptsitz der Juden ist, so ist allerdings nicht zu verwundern, daß ein solcher Geist sich immer mehr geltend macht. Allein es thut dem Freunde des Volkes wehe, wenn er wahrnehmen muß, daß die Ehrlichkeit dem materiellen Vortheil so oft geopfert wird, und daß die Rührigkeit dieses Völkleins sich gar zu gern dadurch kund gibt, daß man treuherzige, weniger abgefeimte Menschenkinder auf jede Weise zu berücken sucht und sich eine Ehre daraus macht, Leicht-

glaybige — wie man zu sagen pflegt — „zu verkaufen und sie noch Weinkoff (Weinkauf) mittrinken zu lassen." Möchte diese Schattenseite dem hellsten Sonnenlichte weichen! Und bei dem offenen Sinn für Religion, eben so sehr von Kopfhängerei als von Gleichgiltigkeit entfernt, wird dieser Wunsch für unsere Franken kein unerfüllbarer sein.

Was die Kleidung der Franken betrifft, so verlor sich das Eigenthümliche derselben besonders in den Gegenden, die dem Verkehr mehr geöffnet sind; indeß kommt das Zweckmäßige derselben doch auch da und dort wieder mehr zur Geltung. Die Schnallenschuhe und die Lederhosen, sowie die weißleinenen, fast bis auf die Fersen reichenden „Weathermutzen" für den Werkeltag sind nur noch bei älteren Bauern zu sehen; lange Hosen und ein bequemes Wams sind den jüngeren erwünschter. Sonntags aber erscheint der rechte Bauer in einem sehr langen, vom feinsten Tuche gearbeiteten „Kirchenrock," dem „Nachtmohlsmutzen" und in einer bis zum Halse zugeknöpften Weste, die vordem mit runden, öfters silbernen, thalergroßen Knöpfen versehen war. Die Alten vom kernhaften Schlage setzen eine Ehre darein, „viel Tuch am Rocke zu haben." Das ehrwürdige Haupt ist aber immer noch mit dem altherkömmlichen „Dreispitz" bedeckt, dessen spitziger Theil nach vorne gerichtet ist. Ein rechter Knittel in der Hand, besonders wenn's „über Feld" oder auf den Markt geht, ziert vollends den Mann. Die ledigen Bursche tragen nicht selten Sommers und Winters eine Pelzkappe. Ist der Sonntagsgottesdienst beendigt, so holen sie sich den „Sonntagswams," einen bis an die Hüfte reichenden Kittel herbei; aus der Westentasche hängt die silberne Uhrenkette mit den unvermeidlichen, stets herum-

schlotternden Uhrenschlüsseln, Siegeln, gefaßten Steinen und sonstigen Zieraten. Der konfirmirte „Bue" muß aus der Wamstasche die Spitze des Tabakspfeifenrohrs hervorsehen lassen und in der Hand „e Rüthle" (eine Gerte) tragen, dann darf er „mitgehen", d. h. er darf sich der Gesellschaft der größeren ledigen Bursche anschließen.

Die Mädchen und Frauen tragen mehr oder minder kostbare Florhauben in Form eines Kahns, reichlich mit Bändern und Spitzen verziert. Der Flor und die Spitzen sind entweder weiß oder schwarz. Die weiße Haube ist die festliche Kopfbedeckung; übrigens spielt auch bei Feierlichkeiten die sehr theure Draht- oder Radhaube, die in weitem Bogen den Kopf umragt, eine große Rolle. Ein schönes reichhaltiges „Nuster" ziert meist noch den Hals älterer Frauen; Mädchen aber schmücken sich lieber mit allerlei „Anhängern", die meist aus Gold gearbeitet sind. Weiße Halstücher gehören ebenfalls zum Festschmucke. Die sonstige Kleidung des weiblichen Geschlechts weicht von der des Landvolks anderer Gegenden nicht ab.

Die Nahrung der Franken ist im Allgemeinen eine sehr einfache. Sie besteht der Hauptsache nach aus fettgekochten Mehlspeisen, Kartoffeln und Milch; in den Zwischenzeiten wird Brod, und bei anstrengender Arbeit Wein, seltener Branntwein genossen. Gemüse sind selten; Sauerkraut ist das einzige; bei Festlichkeiten folgt auf dasselbe gekochtes gedörrtes Obst, sonst aber regelmäßig mit Brod gemischte „saure" Milch. Fleisch, namentlich Schweinefleisch fehlt besonders bei dem Mittelstande selten; einmal des Tages muß es auf dem Tische erscheinen. Jede Haushaltung schlachtet nach Bedarf eines oder etliche Schweine; auch Rinder werden

manchmal „gestochen," namentlich wenn für das Haus eine Hochzeit oder eine Taufe oder sonst eine Festlichkeit im Anzuge ist. Die Vermöglicheren backen sich in ganz Hohenlohe ein äußerst schmackhaftes Roggenbrod; dagegen ist das Kernenbrod fast unbekannt. Kuchen und „Blatz" (dünner Kuchen) wird ebenfalls nicht ungern verspeist, und kommt man in ein „rechtes" Bauernhaus zu Besuch, so wird zu trefflichem Kaffee, den man auch hier zu Land immer mehr liebt, diesem Gebäcke nicht wenig zugesprochen. Das Gesinde ißt mit der Herrschaft an Einem Tische. Wenn daher in einem „Herrenhause" die Magd in der Küche essen muß, so finden dies die Leute „gor zu sehr hart." Ein gewisses patriarchalisches Wesen durchzieht das ganze Leben und Treiben dieser Leute. Schon ihre Beschäftigung — vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht — ist dazu angethan, diesen Zug mehr zu erhalten. — An einem gehörigen Haustrunk fehlt es in besseren Häusern ebenfalls nicht. Ist doch der Wein in nächster Nähe zu haben! Und „ä Bißli reigt en Aederli." Und Arbeiter und Dienstboten, denen überhaupt nichts abgeht, werden bei anstrengender Arbeit auch mit solchem Trunke gestärkt.

Wodurch sich aber die Franken am auffallendsten von dem Schwaben unterscheiden? Nun — durch ihre Sprache. Die fränkische Mundart hat weniger Nasentöne als die schwäbische, spricht alle „ei" als „ai" und jedes „au" als volles, tieftönendes „a-ö", oft als ein bloß gedehntes „a", ferner „i, o und ü" als „ä" und „g" am Schlusse eines Wortes als „ch" und „u" als „o", und läßt endlich die gedehnten Selbstlaute reiner als die schwäbische, wodurch sie milder klingt. Zudem ist die Sprache der Franken weniger

breit, aber heller, leichter, fließender, gleichsam dünner als die des Schwaben. Sie bildet den Uebergang nach Norden zur mitteldeutschen Mundart, klingt aber dem schwäbischen Ohr minder angenehm, als dem fränkischen die reinschwäbische. Dagegen stößt sich die fränkische Sprachgewandtheit und Zungenfertigkeit an der schwäbischen Langsamkeit und Wortarmuth.

Einige Beispiele möchten diese Unterschiede der fränkischen und schwäbischen Mundart besser vergegenwärtigen.

Bei dem Doppellaut **au** verweilt der Franke auf dem Laute **o**, während **u** fast verschwimmt; er spricht z. B. H**a**-us, M**a**-us, Tr**a**-uba ꝛc. Bei ihm brennt ein „Faier"; er baut „Haiser" und „frailich" auch „Schairen". Dagegen läßt er manchen Laut ganz weg: „Staa und Baa g'friera z'samm" (Stein und Bein gefrieren zusammen); „Staab liegt uf der Stroßa" (Staub ꝛc.); „d'Suppa is hahß" (die Suppe ist heiß). Sein **a** lautet wie **o**, wenn er sagt: „e Hoos sitzt em Gros" (ein Hase sitzt im Grase); „i sog und i hob" (ich sage und ich habe). Er hat keinen Haber und kein Aber, sondern nur „Hawer" und „Awer" Und sein **s** spricht er, steht es am Ende des Worts, immer sehr scharf aus; da hört man nichts vom Schwäbischen „scht" in den Wörtern bist, List, hast, Rast, Bast ꝛc. Dagegen findet man hier „Schüsselich und Häfelich, Büblich und Madlich. Im nördlichen „Gaa" (Gäu) gibt es kein „Leben" und kein „geben", keinen „Nebel" und keinen „Reps", sondern nur „Laben, gaben, Nabel, Raps". Ja, der Landmann streift sogar in die dichterische Ausdrucksweise hinüber, denn er „geußt" Wasser aus und sein Fluß „fleußt". Der Franke trinkt durchaus keinen Obstmost, sondern er will „Maust"; auch verschmäht er das so-

genannte Kesselfleisch, er ißt dafür „Grettelspeck“ oder „Grettelflasch“. Ein Taugenichts ist bei ihm ein „Nixteiger“ und ein Nichtswürdiger ein „Unsellicher“. Er hat keinen Großvater und keine Großmutter, sondern ein „Heerle“ und ein „Frahle“. Deßhalb hat er auch ein „Pfarrheerle“. Und welche Rolle spielt nicht das Wörtchen „allewail“ (so eben), das der Schwabe für „immer, fortwährend“ gebraucht! Allewail is er ausgange (so eben ist er ausgegangen), obgleich sich allewail nix machen läßt“ (obgleich sich unter solchen Umständen nichts machen läßt). Ebenso häufig braucht man „gor zu sehr.“ Und als Lückenbüßer dient ihm der Ausdruck „na jo“. Soll etwas rasch gehen, so ruft der Franke: „wale, wale!“ (schnell, schnell!) Sein Gruß, den er dem Begegnenden zuruft, heißt: „G'sundheit is mer lieb!“ Der Franke ist nie betrunken, sondern er hat in solchem Falle „a Maustkappe“. Die Todten legt er nicht in einen Sarg, sondern in eine „Trucha“. Gern braucht er das Sprichwort: „Und wenn's nit will, no guckt's nit raus, und wenns vorm Fenster sitzt.“ Das Mädchen spricht von einem jungen Burschen, der nichts aus sich zu machen versteht: „er kou se nix uffführe.“ Die „Kerwe“ (Kirchweihe) und „d'Niederfalle“ (Sichelhenke, ein Fest nach vollendeter Ernte) mag er sehr leiden; denn diese beiden Feierlichkeiten befriedigen seinen ziemlich stark hervortretenden Hang zum Vergnügen und zur Genußsucht. Daß der Franke das Heirathen sehr ernst meint, deutet er in einem Sprichwort an, welches heißt: „g'haiert is nit Kappe g'handelt“. Darum spricht aber auch der ärmste Taglöhner von seiner „Fraa“ (Frau), nicht von seinem Weibe, und seiner Frau ist jeder in unverbrüchlicher Treue zugethan.

Im Allgemeinen wird sehr schnell und in einem „judaisirenden," rheinländischen Ton gesprochen. Die Mundart selbst zeigt aber in den verschiedenen Ortschaften mehr oder weniger auffallende Abänderungen. —

Besprechen wir zum Schlusse noch einige besondere Gebräuche und Sitten des Frankenvolks!

Zunächst tritt bei ihm eine unverwüstliche Anhänglichkeit an das hervor, was Brauch und Herkommen verlangen. Das Brauchthum verletzen, wäre unverzeihlich. Nicht minder vorherrschend ist, wie schon bemerkt worden, seine Neigung zu rauschenden Lustbarkeiten, und gerade bei diesen offenbart es seinen beweglichen, heiteren Sinn, der die schwere Arbeit der Werktage beim Genusse der Freuden leicht vergessen läßt.

Die beiden Hauptfeste des Franken sind die „Kerwe" und „Niederfalle." An der Kirchweihe wird regelmäßig großer Aufwand gemacht. Früher, als diese Feier noch nicht an Einem Tag im ganzen Württemberg vor sich gehen mußte, wurde am Kirchweihtage in jeder Familie ein Ehrenpfenning ausgegeben und hätte er das ganze Jahr über erspart werden müssen. Verwandte und Freunde in der Nähe und Ferne wurden eingeladen und eilten mit sichtlicher Freude herbei. Hatte dann der Sonntag (die „Kerwe" fällt stets auf diesen Wochentag) die Festgäste und die Heimischen mit allerlei Leckerbissen erquickt, so brachte die Nacht erst den langersehnten Jubel: es begann die Musik, und im Tanze bewegten sich die munteren Füße. Und diese Festfreude dauerte fort bis zum Mittwoch! Ein Maien, vollbehängt mit allerlei Tüchern, war auf einem freien Platze aufgerichtet. Die besten Kletterer und Läufer errangen sich diese

Schätze. Auch ein stattlicher Hammel wurde herausgetanzt. Das ganze Fest hatten zu besorgen der sogenannte „Blotzknecht“ und die „Blotzmagd.“ Die Bursche zogen in den Straßen umher, Musik voraus, und holten ihre Tänzerinnen, die längst im Festschmuck, zu dem blendendweiße Hemdärmel unerläßlich waren, der Kommenden harrten. Hatten sich endlich die Paare gefunden, so fieng der Tanz an. Doch nicht bloß die Jugend ergötzte sich durch dieses Vergnügen: sogar das „Frahle“ und der „Heerle“ wagten nicht selten in leichten „Schlappen“ (Pantoffeln) einen lustigen Walzer. Und heute noch juckt es den Alten in allen Gliedern, läßt da oder dort ein Spielmann bekannte Weisen ertönen. Ist doch das Tanzen dem Franken das höchste Vergnügen! War aber endlich das Ende all' der Herrlichkeiten der Kerwe gekommen, so wurde diese schließlich noch „vergraben.“ Da zog man dann verkleidet und mit Dornbüscheln, Kuchen, Wein ꝛc. hinaus auf das Feld. Unter Gesang, Klagen und Wünschen, letztere besonders für die baldige Wiederkehr der genossenen Lustbarkeit, wurde das „Kerwebildniß“ in die Erde versenkt. Und nach vollzogener Trauer kehrte die lachende Jugend nach Hause zurück.

An „Niederfallen“, welche Festlichkeit besonders dem Gesinde zu gut kommt, wird tüchtig geschmaust und gezecht. Die Ernte ist ja glücklich und gut eingeheimst worden, und „nach der Arbeit zecht sich's gut.“ Auch bei dieser Belustigung bildet der Tanz einen unerläßlichen Bestandtheil.

Weitere Veranlassungen zur Freude und Lust bieten die verschiedenen Familienvorkommnisse. Wir erwähnen hier nur der Hochzeiten.

Die Hochzeiten werden von ächten Bauernfamilien mit großem Aufwand begangen. Am Tage der Kopulation holt der Bräutigam vor dem Gottesdienst seinen „Pfarr" ins Hochzeithaus. Wenn Alles geordnet ist, so beginnt der Festzug, angeführt von der Musik. Der Bräutigam und der Geistliche bilden die Spitze des Zuges. Nach geschehener Trauung geht man wieder in gleicher Ordnung zurück in das Haus, von dem man ausgegangen. Der Geistliche wünscht nun den „Neuvermählten" in einer kurzen Ansprache Glück und Segen; ebenso macht es der „Schollmaster", und alle geladenen Gäste folgen dem Beispiele der beiden „Herren", wobei stets mit den Worten geschlossen wird: „I wünsch Glück zur neuen Freundschaft!" Nach Beendigung dieser Ceremonie folgt der Brauttanz der verschiedenen Brautführer. Der Schmaus selbst beginnt endlich, und jeder Gast erhält neben dem Aufgetragenen ein nicht unbedeutend Theil Speise und Backwerk ins Haus geschickt. Eine „rechte" Hochzeit kann drei bis vier Tage dauern, und der Luxus, der dabei nach allen Richtungen zur Schau getragen wird, darf beispiellos genannt werden. Am Tage vor der Trauung erscheint in vielen Orten Frankens Abends beim Zwielicht die Braut bei dem Pfarrer und Schulmeister, um selbst die nöthigen Vorkehrungen zu bestellen. Dabei vergißt sie nicht, den „Hochzigkuchen" (weißes Brod, Backwerk und verschiedene Sorten Fleisch) jedem der beiden „Herren" zu überreichen.

Angereiht muß hier folgende Sitte werden. Wenn ein Freier sich vergebens um die Hand einer Jungfrau bewarb und mit einem „Korb" heimgeschickt wurde, so darf er sicher sein, daß ihm in der nächsten Nacht „g'straabt"

(gestreut) wird, d. h. es wird von seinem Hause an bis zur Wohnung derjenigen, die ihn abwies, fußwegbreit Spreuer ausgestreut. Wohnt der Unglückliche nicht im gleichen Orte, von dem sein Korb stammt, so kann man diese Spreuer wohl etliche Stunden weit verfolgen. Dem Volksgeiste muß sein Recht werden!

Nicht minder eigen ist die Erscheinung, daß die Braut — zieht sie mit dem angetrauten Manne in eine neue Heimath — auf dem Wagen ein Glas auszutrinken und das geleerte Glas hinter sich zu werfen hat. Zerbricht es nicht, so ist dies eine schlimme Vorbedeutung für die Ausziehende, und ihre Angehörigen sind deßhalb in schweren Sorgen. Damit aber alle Gerechtigkeit erfüllt werde, hat die Braut ebenfalls auf dem Hochzeitwagen drei Fäden an der frisch mit Werg angelegten Kunkel zu spinnen.

Was endlich — um den Franken auch bei traurigen Anlässen kennen zu lernen — die Leichenbegängnisse anbelangt, so findet sich am Begräbnißtage eines Heimgegangenen von jeder Familie des Orts, vornehm oder gering, wenigstens Ein Mitglied vor dem Trauerhause ein und schließt sich dem feierlichen Zuge, der sich langsam fortbewegt, an. Der Geistliche begleitet die Leiche. Gesang, geleitet vom Lehrer mit einigen Schülern, darf vor dem Trauerhause und unterwegs und am Grabe ebenfalls nicht fehlen. Der Leichenzug selbst besteht aus einer langen Reihe von Männern und einer noch viel längeren Reihe von Frauen und Jungfrauen. Am Grabe angekommen, segnet der Geistliche die Leiche ein, und nach Vollendung dieser Einsegnung bewegen sich alle Theilnehmer im Zuge in die Kirche, dort noch die Leichenpredigt zu hören. Ist endlich

all diesen Formen Genüge geschehen, so schließt ein Leichentrunk das Ganze. Geistliche und Lehrer erhalten, wie jeder der Angehörigen der Leidtragenden, den sogenannten Leichenwecken, welchem noch einige Maß Wein beigefügt werden. — Aehnliche Gaben werden auch bei Taufen gespendet.

Wenn nun die Gegenwart mit ihrer mehr als gewöhnlichen Neigung zur Centralisation auch bei unsern fränkischen Landsleuten Manches verwischte, was ihnen stammeseigenthümlich gewesen: dennoch erkennt man sie noch überall an ihrer reicheren, schnelleren Aussprache und Redeweise, an ihrer zähen Arbeitskraft, an ihrer tiefen Religiosität und an ihrer Achtung vor Gesetz und Recht. Gewiß wird sich jeder Fremde bald unter dem Frankenvolke heimisch finden, und wer nur kurze Zeit bei ihm verweilte, wird gestehen müssen: „fürwahr, auch hier ist gut sein!"

Hall.

Wohin jetzt unsre Schritte gehen? Im Kochergau liegt eine alte Stadt so lieblich und so schön, daß wir nicht länger säumen dürfen, sie zu besuchen, um ihre Schönheiten und Merkwürdigkeiten kennen zu lernen und uns mit ihren freundlichen und frohen Einwohnern zu freuen. Zwar könnten wir sie auf dem Wunderwagen, der als schnaubend Ungeheuer auf Eisen nun auch ihr zurennt, in kürzester Frist erreichen; allein das Wandern hat auch seine Reize. D'rum ziehen wir jetzt wohlgemuth nach Hall, nach „Schwäbisch Hall.“ Bald ist sie nicht mehr fern, die wohlbekannte Stadt. Schon weist uns jener hohe Stock mit seinen kecken Zeichen den nächsten Weg und sagt, daß wir in ihre nächste Nähe nun gekommen sind. Jetzt geht es leicht bergab und siehe da — die lustigfreie Stadt, sie ist erreicht; wir sind am Ziele unserer diesmaligen Wanderung angekommen. Mit wohlthuender Freundlichkeit nimmt sie die fremden Gäste auf; so wollen wir vergnügten Herzens gern manch' Stündchen hier verleben und alle Schätze wohl beschauen, die sie so treulich wahrt in ihrem Schooße.

1.

Ein freundliches Thal, umgrenzt von zwei einander gegenüberstehenden Hügelreihen, nahm die ehemalige freie Reichsstadt Hall mit sichtlichem Wohlgefallen auf. In seinem Grunde fließt der Kocher, etwa 125 Fuß bereit, von Süden nach Norden und theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile, von denen der östliche mit Unterlimburg bei weitem größer ist, als der westliche mit seinem „Weiler." Die ganze Stadt ist ziemlich uneben, macht aber dennoch mit ihren alterthümlichen, wohlerhaltenen großen Häusern, mit ihren schönen Kirchen, mit ihren hübschen freien Plätzen einen ganz angenehmen Eindruck auf den Fremden. Die Umgebung dieses Wohnorts aber, belebt durch den Kocher, ist wahrhaft malerisch-schön „und die zum Theil noch vorhandenen Thürme, namentlich aber die imposante, erhaben liegende Hauptkirche, heben die freundliche Erscheinung noch mehr hervor."

Die Anlage *) der Stadt ist in keinem ihrer Theile regelmäßig. Eine einzige gerade Straße durchschneidet Hall in größerer Länge; sie führt von der Kirche zu St. Michael bis zur sogenannten Henkersbrücke. Fragen wir übrigens nach den einzelnen Bestandtheilen der Stadt, so finden wir auf der östlichen Seite des Kochers zunächst die eigentliche Stadt, die in die obere und untere getheilt wird und ehedem mit starken Mauern, Thürmen — mehr als dreißig an der Zahl — und Gräben umgeben war, wodurch dem ganzen Stadttheil ein wirklich stattliches Ansehen zu

*) Nach der Oberamtsbeschreibung von Moser.

Theil wurde. Es ist noch nicht lange her, seit diese Befestigungs- und Bollwerke größtentheils niedergerissen worden sind Dermalen stehen nur noch dreizehn mehr oder weniger erhaltene Thürme. Wenden wir uns von der „alten" Stadt aus nördlich, so gelangen wir in die Gelbinger Vorstadt, und eine recht hübsche Straße, die in das nahe Gelbingen führt, zieht sich ganz den Hügelreihen entlang. Von der „alten" Stadt wurde dieser Stadttheil durch ein Thor getrennt. Hier befand sich die Blendstatt, wo vormals die Missethäter geblendet wurden. Begeben wir uns von hier aus auf die entgegengesetzte Seite der Stadt, so gelangen wir in die Vorstadt Unterlimburg oder „Untermberg", die sich auf der rechten Seite des Kochers zu den Füßen der Ruinen des Schlosses Oberlimburg bis nahe vor Comburg hinzieht, das uns jetzt schon zu einem Besuche freundlich einladet. Allein wir kehren in die untere Stadt zurück und kommen in das ursprüngliche Herz der Stadt, zu dem alten Salzbrunnen mit den vormaligen Siedhäusern, „das Haal" genannt. Nicht weit davon entfernt steht das Kreisgefängniß. Die steinerne, 1502 erbaute Johannis- oder Henkersbrücke, auf welcher voreinst der Henker die Brandmarkungen vollzog, überschreitend, betreten wir den Stadtheil jenseits des Kochers, der eine eigene Pfarrgemeinde zu St. Katharina bildet. Dieser Theil wurde ehemals die „neue Stadt" genannt. Schon im Jahr 1330 war diese „Stadt" ummauert, mit Graben und starkem Bollwerk umgeben. Durch den Heimbacher-Bach wird der sogenannte „Weiler", früher ebenfalls eine eigene Kirchengemeinde mit der Johanniskirche, von diesem westlichen Stadttheil getrennt. Südlich aber grenzt an

diesen der kleine Weiler Lindach mit einer Sägmühle und einer Ziegelhütte.

Damit hätten wir die einzelnen Theile, die zusammen die Stadt Hall bilden, kennen gelernt. Vier Thore sind es, die in die Stadt führen: das Riedemer- oder Gaildorfer-, das Oehringer- oder Gelbinger-, das Langenfelder- oder Crailsheimer- und das Weiler- oder Gottwollshauser-Thor.

Bei der Stadt erblicken wir, vom Kocher und einzelnen Kanälen umflossen, mehrere Kiesbänke und Inseln, von denen die zwei bedeutendsten das Oberwöhrt und das hübsch angelegte, von Linden beschattete Unterwöhrt sind, welch letzteres ein Vergnügungsplatz ist, wo früher manche Volkslustbarkeiten, namentlich die Siedersfeste, von denen wir später noch reden werden, ihren Verlauf nahmen.

Unter den freien Plätzen der Stadt müssen wir ganz besonders erwähnen den Marktplatz bei der St. Michaelskirche, auf dem die Wochenmärkte ihren Verlauf nehmen, und den Haalplatz mit dem neuüberbauten Salzbrunnen in der Mitte und dem neuen freistehenden Schulhause, der zur Abhaltung der Jahrmärkte dient. Wenige Provinzialstädte dürften einen solch' schönen Marktplatz wie diesen Haalplatz aufzuweisen haben. Hier wird alljährlich der weitberühmte Jakobimarkt, ein großes Volksfest für Hall und seine Umgebung, abgehalten.

War in früheren Zeiten die Stadt sehr enge und bezüglich der Straßen wenig geregelt, so daß die häufig vier Stockwerke hohen Häuser vor dem Brande im Jahr 1728 „über und durch einander standen", so haben die letzten Jahre ungemein viel gethan, was zur Verschönerung des ganzen Wohnplatzes, sowie einzelner Theile desselben beitrug.

Nicht wenige Gebäude sind wahrhaft schön zu nennen, anderen wird mehr und mehr wenigstens eine schmucke Außenseite gegeben. So reiht sich Hall nicht mit Unrecht den bedeutendsten und schönsten Städten Württembergs an, und mit gerechtem Selbstgefühl betonen die Haller die Wichtigkeit und Bedeutung ihrer Geburtsstätte für das engere Vaterland. Daß sie sich hiedurch keines Fehlers schuldig machen, werden wir zur Genüge bewiesen finden.

Wenn wir nun unsere Aufmerksamkeit einzelnen Bauten Halls ganz besonders zuwenden, so fesselt uns allererst die Hauptkirche der Stadt, die Kirche zum heil. Michael. Sie bildet unstreitig die Hauptzierde im Theile diesseits des Kochers, und mit Bewunderung betrachtet sie der Kunstverständige wie der Laie. Ihre Lage auf einem vorspringenden Hügel der Höhe des Bergabhanges, welcher den Kocher östlich begrenzt, ist ungemein lieblich, ja die ganze Stadt beherrschend. Wenige Kirchen unseres Landes möchten so günstig und den Beschauer befriedigend gelegen sein, wie diese Michaelskirche. Begeben wir uns, um uns hievon zu überzeugen, hinauf zu dem ehrwürdigen Gotteshause! Zum Haupteingange desselben führt vom Marktplatz aus eine großartige steinerne Treppe, die 54 Stufen oder Staffeln enthält, welche in einem Kreissegment angelegt sind. Die unterste dieser Stufen hat 180 Fuß Länge; je weiter wir aber hinaufsteigen, desto mehr nimmt diese Länge ab. Mag nun auch manchem alten Mütterchen der Gang in die Kirche von dieser Seite aus schwer werden: dennoch scheut man die Mühe nicht, und auf der lieblichen Höhe,

dem schönen Vorplatze dieses Tempels, athmet sich's nur um so leichter und froher. Zudem kann man noch auf verschiedenen anderen Wegen ins Gotteshaus kommen, auf denen dem Alter keine Beschwerlichkeit aufstößt.

Wir stehen auf dem geräumigen Vorhof der Kirche zum heil. Michael! Und dieser zwingt uns zu kurzem Verweilen; denn gerade von hier aus läßt sich die Stadt fast in ihrer ganzen Ausdehnung und Größe überschauen. Zunächst fällt uns das prächtige, in edlem Stil ausgeführte Rathhaus ins Auge, ein herrlicher Bau, mit einem sehr schönen Saale, in welchem die Schwurgerichtssitzungen abgehalten werden. Es ist wohl eines der schönsten Rathhäuser im ganzen Lande. Diesem schließen sich zur Rechten und Linken andere stattliche Privat- und öffentliche Gebäude an. Etwas entfernter tritt die Saline, das Kreisgefängniß und auf dem Unterwöhrt das Soolbad hervor. Im Stadttheile jenseits des Kochers zeigt sich die Kirche zu St. Katharina. Und auf dem Abhange des Hügelzuges auf dem linken Ufer des Flusses verfolgen wir gerne das Schienengeleise, das Hall in die großen Verkehrswege der Neuzeit hereinzieht. Mit Wohlgefallen ruht das Auge auf dem ganz imposant liegenden Bahnhofgebäude. Und die Gelände ringsum erfreuen den Fremdling mit ihrem reichen Erträgniß. Unwillkürlich wird schon auf dieser Stelle das Herz von heiligen Gefühlen durchdrungen. „Wahrlich hier ist Gottes Haus und eine Stätte des Himmels!" — ruft ein kindlich Gemüthe hier oben begeistert aus. Die „Schuhe der Alltäglichkeit" müssen von den Füßen fallen und in gehobener Stimmung betritt man das Heiligthum des Herrn. (Nebenbei noch eine Bemerkung. Am Portal befinden wir

uns 1051 württ. oder 926,9 pariser Fuß über dem Meeresspiegel. Das Niveau des Kochers unter der Brücke ist dagegen 951,5 württ. oder 839,2 pariser Fuß.)

Treten wir nunmehr ein in das Gotteshaus. Wie licht und hell sein Inneres ist! Seine Einfachheit und Höhe machen einen erhebenden, mit Ehrfurcht erfüllenden Eindruck. Schiff und Chor theilen sich in drei schöne Spitzbogengewölbe. Zweiundzwanzig kreisrunde Säulen von schlanken Verhältnissen tragen dieselben. Wunderbar verzweigen sich diese Säulen besonders im Chor. Die vorzügliche Helle ist eine Wirkung der 39 sehr günstig angebrachten Fenster, deren der Chor eine doppelte Reihe hat. Jedes dieser Fenster hat eine von den andern sich unterscheidende Verzierung. Theile alter Glasmalereien, meist von vortrefflicher Färbung, wurden in einem Fenster vereinigt und nehmen sich sehr hübsch aus. Auch die neueste Zeit sucht die schadhaften oder alten Fenster durch neue zu ersetzen und so das Nöthige zur Verschönerung dieser Kirche beizutragen.

Der große, durch Künstlerhand neu hergestellte Altar, sowie das wunderschöne Sakramenthäuschen an einer Säule angebracht, fesseln unsere Aufmerksamkeit länger. Der Altar dürfte zum Schönsten gehören, was diese Kirche bietet. Er stammt aus dem 15. Jahrhundert, aus der Blüthezeit der deutschen Holzschneidekunst. Sein reiches und schöngeordnetes Schnitzwerk stellt die Kreuzschleppung, Kreuzigung und Kreuzabnahme mit den einzelnen Umständen der Geschichte und Legende von Simon von Cyrene, Veronika, Longinus &c. dar: ein Ganzes von eben so großer Harmonie als Mannigfaltigkeit und von überaus schönen Motiven in der Gruppirung. Hier ist Alles voll Leben. Es herrscht in

diesem Bilde eine dramatisch fortschreitende Bewegung, die ihm den größten Effekt gibt. „Ich möchte es,“ sagt ein Kunstverständiger, „eine epische Darstellung nennen.“ Ueber dem Altar erhebt sich das Crucifix von stark außerhalb Lebensgröße und schönen Formen, ebenfalls ein herrliches Kunstwerk. Wie natürlich jeder Zug an dem kolossalen Körper! Wie treffend auf dem schön gesenkten Haupte der erhabene, milde Ausdruck des Sterbenden! Wohl mag es wahr sein, daß — wie die Sage berichtet — das Modell zu diesem Christus von einem wirklich Gekreuzigten genommen worden sei. Auf dem Gewande des sterbenden Erlösers standen einst in lateinischer Sprache mit goldenen Buchstaben die sieben letzten Worte Jesu, und unten zu den Füßen wies die Jahreszahl 1494 das ehrwürdige Alter dieses Crucifixes nach.

Noch ein Altar, der längst in der Sakristei untergebracht ist, hat ebenfalls schöne Schnitzarbeiten.

In der Runde des Chors stehen die vormaligen neun Kapellen- oder Seitenaltäre, die manche genealogische Merkwürdigkeit bieten. Neben einigen guten alten Gemälden, die Fußwaschung Christi und die Kreuzerfindung darstellend, sind Tafeln mit Namen und Wappen derjenigen angebracht, welche sich durch wohlthätige Stiftungen verewigt haben. Zudem bemerken wir noch eine Absonderlichkeit: ein großer Stoßzahn eines Mammuths, bei Neubronn an der Bühler ausgegraben, ist als Merkwürdigkeit hier aufbewahrt. Große Ehre für solchen Riesen! Auch mehrere Monumente ehemaliger Städtmeister, zwar nicht von höherem Alter und im Rococo-Stil aus Marmor und Stein ausgeführt, ziehen durch ihre schöne Gestaltung an. Doch ver-

weilen wir bei ihnen nicht allzulange. Weit mehr fesselt uns im Langhause der Kirche die in einer Seitennische angebrachte Grablegung Christi (aus dem 15. Jahrhundert stammend), und mit steigendem Interesse betrachten wir die in Lebensgröße in Holz geschnitzten, kunstreichen Figuren. Ehedem waren die Säulen des Langhauses mit vielen Gemälden, Wappenschildern und Tafeln geziert, die manche Erinnerung an die alten, nun meist erloschenen Geschlechter der Stadt hervorriefen; noch vor einem halben Jahrhundert zählte man 240 solcher Gedenkzeichen. Die neueste Zeit hat sie aber sämmtlich entfernt.

Nun könnten wir noch den 167,4 württ. Fuß hohen, meist in byzantinischem Stil ausgeführten Thurm besteigen; dann hätten wir das ganze liebliche Kocherthal vor Augen und könnten bequem die Stadt und ihre Umgebung überschauen. Allein die Aussicht auf dem freien Platze vor der Kirche möge uns für diesen Genuß genügen. Indem wir durch die Vorhalle, durch das Portal des Thurmes gebildet, hinausgehen und noch das kolossale Bild des Erzengels Michael sammt der schönen byzantinischen Säule, die in dieser Halle sich findet, besehen, wollen wir auch noch die Außenseite des Gotteshauses in Augenschein nehmen. Viele Grabsteine wahren das Andenken an frühere Prediger, Städtemeister, Reichsschultheißen. Doch sind uns diese nicht so wichtig, als der auf der Nordseite angebrachte Oelberg, dessen lebensgroße Steinbilder eine längere Betrachtung verdienen. An diesem Kunstwerke ist das Wappen der Senfte und die Jahreszahl 1506 angebracht.

Und wie entstand nun die Kirche zu St. Michael? Alte Kroniken melden, daß auf dem Hügel, wo sie steht,

die Hauptburg der sieben Burgen — wir werden bald ein Näheres von diesen hören — erbaut war. Sie war der Sitz der Edeln von Hall. Als dieses Geschlecht zu Anfang des 12. Jahrhunderts ausstarb, fiel die Burg dem Kloster Comburg als offenes Lehen heim. Comburg trat sodann das Heimgefallene mit den zugehörigen Gütern und Leibeigenen durch die Hände des Klostervogts, Herzogs Friedrich von Schwaben, ab. Die Burg wurde sofort abgebrochen und von den Bewohnern Halls die St. Michaelskirche erbaut und 1156 eingeweiht. Für die zunehmende Bevölkerung wurde aber dieses Heiligthum bald zu klein; deßhalb wurde es abgebrochen und im Laufe eines Jahrhunderts neu aufgebaut. Am 26. Juli 1427 wurde mit dem Bau des Langhauses begonnen; an Georgi 1495 aber wurde der erste Stein zum neuen Chor gelegt und 1525 ward dieser vollendet. Kapellen, die neben der Kirche standen, wurden, um Raum zu gewinnen, abgebrochen und die vorhandenen Kleinodien, Schilde und Helme in der neuen Kiche untergebracht. An dem Thurme wurden zu verschiedenen Zeiten Aenderungen vorgenommen, namentlich wurden 1573 die zwei obern hölzernen Stockwerke durch steinerne ersetzt. Bis zum Jahr 1838 war die Kirche im Innern noch so gut erhalten, als ob ihr Bau eben erst vollendet worden wäre. In dem genannten Jahr wurde eine — übrigens von Kunstverständigen sehr getadelte — Ausbesserung dieser Hauptkirche vorgenommen.

Um Zusammengehöriges nicht zu trennen, begeben wir uns nunmehr in die Kirche zu St. Katharina. Indem wir die Treppe hinuntergehen, beschauen wir nochmals das großartige Rathhaus der Stadt, sowie den schönen

Marktbrunnen, ziehen uns dann westlich durch die Spitalbachstraße gegen den Kocher, überschreiten diesen, lassen die Kirche zu St. Johann mit ihrem zierlichen, ganz massiven gothischen Thurm, die gegenwärtig als Turnhalle benützt wird, zur Rechten, biegen bald in eine enge Straße ein und nicht lange dürfen wir gehen, so haben wir die kleine, aber schöne Katharinenkirche vor uns. In Bezug auf Kunst und Alterthum darf sie sich getrost neben ihre große und prächtige Schwester zu St. Michael stellen. Eine Kronik erwähnt, daß diese Kirche im 13. Jahrhundert von dem Grafen von Gersbach als ein Frauenkloster gestiftet und bald nachher zu einer Pfarrkirche gemacht worden sei. An ihrer Nordseite bemerken wir außen noch die frühesten ganz niederen und schmalen, einfach im Rundbogenstil geschlossenen Fenster. Die übrigen Fenster sind erst später ausgebrochen und eingesetzt worden. Auch die südliche Hauptthüre ist verändert; sie war früher spitzbogig. Außen sind rechts und links noch Spuren von Wandgemälden, mit denen zweifelsohne Inneres und Aeußeres einst reichlich geschmückt war. An der südöstlichen Ecke steht außen auf einer Konsole das steinerne, früher bemalte Bild der heil. Katharina, aus dem 14. Jahrhundert stammend.

Der jetzige verhältnißmäßig hohe und große Chor wurde im 14. Jahrhundert an der Stelle des alten, kleineren erbaut. Um dieses höheren gothischen Chors willen wurde auch eine Erhöhung des romanischen Thurmes beschlossen, allein erst nach Erhöhung des Thurmes auf St. Michael gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, wo nicht noch später, ausgeführt. Treten wir nun durch die Spitzbogenthüre auf der Südseite des Chors in das Innere der Kirche ein,

so zeigt sich uns ein einfaches Langhaus mit flacher Holzdecke und ein dreiseitig geschlossener, gewölbter Chor. In einem Fenster des letzteren gegen Nordosten erblicken wir eine ziemlich gut erhaltene Glasmalerei von guter Färbung, die einer genaueren Betrachtung werth ist. Jedenfalls gehört diese Glasmalerei zu den merkwürdigsten noch vorhandenen alten in Württemberg und württembergisch Franken. — Der Altarschrein hat einen großen Kunstwerth. Auf der Pedrella oder Staffel sind von gothischem, roth und golden gefärbtem Holzschnitzwerk eingefaßt auf blauem Grunde sechs Heiligenbilder als Halbfiguren gemalt. In ihrer Mitte unter einfach geschnitztem Baldachin ist auf Goldgrund Christus als „Salvator mundi" (Erlöser der Welt) angebracht, die beiden Schwörfinger der Rechten sind zum Segen erhoben, in der Linken ruht die Weltkugel, auf der eine Stadt gemalt und das weltüberwindende Kreuzeszeichen aufgepflanzt ist. In den drei Feldern rechts erscheinen drei Märtyrer, Veit, Erasmus und Sebastian, je mit den Folterwerkzeugen umgeben, mit denen sie vom Leben zum Tode gebracht wurden. In den drei Feldern links treten auf die heilige Maria mit dem Jesuskinde, dann die Schutzheilige der Kirche, Katharina, und endlich die heilige Barbara. Sämmtliche sechs Figuren sind mit viel Zartheit, Ausdruck und Sinnigkeit behandelt und gut erhalten. Auch die Doppelflügelthüren des Schreins sind mit wohlgelungenen Bildern geziert; der rechte Flügel zeigt den Täufer Johannes, die Mutter Jesu, die heilige Katharina und den Evangelisten Johannes, der linke aber Christi Einzug in Jerusalem und die Gefangennehmung des Heilandes sammt der ganzen Leidensgeschichte, letztere durch Schnitzwerk darge-

stellt und vortrefflich behandelt. Der ganze Altarschrein gewährt der Kirche eine herrliche Verzierung und ladet die Gemeinde unwillkürlich zu inniger Beschauung und Erbauung ein. Eine andere Zierde dieser Kirche bilden noch die beiden Taufsteine und einige Heiligenbilder. Und in ihrer Art schön ist die Kanzel, durch das braune Holz mit durchbrochenem und vergoldetem Schnitzwerk geziert, an den vier Seiten mit den vier Evangelistenfiguren zwischen gewundenen Pfeilern.

Ein Hauptdenkmal alter hallischer Kunst ist endlich unter der Empore zu sehen. Die Mauer ist in eine in flachen Bogen gewölbte Nische durchbrochen. Das Gewölbe ist als leichtbewölkter Himmel bemalt, die Rückwand aber mit einem schönen Spitzbogenfenster durchbrochen, welches theilweise mit gefärbtem Glase ausgesetzt ist. In dieser Nische steht nun aus Stein gehauen das heilige Grab mit der Jahreszahl 1450 auf dem Rande. Im Wappenschilde zeigt sich ein schreitender, die Tatze hoch aufhebender, gekrönter Löwe. An der Vorderwand, beinahe ganz frei ausgehauen, schlafen zwei wachhaltende Soldaten mit Harnisch, Schnabelschuhen und Turban, die Gesichter beider sehr lebendig und kräftig ausgeprägt, die Figuren tüchtig gebildet. Nikodemus und Joseph von Arimathia legen den Leichnam des Herrn in das Grab. Dieser ist mit sehr viel Fleiß und Würde aus Holz geschnitzt; eben so vortrefflich sind die beiden frommen Rathsherren gearbeitet. Ueberraschend ist der edle und doch ganz getreue Porträt-Ausdruck der Gesichter, denen man, so wie der ganzen Haltung der Hände und Körper die zarte Schonung und leise Behutsamkeit in Vollziehung ihres heiligen Geschäftes ansieht. Es sind dies wahrhaft lebenathmende Figuren. Hinter dem Grabe stehen

dann in eben so trefflichen Figuren von rechts nach links der Apostel Johannes, die Mutter Jesu mit thränendem Auge und die Stirne mit einem weißen Tuche verschleiert, dann Maria Magdalena, ebenfalls verschleiert und weinend, endlich Maria Josef mit der Linken sich die Thränen abwischend. Alle Gesichter sind gar zart und lieblich, Finger und Hände fein, alle Figuren ganz lebendig gehalten und ein hoher Schmuck dieser Kirche. Im Hintergrunde des Ganzen sind rechts und links vom Spitzbogenfenster in landschaftlicher Umgebung an die Wand zwei Engel gemalt. Das Ganze bietet einen ebenso erhebenden als schönen Anblick. Für gewöhnlich ist es durch einen blauen Vorhang verdeckt. In der Charwoche bleibt es offen.

Außen an der Sakristei war früher ein Oelberg, wohl der schönste und kunstreichste in unserem Lande, angebaut, der aber trotz der Bitten der Gemeinde im Jahr 1846 nicht wieder erneuert, sondern entfernt wurde. Die herrlichen Schnitzbilder, die nach Haltung, Gewandung und Ausdruck wohl zu dem Schönsten in dieser Richtung gehören, blieben vorläufig in der Sakristei aufbewahrt. Den Bemühungen des verdienten Stadtpfarrers Merz gelang es jedoch, diesen Kunstschatz wieder herzustellen und so die Kirche um ein Denkmal reicher zu machen.

2.

Könnten wir auch noch diese oder jene Kirche, dieses oder jenes Gebäude besuchen und uns mit Beschauung derselben die Zeit verkürzen: es ist endlich nöthig, Einzelnes aus der Geschichte der Stadt Hall zu erfahren. Indem wir gemächlich dem Haalplatz zugehen, richten wir

unsern Blick in die Vergangenheit und hören, was uns die Alten von Hall zu sagen wissen.

Hall ist eine sehr alte Stadt. Zu Anfang des 9. Jahrhunderts soll der Platz, wo wir die alte Salzquelle gefunden haben, „eine gantz rawe (rauhe) unwohnhafftige weldige Artt geweßen, vnnd (und) da jetzo der Saltzprun erbawet, ein Herbe selzame Lach gestanden sein, zu der das Wild geloffen, allda gelecket, vnnd sein Wohnung gehapt; durch welches gewildt dißе Gottesgab des Salzbrunnens geoffenbaret; welches Salzprunens ain Graff von Westen, die etwa am Kocher, innerhalb einer meil wegs jre Herrschafft gehapt, sich vnderfangen, etlich Heusser oder Hütten in die Wildtnus zu dem Saltzprunnen gebawen, verordnet, saltz zu sieden, wiewol schlechter weiß angefangen; zu welchem Saltzwerckh vonn tag zu tag sich je mer leutt und volckhs gethan, biß also zu einer anschauerlichen Reichstatt erwachsen." Also berichtet die Kronika eines ehemaligen Haller Geistlichen, Herolt. Dieser sagt dann weiter: „Ehe Hall aber ein Reichs=Statt worden, hatt dis Ortt zu den sibenburgen gehaissen, wie man dan derselben schloss vnnd Burg noch vnderschidlich sihet. Aber durch Erfindung des saltzbrunnens hatt sie angehept mit Leuten und bewonungen gemert zu werden; sollen sich vil des Adels gen Hall gethan haben, das nit allein die siben Burg vnnd Schloß jnn der Statt, sondern auch umbligende jn der Nehe ungeverlich einer meil wegs Burgstadel vnnd noch wesende Schlösser anzaigen, das ein menge des Adels jnn und umb Hall jr Wohnung gehapt, welcher geschlecht vnnd Nachkommen, derselben zum theil jnn und umb Hall noch vorhanden, vilen bekannt." Nach diesem Berichte, der keineswegs zu verwerfen ist, ver=

dankt also Hall seine Entstehung dem „Haal", d. h. der Salzquelle; um diese soll Heinrich, der Graf des Kochergaus, in längst entschwundenen Tagen einige Wohnhäuser gebaut und das Salz durch Sieden gewonnen haben. Nach und nach habe der Ort immer mehr Aufnahme gefunden; viele Edelleute hätten sich hier angesiedelt und sieben steinerne Burgen oder Thürme um die Salzquelle her erbaut. Und so sei Hall eine Stadt geworden, die man zu den Siebenburgen oder auch die Adelsstadt genannt habe. Höchst wahrscheinlich bestand unsere Saline sogar schon im 4. Jahrhundert; denn um diese Zeit war eine Saline im Fränkischen, um die sich schon die Alemannen und Burgunden gestritten hatten. Die Alemannen blieben im Bezirke, aber im Jahr 536 wurden die Franken Herr desselben. Diese Saline ist nun höchst wahrscheinlich Hall. Schon 1221 wird jedoch Hall zu Schwaben gezählt.

„Die Franckchen genhalb Reins", erzählt die angeführte Kronik weiter, „haben sollichs saltz zu jrer Haußhaltung gepraucht vnnd salsum jrer sprach nach gesagt, ist sovil geteutscht, es ist herb oder gesaltzen. Die saltzsieder, der sprach vngewon, haben von dem Wörtlin nur sall behalten, vnnd dieweil Sal Saltz heist, welches zu Hall gesotten, haben sy bis ortt sal genent, vnnd mit der Zeit für das S ein H gepraucht. Aber Etlich haben salsum die Saltz suln genant, vnd der Kurtz nach die erste sylb sal vnderlassen, vnd suln gesprochen, daher der saltzbrunn suln vnd die Statt Hall bis vff den Heutigen tag genent worden." Damit hätten wir nun auch den Ursprung des Namens unserer Stadt. Zwar wollen Andere, fährt Herolt fort, daß das oberste Schloß unter den sieben Burgen, dem Ge-

schlecht derer „von Hall" gehörend, welches das „furnempst geschlecht" gewesen, dem jungen Ort den Namen gegeben habe.

Möge dem sein, wie ihm wolle: das Vorhandensein der sieben Burgen, zur Sicherheit der Saline errichtet, ist unzweifelhaft. Sie bildeten den Anfang und das Herz der neuen Kolonie. Sie hießen „die Burg Hall", wo der Salzgraf wohnte. (Daß an der Stelle der Hauptburg jetzt die Michaelskirche steht, wurde schon früher angeführt.) Die sieben Thürme waren viereckig, sehr massiv, vier Stockwerke hoch und auf jeder Seite 30 Fuß tief. Sie waren rings um die Salzquelle bis an den Kocher hinab so erbaut, daß der Durchschnitt des ganzen Halbkreises 500 Schritte betrug. In der Mitte des Bogens stand die Hauptburg. Vor 300 Jahren waren diese Burgen meistens noch in gutem Zustande; eine derselben ist theilweise noch vorhanden. Von diesen Burgen war die Hauptburg „Hall" — wie schon gesagt — der Sitz des Salzgrafen. Zwei andere Burgen dienten zur Wohnung des Schultheißen und Münzmeisters; die vierte Burg bezog der Sulmeister, d. h. der Aufseher über die Soole; die fünfte der Feurer, der den Knechten, die das Holz zum Sieden herbeizuschaffen hatten, vorgesetzt war; die sechste hatte inne der Keßler, der Aufseher über die Schmiede und Pfannen, und die siebente der Sieder, welcher den Siedknechten vorstand.

Die Burgen selbst waren zur Vertheidigung ganz geeignet; eine lag von der andern nur eines Pfeilschusses Länge entfernt. Nach ihrer Bauart zu schließen, können sie ganz wohl im 9. Jahrhundert errichtet worden sein. Da-

mals soll — nach einer Annahme — die vielleicht früher zerstörte Saline wieder hergestellt worden sein. Jedenfalls standen die Burgen zur Saline in einem sehr engen Verhältniß. Auch wird angenommen werden dürfen, daß der Salzgraf und der Schultheiß mit dem Münzmeister und den übrigen vier Beamten das Gericht gebildet habe. Diese Aemter aber wurden erblich und es bildeten sich aus diesen Amtstiteln eben so viele Familiennamen. Unter dem Schutze dieses Gerichts und jener Burgen vergrößerte sich Hall zusehends. Schon gegen das Jahr 1000 wurde die erste Kirche gebaut und 150 Jahr später eine zweite. Im Jahr 1200 wurde die Stadt aber mit Mauern umgeben.

Die ersten Bewohner der Stadt waren königliche Dienstleute, einige Freie und mehrere bei der Salzquelle und Münze beschäftigte Hörige oder Leibeigene. Zu diesen gesellte sich allmälig schon frühe eine große Zahl Freigeborner aus der Umgegend, welche mit jenen königlichen Dienstleuten die sogenannten Geschlechter bildeten, deren Zahl sich auf mehr als 150 belief. Sie behaupteten das ausschließliche Recht zur Besetzung des Magistrats, hatten meist rittermäßige Sitze auf dem Lande, besaßen Lehen von Fürsten und Herren, thaten Hofdienste und wurden bei den Turnieren als ritterbürtig anerkannt. Hall konnte deßhalb im Mittelalter mit Recht eine Adelsstadt genannt werden. Von den „Geschlechtern" blühen heute noch die Adelmann, Berlichingen, Crailsheim, Rechberg, Sturmfeder, Weiler und andere.

Die ungewöhnlich große Zahl adeliger Einwohner war es wohl ohne Zweifel, welche einem der merkwürdigsten Gottesurtheile des Mittelalters den Ursprung gab: dem althergebrachten Kampfgericht. Und auch dieses ist mit ein Zeuge des hohen Alters der Stadt.

Wenn nämlich einer der hiesigen oder benachbarten Edelleute die Ehre des Andern angegriffen hatte und alle Sühnversuche des Magistrats fruchtlos geblieben waren, so mußte auf Leben und Tod gekämpft werden, und der „Erbare Rath zu Hall wurde vmb Platz vnnd Schirm, solchen versprochnen Kampff zu volpringen, angesucht." Ein bestimmter Tag wurde zu diesem Behufe anberaumt und dann ganz nach den Regeln der eigenen „Kampfordnung" verfahren. Es wurden „vff ernanten tag die Schranckhen zu kempffen zugericht, der platz — der ehemalige Fischmarkt, jetzige Marktplatz beim Rathhaus — mit sandt geschütt, jedem thail ein verdeckt Hütten gemacht" zum Aufenthalt für die Kämpfenden, ihre Verwandten, die Beichtväter und Grieswärtel In jeder Hütte fand sich aber auch ein Sarg mit vier brennenden Kerzen, Bahrtüchern und Anderem, was zu einer Leiche gehört. Fürwahr, ein schauerlicher Anblick! Ein Herold verkündete endlich am Kampftage, „daß kain weyb oder jungfraw vnnd junger vnnder zwölff Jarn zugegen sein soll;" daß jedes störende Zeichen des Beifalls oder der Drohung, auch alles Schreien, Rufen, Deuten und Winken „bei Verlierung der Rechten hand vnnd Linckhen fues" unterbleiben müsse. Und um diesem Verbot Nachdruck zu geben, mußte der Scharfrichter mit Beil und Block zugegen sein. Endlich wurden alle Thore geschlossen, die Gassen mit Ketten gesperrt und die Thürme mit Wachen wohl be-

setzt. Auch die Waffen, mit denen auf Leben und Tod gekämpft werden sollte, mußten noch genau untersucht werden. Nach diesen Vorbereitungen begann der Zweikampf. Dreimal wurden die Kämpfer gerufen. Mit dem dritten Mal stürzten sie zu Fuß oder zu Roß auf einander los und stritten erbittert so lange unter den Augen des Magistrats, bis einer „vnden leit". Wer im Kampfe unterlag und sich ergab, wurde für ehrlos gehalten, durfte „vff kein Pferd mer sitzen, kein bart mer scheren und kein wehr tragen." Wer todt auf dem Platze blieb, sollte „zu der erden bestettet werden vnd der obligendt sein Vnschuld bewißen vnnd sein ehr gerett haben."

Häufig kam es vor, daß sich die feindselig einander gegenüber stehenden Parteien nach den geschehenen Vorbereitungen zum Kampfe noch die Hand zur Versöhnung reichten, es also Angesichts der schweren Prüfung nicht zum Aeußersten kommen ließen. —

Im Laufe der Zeit machte sich das bürgerliche Element immer mehr geltend. Die adeligen Geschlechter verließen nach und nach, veranlaßt durch die sogenannten „Zwietrachten", die Stadt. Das Kampfgericht kam mehr und mehr in Verfall; im 17. Jahrhundert war es bereits zur Antiquität geworden; die meisten Edelleute waren verschwunden. An ihre Stelle traten die in ihren Familien gleichfalls meist erloschenen Mittelbürger oder Gemeinfreien, d. h. nicht adelige, aber doch lange schon angesessene Bürgergeschlechter. Mit ihnen verbanden sich die Familien mehrerer Handwerker, die vom Kaiser mit Wappen „begna-

digt" worden waren. Auf diese Handwerker giengen aber im Laufe der städtischen Aenderungen die Rechte und Titel des Bürgers, die ursprünglich nur der Stadtadel genoß, gleichfalls über.

Als Stadt wird Hall urkundlich im Jahr 1228 erstmals bezeichnet. Als Reichsstadt dagegen tritt es erst 1276 auf. Wie Hall im Verlaufe der Jahrhunderte sich immer größere Vorrechte und Freiheiten zu erringen wußte, soll hier nicht umständlich erörtert werden. Eben so wenig sprechen wir ausführlich von den drei „Zwietrachten", durch welche nach und nach das Bügerthum über die Patrizier siegte und die demokratische Regierungsform, die bis zum Untergange der Republik sich erhielt, eingeführt wurde. Noch weniger lassen wir uns über das Regiment der Stadt und seine Obliegenheiten und Rechte näher aus. Nur einige wenige Punkte sollen noch näher berührt werden.

Zunächst ist es das Münzrecht, von dem wir sprechen müssen. Die Münzstätte zu Hall war eine der ältesten in Süddeutschland und hatte einer bekannten Münzsorte, den „Hällern," den Namen gegeben. Schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts wurde nach „Pfund Hällern oder Hellern" gerechnet, und von da an war diese Rechnung im ganzen Reich die gewöhnlichste. Ohne Zweifel wurde die Münzstätte mit dem Salzwerk errichtet. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß schon ums Jahr 1000 die Heller bekannt waren und allgemeine Geltung in Deutschland hatten. Ursprünglich war die Münze königlich; aber schon im 14. Jahrhundert hatte sie die Stadt als Eigenthum erhalten; denn im Jahr 1397 ertheilte ihr Kaiser Wenzeslaus für „ewige Zeiten" das Recht, in der Münze,

die sie von Alters her gehabt, Heller und andere Münze zu schlagen. Das Gepräge der hiesigen Münze war, dem Stadtwappen entsprechend, ein Kreuz und ein Handschuh; es wurde in Deutschland fast allgemein, bis eben jener Wenzeslaus 1385 befahl, daß es nur in den Münzstätten Nürnberg, Augsburg, Ulm und Hall angewendet werden dürfe. Außer den Hellern wurden seit 1497 einfache und doppelte Silberpfennige, Gulden, Thaler und ganze, halbe und Viertels-Dukaten geprägt. Das Münzhaus stand in der Gelbinger-Gasse und und trägt heute noch diesen Namen. Gegenwärtig aber ist es zu einer Bierbrauerei eingerichtet. Auch eine Münzstätte, nur in etwas veränderter Gestalt! Die ganze Münze leitete der Münzmeister. Uebrigens hörte Hall schon 1545 auf, Münze zu schlagen; man ließ 1610 in Nürnberg, 1696 in Stuttgart münzen. Nur noch zum Andenken an die Münzgerechtigkeit wurde Geld geprägt, das so gehaltvoll war, daß es mehr Schaumünze als kursirendes Geld war. —

Auch der Vorfälle im Bauernkrieg müssen wir kurz gedenken. Zur Zeit der Fasten im Jahr 1525 drohte der Aufstand auch im Hall'schen auszubrechen. Der Magistrat sandte einige Mitglieder auf das Land, das Volk zu beruhigen. Sie mußten aber in Reinsberg von den Bauern ins Gesicht hören: „Wir seyn lang genug unter der Bank gelegen; wir wollen auch einmal uff die Bank." Am 2. April kam ein Haufe Hohenloher von Braunsbach nach Orlach und Haßfelden, angeführt von Höldlin von Enslingen. Von da gieng es nach Reinsberg, dessen Pfarrer, Johann Herolt, der Verfasser der schon mehrmals von uns benützten Haller Kronik, mitzuziehen genöthigt wurde. In noch

andern Ortschaften, die durchzogen wurden, schloßen sich dem Haufen immer mehr Bauern an. Gefiel es doch Allen allenthalben, als man ihnen erklärte, es müsse nunmehr Alles sich so gestalten, „daß kain Leibaigen mensch sein soll, daß alle Visch und wildpreth frey, Alle wäldt frey, keiner kein Dienst zu thon schuldig, vnnd in Summa, daß man der Oberkeyt nichts zu geben schuldig were!" Der Bauern mochten es jetzt 4000 sein, die Hälfte mit Büchsenröhren versehen. Diesen stellte bei Gottwollshausen die Stadt Hall am 4. April 500 Bürger mit fünf „Falkonetlein" unter dem Städtmeister Michael Schletz entgegen. Als man nun das Ave Maria läutete, „da griffen die vonn Hall die Bauern an, mehr aus not, dann mit willen; es must ja gewagt sein aus not, weil es nicht anderst möcht sein." Schletz ließ die Stücke lösen. So bald aber der Schuß geschah, „erhub sich ein solchrs zabeln vnnder denn Bauern, als ob es ein Ehmeshauff were, vnnd ein badern, als wer es ein hauff genß." Es fielen weitere Schüsse von den Hallern, und so bald die Bauern das Feuer blitzen sahen, da „fielen drey, da sechs, da zehn, da vil mer, das man meint, sie weren all erschossen; baldt stunden sie aber wieder uff, dan das geschutz ging Alles zu hoch. Nach diesem fluhen sie Alle. Kein größer wunder und Lauffen ward je gesehen; es ward keiner geschossen vnnd wurden die Lamen geradt, die Alten jung, luffen Alle gleich." Einige Bauern wurden gefangen. Allein der Magistrat verhängte noch keine Strafe über die Empörer. Ja, nachher „hat ein Erbar Rath die Bauern Alle wieder zu gnaden angenommen vnnd haben jnen vff ein Neus gehuldet." Nur sieben, hauptsächlich den Anführern, wurden am 24. Juni 1525

in Hall die Köpfe abgeschlagen, Allen die Wehren abgenommen, die jedoch 1535 wieder zurückgegeben wurden, und jedes Haus um 6 Gulden geschätzt. —

Bezüglich der Reformation nimmt Hall — um ein weiteres Ereigniß zu berühren — eine ganz gewichtige Stelle ein. War doch Hall eine der ersten Städte, die für die Lehre Luthers gewonnen wurde. „Schon 1248 erklärten die Bürger Hall's den Pabst mit der ganzen Clerisei für Ketzer, der keine Sünde vergeben könne, während sie zugleich in ihrer Anhänglichkeit an die Hohenstaufen zum Gebet für den Kaiser Friedrich und seinen Sohn aufforderten.“ Zu einer Aenderung der kirchlichen Dinge bereitete auch das Predigtamt vor, das bereits im 14. Jahrhundert bestand. Zu diesem Amte berief der Magistrat den Dr. Johann Brenz, der am 8. Sept. 1522 seine Probepredigt hielt, 1523 die Messe in der Michaelskirche abschaffte und sofort die Auflösung des Barfüßerklosters, wo er die lateinische Schule einrichtete, durchsetzte, auch in St. Michael am Christfest 1526 die Abendmahlsfeier mit Brod und Wein hielt. Brenz verfaßte 1526 die erste Kirchenordnung nebst Schulordnung; 1528 folgte sein Katechismus. Noch so schwierige Verhältnisse und trostlose Hindernisse wußte Brenz, der gottesmuthige Reformator dieser Reichsstadt, im Einverständniß mit den andern Geistlichen Halls, Eisenmann und Gräter, zu bewältigen und zum Besten der Reformation zu wenden, und in nicht langer Zeit huldigte die ganze Stadt und etwas später auch ihr Gebiet der neuen Lehre. Für das hallische Land ließ Brenz 1543 eine eigene Kirchenordnung erscheinen. Gegen Einführung des Interims, das er nur „Interitum“ (Unter-

gang der Protestanten) nannte, wehrte sich Brenz so standhaft, daß der Kardinal Granvella einen Kommissär nach Hall sandte mit dem Auftrage, ihm Brenz lebendig oder todt zu überliefern. Als dieses nicht durch List geschehen konnte, so stellte der Kommissär, nach ausgesprochener Drohung dem ehrbaren Rath der Stadt die höchsten Gefahren in Aussicht. Der Rathsherr Philipp Büschler that aber dem geliebten Seelsorger die drohende Gefahr mit den Worten kund: „Fuge, fuge, Brenti, cito, citius, citissime“ (Fliehe, fliehe, lieber Brenz, so schnell als möglich). Eisenmann überbrachte seinem Kollegen diese warnenden Worte, und eilends verließ Brenz mit dem biedern Freunde die Stadt. Unter dem Thore stießen sie zufällig auf den Abgesandten Granvella's. Auf die Frage desselben, wohin er, Brenz, wolle, erwiederte dieser mit aller Gegenwart des Geistes, er gedenke einen kranken Freund zu besuchen. Und als jener Kommissär den Verfolgten im freundlichsten Tone auf den morgenden Tag zu Tische lud, antwortete Brenz: „wenn Gott will!“ Mit diesen Worten enteilte der Reformator der lieben Stadt und entgieng so den Händen des rachgierigen Kommissärs. Auch Gräter und Eisenmann wurden verjagt. Mit Hilfe einer spanischen Besatzung wurde das Interim eingeführt und am Jakobitage 1548 hängten die Spanier ein Cruzifix in der Michaelskirche auf, aus dessen fünf Wunden während der Messe rother Wein floß. Brenz selbst irrte auf dem Lande unstät und flüchtig herum. Des Tags verbarg er sich in dichten Wäldern, des Nachts aber begab er sich zu seiner Familie, die sich in einem Dorfe aufhielt. Vom Grafen Erasmus von Limburg empfieng er aber unter der Hand seinen Unter-

halt. Nach langem Umherirren fand unser Flüchtling an dem Herzog Ulrich von Württemberg einen treuen Beschützer, und was Brenz zum Wohl der Kirche unseres Landes gewirkt hat, erzählt die Geschichte auch noch den spätesten Geschlechtern. Die württembergischen Lande erhielten in ihm den feurigsten und zugleich mildesten Reformator. Hall aber bekannte sich, nachdem Friede geschlossen war, standhaft und wandellos zu der angenommenen Lehre der Reformatoren und hielt in allen Sturm- und Drangzeiten fest zu ihr.

Und eine solche Sturm- und Drangzeit war für die Stadt und ihr Gebiet ganz besonders der dreißigjährige Krieg. Einquartierungen von fremden Völkern, Erpressungen, Beraubungen, Theurung, Pest und sonstige bittere Drangsale ruinirten nicht nur Stadt und Land, sondern es kostete dieser Krieg noch über vierthalb Millionen Gulden. Und die folgenden Kriege bis zum letzten französischen Revolutionskrieg ließen nur selten die Sonne der Freude über die schwerheimgesuchte Reichsstadt aufgehen. Zu all diesem Ungemach gesellten sich dann noch zu verschiedenen Zeiten grausige Feuersbrünste, von denen die im Jahr 1680 die Stadt zur Hälfte, die im Jahr 1728 aber zu drei Viertheilen in Asche legte.

Endlich sei aus Halls Geschichte noch Eines erwähnt. In Folge des Pariser Friedens vom 20. Mai 1802 und des Reichsdeputationsschlusses vom 25. Februar 1803 wurde die freie Stadt sammt ihrem Gebiete der Krone Württemberg als Entschädigung zugetheilt und diese nahm Hall am 2. Septbr. 1802 militärisch und am 23. Novbr. 1803 definitiv in Besitz. Damals wurde der Flächenraum der Reichsstadt und ihres Gebiets auf sechs QM. angegeben

und 3 Städte, 21 Pfarrdörfer und gegen 90 Dörfer, Weiler und Höfe zählten 20875 Einwohner. Gegenwärtig aber leben in Hall allein über 7000 Menschen. Diese beschäftigen sich theils mit Handel und Industrie, theils mit Landbau. Die Erzeugnisse des letzteren sind insbesondere eine Masse Getreide. Und wenn wir noch die Umgebung der Stadt ins Auge fassen, so wird uns die Thätigkeit der Leute bezüglich des Ackerbaus sattsam erfreuen. Kein Wunder, daß sogar Käufer aus Stuttgart und seiner nächsten Städte hieher kommen, und sich ihren Bedarf an Früchten erwerben! Und mit dem Landbau steht in inniger Beziehung die ausgedehnteste Viehzucht. Weit und breit sind die Mastochsen des Haller Landes berühmt.

Und wieder sind es die Metzger aus dem gesegneten Unterlande, und aus anderen weit entfernten Gegenden die zum Ankauf des fetten Schlachtviehs allwöchentlich auch diese Gegend bereisen. Bei dieser Bemerkung müssen wir eines ehemaligen Wettstreits der Metzger in Hall gedenken. Wer nämlich von ihnen an Ostern den fettesten Ochsen im Schlachthaus zur Schau aufhängte, bekam von der Obrigkeit einen Thaler hällischen Gepräges an einem seidenen Band, wer aber das fetteste Rind schlachtete, einen hällischen Gulden. Der Thaler selbst wurde an den Ochsen befestigt und ein Blumenstrauß schmückte den „Thalerochsen". — Noch sei angefügt, daß man sich wohl nirgends besser auf die Schweinezucht und Schweinemastung versteht, als im Haller Lande. Beträgt doch die Zahl der Schweine in diesem Bezirke durchschnittlich viertausend!

3.

So lange schon verweilen wir auf dem schönen neuen Marktplatze der Stadt, auf dem Haalplatze, und noch haben wir nichts von alle dem gehört, was gerade diese Stätte für Hall so gewichtig machte. Darum dürft' es endlich an der Zeit sein, von der Saline zu Hall zu reden. Darf sie doch als die Mutter dieses schönen Wohnorts angesehen werden! Verdankten ihr die Haller doch von jeher ihre Wohlhabenheit! War sie doch viele Jahrhunderte hindurch ein Born des Glücks für die Reichsstädter gewesen!

Und siehe da! hier sprudelt ja die Quelle „im Haal", wie sie seit langen, langen Jahren schon genannt wird. Wir stehen im tiefsten Theil — im Herzen — der Stadt, nur 50 bis 60 Schritte vom Kocher entfernt. Die Quelle selbst mag einen Fuß breit sein. In jeder Minute entströmen ihr neun Hallische Eimer oder 270 württembergische Maß Wasser, von denen eine Maß 5 bis 7 Loth Salz enthält. Also konnte man in jeder Minute 50 Pfund, jeden Tag 720 Centner und jedes Jahr 159200 Ctr. Salz erhalten. Gewiß eine beträchtliche Masse!

War die Quelle früher wahrscheinlich ein Krongut, so finden wir die Saline schon im Anfang des 14. Jahrhunderts ganz in Privathänden, und zwar zuerst in denen der Edelbürger, später in denen der übrigen Bürger und Körperschaften. Schon im Jahr 1306 hatten sich die Berechtigten dahin vereinigt, daß die Zahl der „Sieden, welche alljährlich gesotten wurden, auf hundertelf beschränkt" und so die Quelle mit dem umliegenden Grund und Boden zu einem geschlossenen Eigenthum der Inhaber geregelt

und in eben so viele Theile getheilt wurde. Dieses Hauptgrundgesetz blieb aufrecht bis zu dem im Jahr 1804 getroffenen Abkommen mit Württemberg.

Anfänglich wurde die Gewinnung des Salzes von den Eigenthümern auf eigene Rechnung betrieben. Aber schon im Jahr 1344 war der Gebrauch allgemein geworden, die Sieden zur Nutznießung erblich an Sieder zu überlassen. Und dieses absonderliche zwiefache Eigenthumsverhältniß — Lehen und Erb — blieb bis auf unsere Zeiten. Der Eigenthümer einer Siedergerechtigkeit war „Lehensherr", der Nutznießer aber war „Erbsieder." Nutzungsrechte, die der Inhaber mit Fidei-Commiß belegte, hießen „Erbfluß," im Gegensatz zu dem freien oder „eigenen Erb." Häufig verkauften die Erbberechtigten ihre Befugniß zu sieden auf ein oder mehrere Jahre an einen Dritten, der Jahrkäufer hieß und oft, wie im Jahr 1800, 450 bis 600 fl. Jahresbestand entrichtete. Durch derartige Spekulationen erhielten die Erbsieder einen fast noch so hohen Verkaufspreis als die Lehenrechte. Vor 50 bis 60 Jahren wurden für ein Lehen 5000 bis 6000 fl., für ein eigenes Erbe dagegen 10000 bis 12000 fl. bezahlt. Erbflüsse dagegen, für welche nur halb so viel Jahresbestand bezahlt wurde, waren wohlfeiler. Immer durfte nur Eines von der Nachkommenschaft des Erblassers zum Gesied einer Pfanne zugelassen werden. In welcher Ordnung das Siedrecht auszuüben war, wurde seit den ältesten Zeiten der „Looslegung" (der Verloosung) zur Entscheidung überlassen. Wenn Anfangs ein Eigenthumsantheil fast gar keinen Ertrag abwarf, so stieg er am Ende bis auf 240 fl. Der Ertrag eines Siedensantheils aber steigerte sich von 25 bis

480 fl. Die Erbsieder besorgten jeder für sich die Siederei, die Herbeischaffung des Holzes, den Verkauf des Salzes 2c. Anderes wurde dagegen gemeinschaftlich unternommen, wie z. B. die Siedeinrichtungen, die Floßanstalten, später auch die Einrichtungen zum Verschluß des Salzes in entlegenen Gegenden durch Errichtung von Magazinen und Faktorien, an welche der Einzelne sein Erzeugniß, so weit er es nicht aus freier Hand verkaufte, abliefern konnte. Lehen- und Erbberechtigte riefen auch im Jahr 1739 auf gemeinsame Kosten das erste Gradirhaus ins Leben. Diesem folgte 1760 das siebente Gradirwerk, und 1780 bis 1790 wurden mehrere Soolenreservoirs gebaut.

Außer fünf Siedhäusern der Gradiranstalt waren fünfzehn eigentliche Siedhäuser oder Haalhäuser mit 111 Pfannen im Haal vorhanden. Die Gesammtzahl der Siedensgerechtsame war in fünf Loose vertheilt; zu jedem Loos wurden 22 Sieder zugelassen; jedes Loos durfte alljährlich sechs Wochen lang sieden. Vor Antritt des Gesiedes mußte nachgewiesen werden, daß man mit dem nöthigen Holz versehen sei. Dieses „Haalholz" wurde auf dem Kocher herbeigeflößt. Jeder Baum war mit einem gewissen Malzeichen versehen. An diesem erkannte der Einzelne das ihm bestimmte Holz. Das Ausziehen des Holzes besorgten die Sieder des betreffenden Siedjahrs.

Jedes Jahr traten die Lehnsherren und Erbsieder zusammen, um den Nutzen zu berechnen, der sich nach Abzug der Kosten aus dem Erlös ergab. Wenn beide Theile über die allgemeine Rechnung nicht einig wurden, so entschied der Stadtrath. Zudem hatten die Lehnsherren ihren Lehenrath, die Erbsieder ihr Haalgericht. Der Lehensrath

bestimmte alljährlich das Bestandgeld von den Sieden, d. h. von dem Versieden einer gewissen Menge Salzwassers und der eigenthümlichen Ueberlassung desselben; auch für die Unterhaltung des Salzbrunnens und seiner Verbesserung hatte er zu sorgen. Das Haalgericht, dessen Vorstand der Haalhauptmann war, hatte die verwilligten Gesiede einzutheilen und anzuordnen, alle Verträge über das Siedrecht zu untersuchen und zu bestätigen und die das Gesied betreffenden Schuldsachen abzumachen, Zwiste jeglicher Art zu schlichten, das Bauwesen in den Haalhäusern und der Salzpfanne, sowie den Holzfloß und die Wasserbauten am Kocher zu leiten und die Kosten umzulegen, die Polizei in Siedenssachen auszuüben ꝛc. Seine Versammlung war im sogenannten „neuen Haus" im Haal. In diesem Hause werden noch heute die so wichtigen Geschlechtsregister und Loosbücher aufbewahrt, da die „Siedensrenten", die der Staat gegenwärtig gewährt, sich noch in der alten Weise vererben.

Der Preis des gewonnenen Salzes hatte sich im Laufe der Jahre nur unbedeutend gesteigert. Das Meß (35 Pfund) Salz kostete im 15. Jahrhundert 40 kr., im 16. aber 42 kr. im 17. dagegen 54 kr. und erhielt sich bis zur Einführung des Monopols auf 1 fl. bis 1 fl. 8 kr. Der Preis des Holzes war hingegen fortwährend im Steigen. Ein Stück Holz (240 Stämme), aus dem man 25, später 17, in der letzten Zeit gar nur 8 bis 9 Klafter machen konnte, kostete in der früheren Zeit nur 2 fl., stieg dann auf 4 und 6 fl., im 17. Jahrhundert auf 15 fl., später auf 24 fl., dann auf 50 fl. und zuletzt auf 80 fl. Zugleich vermehrte sich die Arbeit beim Flößen des Holzes, weil man immer entfernter liegende Gegenden, in denen das Holz etwas wohl-

feiler war, aufsuchen mußte. Die Steigerung des Gewinns war daher nur durch vermehrte Salzgewinnung und verminderten Aufwand von Lohn und Holz zu erzielen. Wirklich erhöhte sich die Salzerzeugung von 11000 Ctrn. auf 20000, später sogar auf 80000 Ctr. Der Holzverbrauch aber verminderte sich von 25000 Klaftern nach und nach auf 12000, und nach der Gradirung sogar auf 5 bis 6000 Klafter für das Jahr. Ebenso verminderte sich der Aufwand von Löhnen um mehr als das Dreifache, denn das Gesied dauerte in der ältesten Zeit 20, von 1480 an nur 16, von 1609 an nur 11 und in der letzten Zeit gar nur 6 Wochen.

Als die Saline im Jahr 1802 mit der Stadt Hall an Württemberg kam, war fast jeder Bürger am Gesied betheiligt; die Sieden waren in Hundert-, ja in Tausendtheile vertheilt. Am 11. September 1804 zog aber der Staat die Saline als ausschließliches Eigenthum an sich, und es wurde mit den Betheiligten, d. h. mit den Lehen- und Erbberechtigten ein besonderes Uebereinkommen getroffen. Für jedes freieigene Sieden wurden nämlich 800 fl., für jedes mit Fidei-Commiß belegte Sieden zuerst 570, dann aber 600 fl. als immerwährende Renten ausgesetzt. Jede der 195 Siedersfamilien erhielt jährlich als Gewerbsentschädigung 100 fl. unter dem Namen „Benefice". Die von der Salinenkasse übernommenen Renten an die Siedensberechtigten belaufen sich so auf 70945 fl. Die Sieden erben nach den Geschlechtern fort. Je kleiner ein Geschlecht geworden, desto größer ist der Siedenantheil des Einzelnen Jedes Sieden wird auf dem Haalamt unter die Stammesgenossen vertheilt. Der Vertrag mit dem Staate ist für ewige Zeiten abgeschlossen. Und durch denselben sind den

Berechtigten immerhin ganz gewisse, unter Umständen sogar bedeutende Einnahmen gesichert. Ob aber nicht gerade durch diese Renten dem Leichtsinn, der Genußsucht Nahrung gegeben wird, wie man da und dort behauptet, wollen wir nicht näher untersuchen. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß manche Sieden von ihren Inhabern auf Lebenszeit versetzt oder verpfändet sind.

Auch in ihrer veränderten Gestalt blieb die Saline theils unmittelbar durch das Sieden, theils mittelbar durch Beschäftigung verschiedener Gewerbe die Hauptnahrungsquelle der Stadt. Es ist in der That ein großes Glück, daß so nahe bei Hall das reiche Salzbergwerk Wilhelmsglück — wir besuchen es bald — aufgefunden und in Betrieb gesetzt wurde, und daß, nachdem die Soole in der Stadt, der Haal, den Bau nicht mehr lohnte und deßhalb aufhörte, die gesättigte Soole von Wilhelmsglück hieher geleitet und hier verarbeitet wird. Die Saline selbst befindet sich außerhalb der Stadt auf der rechten Seite des Kochers. Die Gebäude derselben umschließen in symmetrischer Stellung ein längliches Viereck. Sie wurden in der Nähe des alten Reservoirs errichtet und bestehen aus vier großen Pfannengebäuden von zwei Stockwerken; je zwei dieser Gebäude sind durch ein Mittelgebäude, das Magazine &c. enthält, verbunden. Die verlassene Haalquelle wird aber als Soolbad benützt, das sich eines sichtlichen Aufschwungs, und immer zahlreicheren Besuches erfreut.

Hätten wir nicht eben jetzt den geeignetsten Anlaß, unter den früheren Sitten und Gebräuchen der alten Reichsstadt

wenigstens des Siederfestes zu gedenken, das sich fast bis in unsere Zeit erhalten hat? Stand es doch im innigsten Zusammenhang mit der Saline! Und Vergnügungen aller Art waren mit ihm verknüpft. Um uns recht in dieses Freudenfest hineinversetzen zu können, besuchen wir das freundliche Unterwöhrt, wo die Hauptfeierlichkeit verlief. Wären wir aber im August 1862 hier gewesen, so hätten wir den ganzen Siederhof, der zur Eröffnung der Eisenbahn neu erstand, in der Wirklichkeit vor uns sehen können. Man hat den Ursprung dieses Festes wohl im Anfang des Mittelalters zu suchen. Wie es sich nach und nach zum schönsten Volksfeste gestaltete, davon vermögen unsere Alten nicht gar viel zu sagen. Einige wollten übrigens wissen, daß das Fest einer kühnen That der Sieder-Compagnie seine Entstehung verdanke. Als diese nämlich eines Tages auf dem Unterwöhrt zu einer Berathung versammelt gewesen, sei ein Hahn mit großem Zettergeschrei zum Dachladen der gegenüberstehenden Dorfmühle herausgeflogen. Die Siedersleute haben diesen Vorfall beachtet und zugleich bemerkt, daß das Feuer zu eben diesem Laden herausschlage. Augenblicklich seien sie bei der Hand gewesen und haben die Mühle, die städtisches Eigenthum war, gerettet. Für diese schöne That habe nun ein edler Rath der Stadt zum Lohn und Andenken jedes Jahr Früchte zu einem Kuchen, Wein &c. zu Abhaltung eines Festes, den Siedern auf städtische Kosten zukommen lassen mit der Bemerkung, daß diese Compagnie auch künftig bei Feuersbrünsten sich auszeichnen werde. Auch der Domherr zu Comburg habe, weil ihm dieses Fest wohl gefiel, ebenfalls alljährlich Früchte und Wein gespendet, damit ja nichts mangle. Genug, die „Festlichkeit des

Hofes", wie man die Siedersfeste auch nannte, gieng alljährlich am Feiertage Petri und Pauli vor sich, nahm aber immer einige Tage in Anspruch. Daß in erster Reihe das Fest den bei der Saline Beschäftigten und Betheiligten galt, beweist schon sein Name. Eine ganz besondere Rolle spielten dabei selbstverständlich die Sieders- oder Haalbursche.

Schon am Sonntage vor dem Peter- und Paulfeiertage wurde ein feierlicher Kirchenzug von diesen Burschen unternommen. Bei einem großen Siedershof giengen sie Vor- und Nachmittags in schwarzer Tracht, gepuderten Haaren, Mänteln, schwarzen Schärpen, versilberten Degen und weißen seidenen oder baumwollenen Strümpfen in die Kirche; bei einem halben Siedershof besuchten sie dagegen nur Vormittags und zwar in ihrer hellen Scharlachtracht mit silbernen Borten und Schleifen, sowie mit einer großen grünen Kokarde am Hute die Michaelskirche.

Brach endlich 6 bis 8 Tage später der erste Festtag des „Hofes" an, so mußte jeder Hofbursche morgens 8 Uhr im Kuchenhaus, d. h. in einem dazu ausgewählten Gasthofe sich einfinden. Verehrte doch der Rath der Stadt an diesem Tage den Siedersburschen einen gewöhnlich 100 Pfund schweren Kuchen! Die Aeltesten giengen nebst dem Hofmeister in die Mühle zu den Weibern, welche den Kuchen mit Blumen krönten. Der Kuchen selbst wurde sofort ins Kuchenholz eingesetzt und mit vier Schrauben befestigt. So blieb er bis zehn Uhr liegen. Nach dem ersten Laut der Vaterunser-Glocke in der Michaeliskirche zogen dann sämmtliche Haalbursche vom Kuchenhause mit klingendem Spiel in die Dorfmühle, dort den Kuchen in Prozession abzuholen. Die Tracht war genau vorgeschrieben. Das Haupt der

Siederbursche war bedeckt mit einem dreieckigen Filzhut, mit rothen Federn geschmückt; um den Hals war zweimal ein schwarzer Flor gewunden, der dann in einer ungeheuren Schleife, einem großen Haarbeutel gleichend, den Rücken hinunterhieng. Ein scharlachrother Rock mit apfelgrünen Aufschlägen an Kragen und Aermeln, silberbordirt mit silbernen Knöpfen; eine weiße Weste mit doppeltem silbernem Besatz und silbernen Knöpfen, schwarze Hosen mit drei silbernen Knöpfen an jeder Seite; grüne Wickelstrümpfe, mit schwarzen Knieriemen, die mit Goldfränschen und silbernen Schnällchen versehen waren, gebunden; schwarze Lederschuhe; ein Degen mit schwarzem, mit seidenen Fransen besetztem Bandelier; in der rechten Hand eine Citrone, mit Gewürznelken bespickt, an denen die Köpfe versilbert waren und mit denen der Name des Eigenthümers gebildet wurde: in solchem Aufzuge erschien der stattliche Hofbursche.

War der Kuchen in der Mühle in Empfang genommen so wurde derselbe unter Vorantragung einer seidenen Fahne und Voranschreitung von Trommlern und Pfeifern in der Stadt herumgetragen und endlich in der Gerichtsstube des sogenannten neuen Hauses dem versammelten Rathe präsentirt. Dort hatte der Aelteste, d. h. der durch's Loos gewählte Siedersbursche, dem die Ehre des Tages zugefallen war, in einer wohlgesetzten Rede bei dem Rath um den Kuchen anzuhalten. Nachdem ihm dieser vom Haalhauptmann nach einer kurzen Gegenrede geschenkt worden war, wurde hiefür vom Zweitältesten also gedankt: „Dieweilen es dem hochedelgebornen und hochweisen Magistrat hiesiger Stadt gnädigst gefallen hat, dem Siedershof den Siederskuchen nochmals großgünstig zugehen zu lassen, so erfordert

auch unsere Obliegenheit, einem hochedelgebornen und hochweisen Magistrat zum Zeichen unseres dankbaren Gemüths ein Hoch auszubringen. Anbei wir uns Dero schätzbaren hohen Huld und Gewogenheit unterthänigst empfehlen. Auf das venerirende hohe Wohlergehen des hochedelgebornen und hochweisen Magistrats hiesiger Stadt ein dreimaliges Hoch!" Pfeifen und Trommeln fielen ein und aus frohen Kehlen erscholl das „venerirende" Hoch. Nachdem diese Huldigung vorüber war, bewegte sich der Zug in das mit Maien verzierte „Kuchenhaus" zurück, welches entweder ein Privathaus, einem aus der Siederschaft gehörig, dem dieser Vorzug aber erst auf seine Bewerbung hin zuerkannt wurde, oder aber — wie schon bemerkt — ein durch's Loos erkorner Gasthof sein konnte. Dort hatte man so lange zu warten, bis der Zug der „Hofjungfern" (Töchter der Sieder) am Kuchenhaus vorüber war. Diese Jungfrauen trugen eine schwarze, silbergestickte, mit schwarzen Spitzen besetzte Stirnbinde, eine Art Haube; durch diese und das Haar gieng quer aufrecht eine lange silberne Nadel (Zitternadel) mit einem Halbmond, an dem silberne Glöckchen und andere Figuren befestigt waren, die im Winde spielten. Um den Hals schlangen sie ein weißes gesticktes Tuch. Ferner trugen sie einen schwarzen, mit weißen Spitzen besetzten Kittel mit rothem, durch eine silberne Kette und einer Nelke (Siedersnelke) geziertem Vorstecker, einen scharlachrothen Rock, unten mit einem handbreiten Besatz versehen; eine weiße, schmalgefaltete und gestickte Schürze, um die Hüfte ein grünes Band, weiße Strümpfe, Stöcklesschuhe mit silbernen Schnallen und weiße gestickte Handschuhe. Den Schmuck vollendeten allerlei silberne Ohrengehänge. Die Kuchenholer zogen den Jungfern

unter Pfeifen und Trommeln und Fahnenschwenken auf den Unterwöhrt nach. Nun wurde nach der Trommel und einer wenige Töne immer wiederholenden Pfeife getanzt bis zur Thorglocke. Der Tanz — ein Reihentanz — war durchaus ernsthaft und stille; freundlich durften die Tanzenden zur Noth sein, aber sprechen oder gar lachen und jauchzen hätten sie nimmermehr dürfen; es würde ihnen zur Unehre gereicht haben. Jahrhunderte hindurch war dieser Tanz immer derselbe.

Hatte die Thorglocke „dem Tanze ein Ende gemacht", so zogen alle Festtheilnehmer in das Kuchenhaus zurück. Das Bankett (Festessen) begann jetzt. Der Kuchen wurde vertheilt. Jeder Siedersbursche bekam seinen Antheil. Diesen „verehrte" er unter Beachtung der eingeführten Höflichkeitsformeln seiner „Hofjungfer". Bis spät in die Nacht hinein dauerte das Festmahl unter allerlei Lustbarkeit fort.

Noch sei angeführt, daß die Sieder rothe, wollene Hemden zum Andenken daran trugen, daß Gott bei jenem Brande den Salzbrunnen verschont habe.

Des anderen Tages fand dann der sogenannte Brunnenzug statt. Die Kuchenholer hatten in der bereits angegebenen Tracht und mit Ober- und Untergewehr im Kuchenhause zu erscheinen. Nach eingenommener Frühsuppe wurden sie vor demselben in Reih und Glied aufgestellt. Nachdem, Gewehr in Arm, ein Gebet verrichtet war, gieng der Zug zum Marktbrunnen. Eine Salve wurde gegen das Rathhaus gelöst. Hierauf trank man die gewöhnlichen Gesundheiten. Sofort bewegte sich der Zug in die Gelbingergasse. Dort hatten sich bei dem am Gasthof zum Hirsch aufgestellten Brunnen der Stadschultheiß und andere Herren

vom Rath aufgestellt. Abermals Begrüßung mit Salven und Toasten! Auf gleiche Weise zog man an alle Hauptbrunnen der Stadt bis zum Salzbrunnen. Endlich aber gelangte der Zug wieder auf dem Unterwöhrt an, und nun wurde „der Tanz aufs neue begonnen." Keines der anwesenden Frauenzimmer durfte daselbst einem Sieder eine Aufforderung zum Tanze abschlagen. Der Abend versammelte die Gesellschaft wieder beim Bankett im Kuchenhause. — Am dritten Tage der alte Jubel, nur in alltäglicher Kleidung! Sogar der vierte und fünfte Tag konnten die Fortsetzung dieser Festlichkeiten noch sehen!

Alle beim Siedersfeste üblichen Ceremonien waren bis ins Einzelnste und Kleinlichste genau vorgeschrieben. Nichtachtung oder Ueberschreitung dieser Vorschriften wurde mit Strafen von 2 bis 12 Maß Wein belegt. Die junge Siedersmannschaft aber mußte sich vom Pfingstmontag an jeden Sonn- und Feiertag in der vorgeschriebenen Kleidung in der Kirche und nach dem Gottesdienste auf dem Unterwöhrt einfinden. Es wurden auch Spaziergänge in benachbarte Dörfer im Zuge mit Trommeln und Pfeifen veranstaltet. Um die Ehre des Kuchentragens, die nur Sechsen zu Theil werden konnte, wurde gestritten, und durch allerlei Umtriebe suchten die Bursche diese Ehre zu erhaschen. Vermeintliche Eindringlinge wurden in die Brunnen „geschwippt", so daß der Rath mit Verordnungen gegen diese Gewaltthätigkeiten einschreiten mußte. Die Ritter des Festes hatten Kannenträger, eine Art Knappen. Die Kosten des „Hofes" aber fielen „gemeiner Stadt" zur Bestreitung zu. Zur Herstellung der Bankette war ein besonderer Obmann bestellt.

Und warum feierte man diese Siederfeste? Man wollte

offenbar damit den Segen verherrlichen, den die Salzquelle über Hall verbreitete, und der Riesenkuchen sollte den Wohlstand bezeichnen, der von ihr ausgieng. Die mit dem Feste verbundene Waffenübung und der Waffenprunk sind ein Beweis der Wehrhaftigkeit der Sie der zunft und ein Zeichen ihres Entschlusses sowohl, als ihrer Verpflichtung, für Haus und Hof Blut und Leben zu lassen. Und ihre Wehrhaftigkeit haben die Sieder nicht selten bethätigt, indem sie als eine eigene Compagnie namentlich in älteren Zeiten der Stadt manche gute Dienste leisteten. Bei allen öffentlichen Hochzeiten bildeten sie eine Art Ehrenwache. Gewisse Klassen der Stadtbewohner wurden von ihnen zu Grabe getragen. Sie waren für die größte Hitze und Kälte unempfänglich, trugen die schwersten Lasten und schwammen vortrefflich. Obgleich sie nicht in einem besonderen Theile der Stadt beisammen wohnten, so pflanzten sie außer ihrer Tracht und einzelnen ihnen ganz eigenthümlichen Sitten auch eine eigene Sprache durch eine lange Reihe von Geschlechtern fort, die durch Ton und Aussprache von der gewöhnlichen Mundart sehr abstach. — Seitdem der Staat die Saline in Verwaltung hat, sind alle Siederbräuche und Siederfeste zerstoben.

Zweier anderer Bräuche Halls müssen wir kurz noch Erwähnung thun. Der erste ist das Bretzelnfest. Es ist ein Fest für die Schuljugend, die am Maienfest in Prozession zur Kirche zieht, in welcher eine für die Schülerschaft berechnete Predigt gehalten wird. Nach beendigtem Gottesdienste kehren sämmtliche Kinder mit ihren Lehrern in ihre Klassen zurück und erhalten nun in Lauge gesottene Brezzeln. Eine Stiftung zu diesem Behufe bestreitet die Un=

kosten hiefür. Daß sich die Jugend auf dieses Geschenk lange freut, wird nicht bezweifelt werden.

Der andere Brauch betrifft das Backen der Seelenwecken. Am Tage „Aller Seelen" werden diese Brode, die ganz mürbe und mit Milch gebacken sind, in Hall heute noch bei jedem Bäcker gefunden und von Jungen und Alten mit Lust verzehrt. Da diese „Seelenwecken" nur an dem genannten Tage gebacken werden, so gehören sie natürlich zu den Seltenheiten. Wie sich dieselben aber mit „Aller Seelen" zusammenreimen, lassen wir hier ununtersucht. Jedenfalls stammt dieser Brauch aus der vorreformatorischen Zeit.

Jetzt müssen wir aber, fährt dort ein Freund fort, auch des „Haalgeists" gedenken, der manchmal in Hall am Haal spukt. Der würde es uns schwer übelnehmen, wenn wir seiner ganz vergessen würden. Nicht als ob wir seiner ansichtig werden wollten! Im Gegentheil, wir gönnen ihm die süßeste Ruhe. Dieser Geist — die Haller nennen ihn „Hoolgascht" — ist nämlich ein alter Salzsieder, der sich jedesmal drei bis vier Tage vor einer Ueberschwemmung zeigt. In der Hand trägt er eine Laterne. Vom Kocher her schreitet er auf die untere Stadt zu. Dabei schreit er beständig mit lauter Stimme: „raumt aus! raumt aus!" So weit er dann abwärts geht, so weit tritt jedesmal in den nächsten Tagen der Kocherfluß aus. Dieser gespenstische Salzsieder, den man auch im Kocher „patschern" hört, ist schon öfters bis in die Stadt gekommen. Dann räumten die Leute Häuser und Keller aus. Und die kommenden

Tage bestätigten es nur zu bald, daß der Haalgeist genau die Ausdehnung der Ueberschwemmung angezeigt habe. Auch vor einer Feuersbrunst will man ihn schon gesehen und gehört haben. Schon in längstvergangenen Tagen sind die Haller zur Besänftigung und Erlösung dieses „ohngeheirs umb solchen Bronnen viel jahr mit Heiligthumb alleweg nach dem Dienstag vocem jucunditatis (am 5. Sonntag nach Ostern) umb gemelten Salzbronnen gangen."

Der Haalgeist, den man auch wohl „Odbele" nennt, thut Niemanden etwas zu Leide, wenn man ihn ruhig gehen läßt. Ruft man ihn aber aus Fürwitz herbei, so zeigt er sich in erschrecklicher Gestalt, z. B. als schwarzer Pudel, oder als zottiges Kalb mit fenstergroßen, feurigen Augen, daß die Menschen sich entsetzen und krank werden. Ganz schlimm ergeht es demjenigen, der es wagt, ihn zu necken. So wollte ihn einmal ein Nachtwächter, Namens Popi, frech „vexiren"; aber bei der sogenannten Henkersbrücke ergriff ihn der Geist und warf den ausgelassenen Popi in den Kocher, wo er ertrank.

Und wie schauerlich klingt vollends folgendes Mährchen! Während ein Sieder einmal bei Nacht seinen Geschäften nachkam, erschien ihm der Haalgeist und steckte durch eine Spalte in der Wand des Haalhauses, seine gewaltig lange Nase und sagte zum Sieder: „Is des nit a Noose?" Der Sieder, nicht faul, füllte schnell ein Gefäß mit siedendem Wasser, schüttete es dem Geist auf die Nase und sprach: „Is dees nit a Guuß?" Nun aber packte der Odbele den Salzsieder, warf ihn über den Kocher auf den Gänsberg und fragte wiederum: „Is dees nit a Wuuref?" — Das alte Siedhaus oder Halles, wo dieses

geschah, hieß deßhalb bis auf die neuste Zeit das „Geisterhalles? — Gruselig, wenn's wahr wäre!

Unter solchen Umständen ist's am Gerathensten, den Alten seine Wege ziehen zu lassen. Den Hallern aber wollen wir aus vollem Herzen wünschen, daß sie nimmermehr seinen Warnungsruf hören dürfen.

4.

In Hall haben wir uns, seit wir in seinen Mauern verweilten, ganz zurecht gefunden, und wenn wir auch gerne noch länger hier blieben, so müssen wir doch endlich auch in seiner nächsten Umgebung uns umsehen. Und diesmal ist's unsere Absicht, mit den Bewohnern in und um Hall näher bekannt zu werden. Hiezu erbietet sich uns ein feiner Beobachter der Leute des Hallischen Landes, Pfarrer Cleß, der lange Jahre in dieser Gegend lebte. Wir verlassen also unseren vorigen Begleiter einen Augenblick, um seine Liebenswürdigkeit später wieder in Anspruch zu nehmen.

Im Oberamt Hall, sagt der geistliche Herr, fließt der schwäbische und fränkische Volksstamm zusammen. Der schwäbisch-fränkische Doppelstamm scheint sich ziemlich unvermischt erhalten zu haben; wenigstens besteht eine gegenseitige Abneigung und Scheu des hallischen Bewohners einerseits gegen die südwestlich und südlich angrenzenden Altwürttemberger, die wegen ihres trüben Hangs zur Kopfhängerei und ihres Uebergescheidethuns nicht beliebt sind, anderntheils aber gegen die nördlich und nordöstlich anstoßenden Hohenloher, und es ist ganz seltsam, daß man sich gegenseitig nicht recht traut. Gar nicht gern wird es gese-

hen, wenn sich Altwürttemberger im „Hällischen“ ankaufen. Beim Nationalhaller scheint diese Gesinnung auch durch einen gewissen historischen Stolz auf das Ansehen und den Wohlstand seiner ehemals gebietenden Reichsstadt getragen und genährt zu werden. Für den hallischen Landmann aber kettet sich an Hall alles Einladende, Freundliche und Genußreiche, und der Mund wässert ihm schon bei der Nennung des Namens der Stadt. „Was ein rechter Bauer ist, muß jeden Samstag in Hall sein,“ ist eine zu bekannte Redensart und buchstäblich zu nehmen. Freilich ist auch Hall der Mittelpunkt seines Verkehrs, sein fast ausschließlicher Markt, der Absatz- und Stapelort seiner Produkte, wogegen er seine Bedürfnisse an Leder, Salz, Eisen, Kaufmanns- und Conditoreiwaaren (diese an Weihnachten und Ostern in großen Massen) aus Hall bezieht. Beides, den Absatz und den Bezug aus der Stadt, wissen die Haller wohl zu schätzen, daher der Bauersmann von ihnen überaus geehrt und fein gehalten wird. Dieser aber erhält der Stadt seine Vorliebe trotzdem, daß er ihr den Rahm, das Fett, das Beste seines Erwerbs, den Schweiß seines Angesichts geben muß. Es besteht somit ein patriarchalisch-kommerzielles Verhältniß von äußerster Traulichkeit zwischen den Bewohnern der Stadt und des Landes. Und nicht der Bauer allein, auch Frau und Tochter thun sich gern gütlich auf dem freundlichen Boden der Stadt. Da labt man sich herrlich mit etlichen Flaschen nicht zu verachtenden Weins, und Kraut und Fleisch und einige Würste stillen den Hunger zusehends. Ein Ansehnliches an Bier letzt zum Schlusse die durstige Kehle. Und wenn man so gehörig gestärkt ist, dann kann man auch zum schlechtesten Markte ein vergnüg-

tes Gesicht machen. Mit sinkender Sonne, oft auch noch später, kutschiert man gefahrlos nach Hause. Und zudem werden die gehörigen Stationen genau beachtet. In Hall hat also der Landmann des hallischen Gaues allein seine Welt; das übrige Württemberg, und noch weit mehr die sonstige Welt, ist für ihn nicht vorhanden; er glaubt es kaum, daß anderwärts auch noch Schönes, Nützliches, Sehenswerthes zu finden sei! Sollte deßhalb die Unterscheidungsbenennung „Haller" und „Württemberger" nicht gerechtfertigt sein?

Schauen wir uns aber vorerst noch bei den Stadtbewohnern um! Redlich theilen sie mit dem Landvolk jenen historischen Stolz und den Hang zum Wohlleben. Aber immer noch kann es der Städter nicht vergessen, daß vor nicht allzu langer Zeit, so lange das Salzwerk noch Eigenthum der Stadt — oder vielmehr einer Anzahl Familien — war, fremde Händler und hallische Bauern den Honig des Behagens der gelobten Stätte zutrugen. Wenn ehemals eine Familie den Siedenstag hatte, d. h. wenn an sie, nachdem ihr zuvor je nach ihren Rechten ein oder mehrere Tage zur Alleinfabrikation des Salzes angewiesen gewesen waren, die Reihe des Alleinverkaufs kam: welch ein Tag, welch ein Leben! Die Monopolisten (die Alleinverkäufer) und die Händler schwelgten in gebratenen Hühnern, Gänse- und Entenvierteln und sorgten umsichtigst dafür, daß diese schwimmfüßigen Thiere auch das Element fanden, darin sie gehörig schwimmen konnten. Und vollends das Siederfest und das Kuchenholen! Was Wunder, daß diese goldene Zeit in wehmüthig-frohem Andenken steht! Was Wunder, daß die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen

Aegyptens noch in der jetzt lebenden Generation herrscht und wirkt und sich von Mund zu Mund, von Herz zu Herz fortpflanzt! Was Wunder, daß guter Tauber- und Kocher- und Weinsbergerwein neben grandiosen Biermassen die Sorgen für den kommenden Tag, wie billig, ersticken! Und dazu noch der Martinstag! Wußte das alte Hall seine Kinder mit solchem Reiz an sich zu fesseln, wer hätte auch den Zauber lösen und in die Fremde ziehen mögen?

Eine besondere Liebhaberei sind dem Haller Musik und Gesang. Wenn nun auch nicht gesagt werden kann, daß die Stadt die Höhen der Kunst erklommen hätte, so muß man es doch laut aussprechen, daß sie es an dießfallsigen Anstrengungen keineswegs fehlen läßt. Musik- und Singvereine unter verschiedenen Namen und aus zahlreichen Mitgliedern bestehend, Musik- und Singfeste, Aufführung von Concerten und Oratorien erhalten diesen schönen Geist stets rege und tragen in Ausbildung und Veredlung des Geschmacks, wie auch in Läuterung und Verfeinerung der Sitten kostbare Früchte. Außerdem ist der Haller ein stets gut gelauntes, aufgewecktes, frohes, dabei höfliches, gefälliges, dienstfertiges, mehr oder weniger leichtsinniges Wesen mit einem unwiderstehlichen Reiz zum Hohnnecken oder — wie man so sagt — die Leute „blau anlaufen zu lassen". Zur Ausdauer in der Arbeit und zur Ertragung von Widerwärtigkeiten ist er nicht gemacht; die Zähigkeit und Hartschlägigkeit des Altwürttembergers geht ihm völlig ab. Deßhalb nimmt er auch Schweres nicht allzu schwer auf. Daß der Wohlstand, das Vermögen einiger reichen Privaten ausgenommen, nicht sehr groß sein kann, mag sich hieraus von selbst ergeben. Die Meisten begnügen sich mit einem Aus-

kommen, das hinreicht, von einem Tag zum andern anständig zu leben, und das den Druck der Sorgen abwehrt.

Was dagegen den Landbewohner — wir fassen ihn jetzt ins Auge — betrifft, so hat der eigentliche Bauer, im Gegensatz zu dem Halbbauern und Söldner, Mittel genug, eine Lebensweise zu führen, die grell gegen die knappe, kümmerliche und sorgenvolle Existenz so mancher Einwohner Württembergs absticht. Es ist aber dem hallischen Bauern bei seiner bequemen Lebensweise nicht allein um sein Wohlbehagen, sondern insbesondere auch darum zu thun, sich sehen zu lassen. Dazu bietet sich ihm nun, außer dem famosen Samstagswochenmarkt in Hall, das Jahr hindurch reichliche Gelegenheit dar. Zu Weihnachten kommt die „rinderne“ (es wird da ein Rind oder eine gemästete Kuh, Küchenknecht genannt, geschlachtet), nach Lichtmeß aber die „schweinene Metzelsuppe“, wobei das Gesinde bewirthet, Verwandte und auch wohl Nachbarn eingeladen werden. Auf die Fasten backt man Küchlein, auf Ostern weiß Brod und Kuchen. Nach eingeheimster Winterfrucht folgt das „Niederfallen“, wie man die „Sichelhenke“ hier nennt. Da wird ein Feldzug gegen Fleischmassen eröffnet, die den Zuschauer wahrhaft in Erstaunen setzen. Ein Biersee unterschwemmt das Ganze; Branntwein wird nur selten als Oel in seine Fluth gegossen. Nun kommt der Kirchweihsonntag, der in ähnlicher Weise, nur ernster zugebracht wird, weil der darauf folgende Montag männiglich Anlaß gibt, den Becher der Freude bis zur Neige zu leeren. Da wird des Guten die Fülle genossen, ja bis in den lichten Tag hinein dauert die rauschende Lustbarkeit, und wenn dieses auch mehr von der ledigen Jugend

und dem Gesinde gilt, so nehmen doch auch Familienhäupter als Zuschauer und Mitverzehrer den innigsten Antheil an dem großen Vergnügen. Aehnliches bieten die Jahrmärkte in Hall, ganz besonders aber der Jakobimarkt. Dieser ist einer der Lieblingstage des hallischen Landvolks und genießt unwandelbar eines bedeutenden Rufes und eines großartigen Zulaufs von nah und fern. Ist er doch für Hall und seine Umgebung zum Volksfesttage geworden! Alt und Jung freuen sich das ganze Jahr auf diesen Markt, und es wird nicht blos der Ankauf vieler Bedürfnisse auf denselben verschoben, sondern auch eine große Kleiderpracht, besonders vom schönen Geschlechte, zur Schau getragen. Hier prangen die niederen Häubchen mit langen und breiten, über Schultern und Rücken hinabrollenden schwarzseidenen Bändern, die über den Schläfen dicht am Ohr rückwärts gescheitelten, oft von zweideutigen Schmeidigungsmitteln glänzenden Haare, die man noch nicht gar lange in Zöpfe zu flechten begann, während man sie früherhin nach der Männer Weise kurz geschnitten trug und diese Unzier dann mit der Haube bedeckte. Hier kommen in aller Glorie die Spenser mit bauschigen Aermeln, die auf den Schultern, die Arme entlang und an den Handgelenken mit Perlmutterknöpfen besetzt sind, hier die goldenen Kreuze und Halskettchen und Halsbänder, die vielen goldenen und silbernen Ringe mit falschen Steinen zum Vorschein. Hunderte artiger Gesichter und schmucker Gestalten strömen die Gassen auf und ab, zu und von den Tanzplätzen. Aus allen Wein- und Bierhäusern fidelt's und jubelt's und schnarrt's, daß Einem die Ohren sausen, und der eigenthümliche hallische Gesang, den die Neuzeit sehr zum Vortheil geändert, läßt

sich allerwärts laut genug hören. Singt doch der Landmann in dieser Gegend bis zur Leidenschaft gern! Und bey jeglicher frohen Veranlassung muß gesungen werden. Der Bauer ist aber auch stolz auf die Bravour seiner Kehle. In den Kirchen singt man übrigens gut, was theils den Bemühungen der Lehrer und ihrem Einfluß auf die Jugend, theils dem Umstand zuzuschreiben ist, daß der Haller Bauer sein ganzes Wesen mäßigt und ändert, wenn er sich seinen eigenen Herd gegründet hat.

Die Hochzeiten werden ebenfalls auf eigenthümliche Weise gefeiert. Braut- und Bräutigamsführer sind nicht, wie im Altwürttembergischen, ledige Leute, Brüder und Schwestern, Kamerad und Gespielin, sondern die beiderseitigen Eltern, Oheime, Muhmen, Taufpathen, Vormünder, Pfleger u. dgl. Die Hochzeitknechte und Mägde bilden eine eigene Sippschaft, eine Art von Adjutantur des allgemeinen Vergnügens, welchem Beruf sie auch nach besten Kräften nachkommen. Am Tage vor der Hochzeit wird ein prunkvoller und genußreicher Einzug gehalten. Dabei ist das Hausgeräthe des einziehenden Theils immer sehr sinnreich geordnet. Auf einem mit vier schönen, wohlgeschirrten Rossen bespannten Wagen — die bekränzte Brautkuh an einem rothen Bande hintendrein und zuletzt unter Pistolenschüssen das Brautpaar in einiger Entfernung, um rascher fahren zu können — wird jenes Geräthe eingeführt. Am Hochzeitstage selbst wird vor dem Gottesdienste die „Frühsuppe", bestehend aus Nudeln oder Reis mit Rindfleisch und einigem Wein, eingenommen, sodann mit voranschreitendem Musikkorps und unter Pistolenschüssen zur Kirche gegangen, nach Beendigung der Kopulation aber unter nochmaligem Geknall auf den

Tanzboden gezogen. Hier hält der Schulmeister zuerst eine Beglückwünschungsrede. Kaum wird sein „Amen" vernommen, so fällt die Tanzmusik ein, und es müssen nun Braut und Bräutigam, und dann jedes von ihnen mit den Hochzeitsknechten und Mägden der Reihe nach tanzen. Dabei sieht man sehr darauf, daß dieser **Brauttanz** mit Anstand und Gewandtheit und fehlerlos ausgeführt wird; denn Straucheln, Fallen, Verlieren des Huts oder des Straußes gilt für eine böse Vorbedeutung.

Gegen fünf Uhr Abends beginnt das eigentliche Hochzeitsmahl. Reis oder Nudeln, Rindfleisch, dann das saure Voressen, Kraut und Schweinefleisch, dann Schweinebraten und Würste sind die Hauptgerichte. Während des Essens trägt das Hochzeitsgesinde eine mit Kinderkleidern angezogene Puppe unter Gesang und Musikbegleitung herein, und ein Hochzeitsknecht hängt sie tätschelnd und streichelnd unter schallendem Gelächter der Anwesenden, die das hundertmal Gesehene immer wieder belachen, an einem Haken in der Zimmerdecke auf. Nachts gegen 12 Uhr folgt ohne namhafte Abwechslung der Gerichte abermals ein Essen, das bei angesehenen Leuten herkömmlich mit gebackenen Kalbsfüßen schließen muß. Gegen Morgen wird unter Posaunenschall der Kosten des trockenen Tisches angezeigt, was zugleich das — meist nicht sehr beachtete — Zeichen zum Aufbruch und auch die Aufforderung zur Abgabe der Hochzeitsgeschenke sein soll. Die Heimziehenden werden hinausgegeigt und hinausgetrompetet. Diesem ersten Wirthshaushochzeittage folgen gewöhnlich noch drei oder vier andere außer dem Wirthshause, wobei oft in mehreren Ortschaften in den

Häusern der Verwandten unter den Tönen zum Tode ermüdeter Musikanten herumgezogen wird.

Mit mehr Ernst und Würde und ohne Geräusch werden die Taufschmäuse — die „Taufzechen" — begangen. Da sie Ehrensache sind und Gelegenheit zu einer Vereinigung der Verwandten und Freunde geben, auch durch die Pathengeschenke und andere Unterstützungen nicht ohne einige Vergütung der Kosten bleiben, so steht kaum der ärmste Mann davon ab. Sie haben nichts Eigenthümliches, als daß nach der Suppe und dem Rindfleisch auch Schweinefleisch mit Kraut, dann einiges Schweinefleisch in Bratenform und zum Beschluß noch einmal Schweinefleisch — sämmtlich in Portionen, welche man über Abzug des Verzehrten in schon bereit gehaltenen Säckchen mit nach Hause nimmt — gegeben wird. Die Vorliebe des Bauers für Schweinefleisch tritt namentlich bei dieser Gelegenheit recht stark hervor. Im Schweinefleisch vereinigt sich für den hallischen Bauern aller Wohlgeschmack; weit entfernt, daß zwei Zoll hoher Speck ihn abschreckte — er reizt ihn vielmehr noch!

Dieses ist aber am auffallendsten bei den Leichenschmäusen, hier „Leichtränke" oder „Leichzechen" genannt. Das Schweinefleisch spielt dabei eine ausgezeichnete Rolle; denn nicht nur ist die Länge und der Durchmesser des Stücks der Maßstab des Ansehens der Familie, des Vermögens des Gestorbenen, ja seines moralischen Werthes, sondern man bestimmt selbst den Trauergrad nach demselben. „Dich vertrauert man mit einem Stück Flaasch, das über's Teller n'aus hängt", sagt man zu Einem, um damit zu bezeichnen, wie gering die Trauer bei seinem Begräbniß sein werde,

indem man dabei lieber esse und trinke, oder auch umgekehrt, um die Größe der Trauer nach der Größe des Stückes zu bestimmen.

Dieß sind die Feste und Freudentage des hallischen Bauers, und wir werden bekennen müssen, daß ihm derselben gerade nicht wenige blühen.

Von Spielen liebt er das Kartenspiel zur Verkürzung der langen Winterabende; leidenschaftlich aber geht er dem Kegelspiel nach. Nicht leicht gibt es in der Stadt und auf dem Lande ein Wirthshaus, mit dem nicht ein Garten sammt Kegelbahn verbunden wäre. — An Lichtmeß ist große Gesindewanderung. Während nun in früheren Zeiten mancher Knecht bis zum nächsten Orte drei bis vier Tage unterwegs blieb und seinen ganzen Lohn durch die Gurgel jagte, ist's in diesem Stücke ganz anders geworden. Ganze Ortschaften haben sich vereinigt, keinen Dienstboten mehr zu nehmen, der nicht alljährlich etwas erübrigt und es in die Sparkasse legt. Zudem sehen diese Leute den Nutzen dieser Ersparnißbank in der Stadt sehr gut ein. Sind doch in einzelnen Jahren schon bis zu 120,000 fl. vom ganzen Bezirk eingelegt worden!

In allen Verhältnissen weiß der hallische Bauer eine gewisse Artigkeit zu behaupten. Er ist überhaupt manierlich und hat einen gewissen — freilich nur äußerlichen — Schliff. Keine Spur von der plumpen Derbheit des altwürttembergischen Bauers! Dagegen sind die Landleute in dieser Gegend etwas versteckt, verschmitzt. Heimlich Spiel treiben ist ihnen angemessener und lieber, als offenes. Sie sind umgänglich, jovial, gesellig, dienstfertig, dabei etwas geschwätzig und neugierig, wobei sie meist eine Absicht zu er-

reichen hoffen. Sie lieben auch Spektakel und Kuriosa. Obgleich sie gelehrig sind und leicht fassen, so scheuen sie doch die Anstrengung des Lernens und die Eindrücke hafften nur flüchtig. Auch dem Aberglauben sind sie leicht zugänglich und wenn auch die Neuzeit manchen Dunst verscheuchte, so spukt es doch noch in Klingen und Schluchten von unheimlichen, haarsträubenden Erscheinungen, und Schauermährchen werden jederzeit mit sichtlicher Spannung vernommen und durch die langen Winterabende erhalten.

Die Mundart ist judaisirend, fränkisch-rheinländisch mit breitschwäbischer Unterlage. Ersteres ist ihr flüchtiges, letzteres ihr schleppendes Element. In Worten wie „zwaerla" (zweierlei), „Handlua" (Handlohn) tritt beides, in „Flaasch" (Fleisch) blos letzteres auf; in „Housa" (Hosen), „Hoosen" (Hasen), „mer san" (wir sind) — erscheint das rheinländische Juda. „Ou" für „o", leicht ausgehaucht, ist sehr allgemein: „wouhl" (wohl), „sou" (so). „Soch i: na, i moch nit" (sag' ich: nein, ich mag nicht), ist ein beliebter Ausdruck. Im Ganzen ist die Sprache nicht unangenehm und sticht gegen Beutelsbach, Möhringen auf den Fildern, aber auch gegen Ulms „Fluigen auf der Neeß" (Fliegen auf der Nase) vortheilhaft ab. Folgende Strophen aus einem Frühlingslied mögen die hiesige Mundart noch näher darstellen.

Im Maai, im Maai
Do ischs so herrlich schiha,
Blao uffes, vorres griha!
Mer fraawe-n-es
Und laawe-n-es!
Di Bliemlich uff der Haad
Di göwe-n-es vill Fraad!
Im Maai, im Maai
Do gäth-es d'Fraad in's Gaai!

Im Maai, im Maai
Do bleibt mer nitt dahaam!
Do stiana alli Baam
So bliewenig
So gliewenig!
Und wuo norr d'Aage anni säe,
Word's amm so wouhl, word's amm so wäe!
Im Maai, im Maai
Do gäth-es d'Fraad in's Gaai!

Die Tracht der Männer ist sehr unkleidsam. Für die tägliche Arbeit gehen graubaumwollene, im Sommer leinene Wämser und Beinkleider, auf dem Kopfe Lederkappen mit Schilden noch an; zur Kirche aber und zum Staate verhüllen lange, schlotternde Tuchüberröcke, manchmal sehr fein, für den Sommer zu einer Art von Camelotte verarbeitet, und lange Beinkleider von demselben Zeuge die Gestalten. Auf dem Haupte sitzt der Dreimaster mit dem Bug nach vorn, die wolkenbohrende Partie nach hinten gekehrt. Die Kleider sind ungemein schwer und dick; allein aus der Lästigkeit derselben scheinen sich die Leute nichts zu machen; denn ein rechter Bauersmann steht in den Hundstagen mit dem eben beschriebenen Ueberrock, Wams, Ober- und Unterweste, Alles wohl zugeknöpft, zu Gevatter. — Gefälliger ist die weibliche Tracht. Neben den schon erwähnten Bandhauben, welche hübschen Gesichtern recht gut passen, sind kunstreich ausgenähte Krägen oder Chemisetten für die viel Geld ausgegeben wird, Spenser („Mutzen" genannt) von farbigem oder schwarzem Tuch oder Zeug, Röcke von geschlagenem Tuch (mit eingepreßten Farben) oder roth gefärbt, bei den Wohlhabenderen gleichfalls schwarz, und weit ausgeschnittene niedere Schuhe die Hauptkleidungsstücke.

Sehr malerisch nehmen sich aus die nach Art von Schäferhütchen geformten, mit Spitzen und Blumenbouquets, sowie mit langen und breiten weißen seidenen Bändern gezierten weißen Reifhauben, welche die Mädchen bei Taufen und Hochzeiten tragen; tragisch, aber wohlkleidend sind die ganz ähnlich geformten, jedoch schwarzen Hauben, welche zum Abendmahl oder während einer Trauer getragen werden. — Die ledigen Burschen kleiden sich mit kurzen blauen Wämsern und langen Beinkleidern, die an der Seite von der Hüfte bis zum Stiefel mit schwarzen Sammtbändern besetzt sind. Eine schwarze Lederkappe oder — sogar im heißesten Sommer — eine weithin leuchtende grüne Sammtmütze, mit Marder- oder Otterfell besetzt, bedeckt den Kopf.

Daß es sich unter dem hallischen Völkchen gut wohnen läßt, bezeugen alle diejenigen, welche von anderswo zu demselben verpflanzt worden sind; denn sie trennen sich entweder gar nicht mehr, oder nur ungerne von ihm.

5.

Wir besuchen nun die Ruinen der ehemaligen Burg „Limburg". Wir haben diese Ruinen bald erreicht. Sie liegen auf dem nördlich über der Stadt sich erhebenden Berge, an dessen Fuß die Vorstadt „Unterlimburg" sich ausbreitet. Heute noch heißt der ganze Berg „Limberg". Aller Wahrscheinlichkeit nach, sagt unser Führer, wurde die Burg zu Ende des zwölften oder zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts von den Hohenstaufen erbaut, um sie mit einem Vogte über ihre nahegelegenen Güter und Rechte zu besetzen. Und ebenso wahrscheinlich mag es sein, daß nicht lange nach ihrer Erbauung die Burg von den Hohenstaufen einem Edel-

geschlechte übertragen wurde, das sich nun nach derselben nannte. Dies waren die ehemaligen „Schenken von Limpurg", in deren Hause das Reichserbschenkenamt erblich war. Wie sie zu dieser hohen Würde gelangten, möge uns Uhland erzählen in seinem Gedicht:

Der Schenk von Limpurg.

Zu Limpurg auf der Feste, da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen verleidet ihm den Gang.

Er trug ein Wams von Leder und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder, das steht den Jägern gut;
Es hieng ihm an der Seiten ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten und war von hohem Wuchs.

Wohl hat er Knecht' und Mannen und hat ein tüchtig Roß,
Gieng doch zu Fuß von dannen und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite ein Jagdspieß, stark und lang,
An dem er über breite Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen der deutsche Kaiser Haus.
Der zog mit hellen Haufen einsmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hindin so heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen zu einem Mittagschlaf:
Da rauscht' es in den Hägen und vor ihm stund der Graf.

Da hub er an zu schelten: „Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten, zu Hofe kommt er nie.
Man muß im Walde streifen, wenn man ihn fahen will;
Man muß ihn tapfer greifen, sonst hält er nirgend still."

Als nun ohn alle Fährde der Graf sich niederließ,
Und neben in die Erde die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden, ich nehm' ihn mir zur Haft.

Der Spieß ist mir verfangen, deß ich so lang begehrt!
Du sollst dafür empfangen hier dieß mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde viel besser dienen kann."

„„Herr Kaiser, wollt vergeben! Ihr macht das Herz mir schwer;
Laßt mir mein freies Leben und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen, für Eures sag' ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen, bin ich 'mal alt und krank.""

„Mit Dir ist nicht zu streiten, Du bist mir allzu stolz!
Doch führst Du an der Seiten ein Trinkgefäß von Holz:
Nun macht die Jagd mich dürsten, d'rum thu mir das, Gesell,
Und gib mir Eins zu dürsten aus diesem Wasserquell."

Der Graf hat sich erhoben, er schwenkt den Becher klar;
Er füllt ihn an bis oben', hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen den kühlen Trank hinein,
Und zeigt ein solch' Vergnügen, als wär's der beste Wein.

Dann faßt der schlaue Zecher den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher und fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde des deutschen Reiches Schenk!"

Und Reichsschenken blieben die Grafen bis zur Erlöschung des männlichen Stammes. — Und nun noch die Aussicht! Wie reizend sie ist! Man überschaut Hall, Steinbach und Comburg, sowie einen Theil des obern Kocherthals. D'rüben winkt ja Comburg mit seiner pracht-

vollen Kirche und in nicht weiter Ferne lockt ein anderer Ort zum Besuche. Eilen wir diesen beiden zu!

Nicht lange, so nimmt uns Comburg auf. Das ehemalige Ritterstift mit seinen festen Ringmauern, imposanten Thürmen, malerischen Baumgruppen und Alleen und fruchtbaren Berghängen. Es liegt auf einem freien Bergkegel, der sich aus dem Kocherthal erhebt. Gegenwärtig ist Comburg der Sitz des königl. Ehren-Invalidenkorps, das in zwölf Gebäuden angenehm wohnt. Was unsere Blicke, nachdem wir die Stätte betreten haben, am meisten fesselt, das ist die herrliche Stiftskirche, die sich — obwohl im sogenannten Zopfstil erbaut — durch ihre großartigen Verhältnisse und reichen Verzierungen der Säulen auszeichnet. In dem schönen Chor der Kirche ist eine halberhabene Arbeit in Alabaster, die Kreuzesabnahme vorstellend, bemerkenswerth. Nicht minder merkwürdig ist der schöne Hochaltar, einst massiv silbern und mit Gold und Edelsteinen reich geschmückt, in byzantinischer Arbeit. Ein reich vergoldeter Kronleuchter mit zwölf Thürmchen und zwölf Brustbildern hängt über diesem Altare. — An die Kirche stößt der verfallene Kreuzgang mit der Josephskapelle und die an diese angebaute Schneckenkapelle, das vormalige Erbbegräbniß der Schenken zu Limpurg. Ein räthselhaftes steinernes Gebäude, sechseckig, romanischen Stils, ruht auf einer prachtvollen Säule; es diente ehemals zum Archiv und zur Schatzkammer. Es stammt wohl, wie die Begräbnißkapelle und der innere Thorbau, der mit seinem kleinen Thurm ein ganz interessantes Baudenkmal romanischen Stils ist, aus dem zwölften Jahrhundert. — Das Kloster Comburg wurde 1089 eingeweiht. Im Jahr 1802 fiel es Württemberg zu

und gilt jetzt als königliches Schloß, da es vormals Residenz königlicher Prinzen war.

Comburg hat uns das Wichtigste gezeigt. Und nun gehen wir gemächlich dem letzten Ziele unserer diesmaligen Wanderfahrt zu — nach Wilhelmsglück.

Damit wir aber auch etwas von dem nahen Einkorn, einem Berggipfel, der sich 772 Fuß über den Kocher und 1631 par. Fuß über das Meer erhebt, erfahren, so dürfte das Nachfolgende zur Unterhaltung und Verkürzung unseres Weges dienen.

Der Einkorn, der so einladend herüberschaut, ist ein beliebter Wallfahrtsort der Haller und gewährt eine ungemein schöne Fernsicht, die sich über das hallische, limpurgische und hohenlohesche Gebiet, nach Hohenstaufen, Rechberg, Ellwangen und weithin gegen Franken erstreckt. An den Einkorn knüpfen sich zudem verschiedene Sagen, von denen zwei erzählt werden sollen.

Die erste derselben betrifft den Rehberger oder Rechberger. Dieser Bursche ist der „Rübezahl" des hallischen Landes, wenn auch nicht in dem wohlthätigen, hilfreichen Sinne, in welchem sich der Geist des Riesengebirges kund gibt. Rehberger ist der neckische Spuk-, Irr- und Poltergeist, der die Spätlinge, die mit etwas zu voller Ladung heimkehren, der die Händler, welche ein nicht ganz moralisches Profitchen im Gurt oder ein dergleichen Projekt durch die Nacht tragen, der die menschlichen Kater, die „um die Feuerleitern streichen", der die Fuhrleute, welche, um die bei Tag in den Wirthshäusern versäumte Zeit hereinzu-

bringen, nächtlicher Weile ihr armes Gespann bergauf plagen, der die unheimlichen Gestalten, welche ihre „langen Finger" üben wollen, irre führt. Bald leuchtet er als eine Feuersbrunst in einer benachbarten Ortschaft und lacht dann unbändig, wenn die Gefoppten den brennenden Weiler ganz unversehrt und in tiefster Ruhe finden; bald schreit er kläglich um Hilfe und scheint dann sehr befriedigt, wenn die zu Hilfe Eilenden in eine Pfütze plumpen; bald knarrt und ächzt er als überladener Wagen mit Peitschengeknall und Fluchen eine Steige hinauf und ist plötzlich stille, wenn die welche Beistand leisten wollen, ihr eigenes Fuhrwerk in einen Graben absetzen; bald humpelt er als ein müder gebückter Wanderer auf eine Weise, als wünsche er die Gesellschaft des Nachschreitenden, auf einem Fußpfade voraus und ist jählings verschwunden, wenn dieser von einem herabhängenden Baumast einen Schlag vor den Schädel erhält oder seine Beine gen Himmel kehrt; bald tanzt er als ein Licht voraus und erlischt, wenn die Leute nach einigen Stunden genau wieder an dem Orte anlangen, von dem sie ausgegangen sind. Sein Gebiet ist die ganze Gegend, die von Kocher- und Bühlerfluß umschlossen wird; sein eigentlicher Sitz aber ist der Einkorn, der zu dieser vielseitigen Thätigkeit Rehbergers wie gemacht ist. Und weßhalb muß der arme Kerl solchen Spuk treiben? Nun, er soll als General eines Fähnleins Haller dieses, wahrscheinlich im Städtekrieg, entweder zum Feind übergeführt, oder es demselben zur Niedermetzelung in die Hände gespielt haben, dabei aber selbst umgekommen sein. Seitdem sei er verdammt, in dieser Gegend — weil sie seine Heimath oder der Schauplatz seiner Verrätherei war — ruhelos sich und Andern zur Geißel

herumzuspuken. — Wahrscheinlich steht diese Sage in Verbindung mit einer Fehde, welche die Haller um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts mit den Herren von Rechberg führten. Einer der letzteren that einen Ausfall aus dem Schloß Rechberg, machte vierundfünfzig Hallische nieder und nahm achtundsechszig derselben sammt der gewonnenen Beute als Gefangene mit sich nach Göppingen.

Hören wir noch die zweite Sage! Sie handelt vom „Jäger-Knornle" (Konrad). Der war vor noch nicht langer Zeit Forstknecht auf dem Einkorn und verschrieb seine Seele dem „Bösen" dafür, daß er Alles treffe, was ihm vor den Schuß käme. So ward er der Tod alles Wildes, aber auch der Schrecken aller Wilderer. Auf dem Einkorn hielt er zugleich eine Schenke und hatte vielen Zuspruch von den benachbarten Ortschaften und von den angesehensten Einwohnern Halls und Comburgs. Eines Tages gab er nun auch Tanz und Spiel in seinem Hause. Viele vornehme Gäste hatten sich eingefunden. Der Reigen war im vollsten Gang und Zug, und der Einkorn wiederhallte von Geigen und Flöten. Aber plötzlich wurde Knornle mit dem Bemerken hinaus gerufen, unter einer Eiche liege ein prächtiger Edelhirsch dem Verenden nahe. Der Jäger eilte hinaus und mit ihm noch einige Andere vom Handwerk. Am Platze angelangt, fanden sie den Hirsch nicht, wohl aber den Boden und das Gebüsch umher zerstampft und zerwühlt. Nun hieß Knornle seine Begleiter zurückbleiben: er wolle den Hirsch, der sich ins Buschwerk zurückgezogen haben könne, allein suchen. Kaum war aber unser Jäger-Knornle auf der vermeintlichen Stelle angelangt, so hörten die Männer ein Ringen und ein ohrenzerreißendes Hilfegeschrei.

Als sie herzueilten, fanden sie eine große Lache Blut, aber keinen Hirsch und keinen Knornle. Seine Zeit war verstrichen gewesen, und entweder hatte er dieses vergessen gehabt, oder den „Bösen" durch irgend eine List hinauszuziehen und um seine Seele zu betrügen gesucht. Aber der weiß Zeit und Stunde genau, und geht bekanntlich umher wie ein brüllender Löwe, zu suchen, wen er verschlinge. Spiel und Tanz verstummte wie mit Einem Schlage. Der Knornle aber jagt seitdem oft nächtlich durch den Forst und führt die benachbarten Jäger, welche in ihm Wilderer vermuthen, irre. Mit manchen Bauern scheint er sich dagegen sehr gut zu stellen, denn er ladet und richtet ihnen oft ihre Büchsen. Wie er sich mit Rehberger, der ja dasselbe Revier bewohnt, verträgt, kann nicht angegeben werden; es scheint übrigens, daß sie gute Kameradschaft halten, denn alle Geister, die den Menschen irre leiten, sind — verschworen!

Wie kurz uns der Weg geworden ist! Wir überschreiten den sicheren Steg, der über den Kocher führt und in wenigen Minuten stehen wir in — Wilhelmsglück. Nur etliche Häuser sind es, die wir sehen, und doch ist diese Stätte so ungemein interessant. Ist doch hier eines der wichtigsten Salzbergwerke zu sehen. Daß es von seinem hohen Gründer, dem Könige Wilhelm, den Namen trägt, wird uns um so mehr einleuchten, wenn wir hören, daß er die Anordnung traf, hier die Erde mit einem Schachte aufzuschließen. Bevor dieses Unternehmen begonnen wurde, untersuchte man die Tiefe durch ein drei Zoll weites Bohrloch. Bei 363 Fuß Tiefe stieß man auf ein 25 Fuß

mächtiges Steinsalzlager. Dies geschah im August 1822. Im April 1823 folgte — 54 Fuß über dem Wasserspiegel des Kochers — die Abteufung eines Schachts zu 13 und 5 Fuß Weite, der im Juni 1824 glücklich und ohne Wasserzuflüsse bis auf das Steinsalzlager niedergetrieben wurde. An Leitern könnten wir, zwar mit großer Anstrengung, in dasselbe durch diesen Schacht hinuntersteigen. Weit bequemer wäre aber eine Grubenfahrt in dem festen Behälter, der an einem dicken Seil befestigt und gefahrlos hinuntergelassen werden kann. Allein der bequemste Weg, in diese Tiefe zu kommen, ist der Treppenschacht mit seinen 675 Stufen, von denen jede etwa 7 Zoll hoch ist. Im Jahr 1842 wurde seine Erbauung begonnen und 1845 war das seltsame Werk vollendet.

Zu unserer Wanderung in diese unterirdische Welt, die sich uns nunmehr erschließen soll, bedürfen wir aber eines Sachverständigen. Und siehe, das Glück ist uns abermals hold! Ein freundlicher, lieber Mann — es ist der gewandte und kundige Obersteiger — will uns zur Seite bleiben, will uns im ganzen Wunderwerke heimisch machen. Wohlan denn, unternehmen wir die Fahrt mit dem alten Bergmannsruf: „Glück auf!"

Ich fahre zur Seite ein, bemerkt unser zutraulicher Begleiter; eine Art Holzbahn, eine schiefe Ebene, erleichtert den Bergleuten die Einfahrt sehr; da setzen sie sich auf ein breiteres Stück Holz, das mit grober Leinwand umwickelt ist und kommen dann auf dem sonderbaren Schlitten schneller oder langsamer, wie sie es wollen, in der Tiefe an. Beachten wir nun die Gebirgsformationen recht genau. Nach einer Schichte von röthlichem Lehm von 10 Fuß

Tiefe gelangen wir in den Muschelkalk, der eine beträchtliche Strecke, 174 Fuß tief, sich fortzieht; manchmal erscheinen in demselben ganz prächtige Gebilde anderer Art. Dem Muschelkalk folgt 30 Fuß weit der Dolomitmergel, ein graulich-weißer Kalkmergel, hie und da mit Hornstein und Chalcedon, auch mit eingesprengtem Schwefelkies durchzogen. Dem Mergel folgt das Gipsgebilde mit 149 Fuß Tiefe, rauch- oder schwärzlich-grau, in welches da und dort Nieren von Anhydrit, faserigem Gips, Salzthon eingesprengt sind. Diese Gebirgsart bildet das Dachgestein des Steinsalzlagers, in das wir nunmehr bei 363 Fuß Tiefe eintreten und das — wie schon angegeben wurde — durchschnittlich eine Mächtigkeit von 25 Fuß hat. Und jetzt — die letzte Stufe des Schachts ist überschritten — stehen wir in der Rotunde, in welche die Sonne alljährlich am 27. September scheint. Verweilen wir hier einen Augenblick, um einige Betrachtungen anzustellen! Das Soolgestein des Salzlagers ist fester grauer Gips, der bis zu 7 und 8 Fuß Tiefe mit dünnen Kalksteinschichten wechsellagert. Das Dachgestein selbst und der Muschelkalk sind sehr geschlossen und wenig zerklüftet. Das Steinsalz erscheint als stockförmige Einlagerung in den untern Gyps und Anhydrit führenden Schichten des Muschelkalks. Und nun weiter im unterirdischen Zauberbau!

Ein mächtiger Raum ist uns erschlossen. Der ganze Abbau des Steinsalzlagers ist ein gewaltiger Pfeilerbau mit 14 Fuß weiten Oertern auf die ganze Höhe oder Mächtigkeit. Wahrlich, ein überraschender Anblick! Pfeiler reiht sich in nicht gar weiter Entfernung an Pfeiler und Gänge von 5000 Fuß Länge können durchwandert werden! Und immer

wieder erscheinen neue Ansichten. Wie weit wir auch gehen, nie kommen wir an denselben Punkt zurück. Horch — welch ein donnerartiges Getöse! Die arbeitenden Bergleute haben geschossen. Der Schall hallt mehrmals wieder. Da stehen wir ja bei den unermüdlichen Arbeitern, die dem harten Gestein ihren Erwerb abringen. Ein Stück von 300 bis 400 Centnern wurde mit 3 Pfund Pulver losgesprengt. Da liegt es zu unsern Füßen. Nun machen sie sich daran, diesen Salzstein zu zerkleinern. Seit dem Jahr 1854 — belehrt uns der lieber Führer — ist aber neben dem Schießen eine andere Art der Loslösung der Salzmassen in Anwendung: das sogenannte Wasserschlitzen, wodurch zugleich Soole gewonnen wird. Hier zeigt sich uns diese Vorrichtung. Was sonst das Pulver that, wird durch hergeleitetes Wasser ausgeführt. Dieses löst das Salz auf und gräbt sich etwa 3 bis 4 Zoll breite Rinnsale durch die ganze Tiefe. So wird ein Salzpfeiler von 14 Fuß nach allen Ausdehnungen losgelöst, und $^{21}/_{25}$ desselben können herausgenommen werden, während $^{4}/_{25}$ als Pfeiler stehen bleiben. Eine solche weggeschlitzte Masse gibt durchschnittlich 6000 Zentner Salz. Daß durch das Wasserschlitzen die Arbeit sehr erleichtert wird, ergibt sich wohl von selbst. Natürlich müssen diese Kolosse noch zertrümmert werden. Die reinen Salzkrystalle — da haben wir mehrere in schönster Form und ohne irgend welche fremdartige Beimischung — werden am geeigneten Orte — wir werden auch noch dorthin kommen — in ganz feines Kochsalz gemahlen. Diejenigen Massen aber, welche mit fremdartigen Bestandtheilen, jedoch in sehr geringem Maße, nämlich mit 2 Procent Mergel und Thon, vermengt sind, werden auf zweierlei Weise

behandelt. Begeben wir uns nämlich zum senkrechten Schachte, so sehen wir, wie das in Stücke zerschlagene Salz mit zwei Zoll dicken hänfenen Seilen vermittelst einer neu hergestellten Wasserkraft in Tonnen zu Tage gefördert wird. Je in 10 Minuten kommt eine Tonne mit 9 Centnern oben an. Was mit diesen Salzstücken weiter geschieht, werden wir, wenn wir wieder ans Tageslicht gekommen sein werden, genauer besehen. Gegenwärtig werden täglich auf diese Weise etwa 500 Centner in die Höhe geschafft, während die Menge dieses Salzes früher 1500 Centner betrug. Gehen wir aber von dem senkrechten Schachte weiter, um zu erfahren, was sonst noch mit dem Salzfelsen vorgenommen wird! Wir dürfen nur jenen Bergleuten folgen, welche schwerbeladene Karren schieben. Halt! Hier leeren sie die Salzsteine in eine große Vertiefung, in ein Bassin, fast ganz mit Süßwasser angefüllt, 42 Fuß lang, 28 Fuß breit und 18 Fuß tief. In diesem Sinkwerk wird das Salz vom Wasser aufgelöst, daß eine gesättigte Soole entsteht. Diese wird durch ein Saug- und Druckwerk aufwärts befördert und in einer 3 Stunden langen Soolenleitung, die auf 100 Fuß Länge 4 Zoll Gefäll hat, der königlichen Saline Hall zugeführt und dort in großen Reservoirs (Kästen, die 60,000 Kubikfuß Wasser halten) bis zur Versiedung aufbewahrt. In einer Pfanne dieser Saline werden auf einmal 90 bis 100 Centner Salz gesotten. 7 Kubikfuß Soole geben gewöhnlich einen Centner Salz.

Das ganze Steinsalzlager, welches ein regelmäßiges Fallen gegen Nordost von 6 Zoll auf's Lachter (ein Lachter beträgt 7 Fuß) zeigt, theilt sich in den obern Abbau und in den untern Anbau. In jenem bleiben die Pfeiler, die

uns immer wieder zum Staunen bringen, stehen und in diesen werden dann eben so große, also 14 Fuß weite Oerter nachgenommen, so daß dann die stehengebliebenen Pfeiler, deren es mehr als 800 sind, je nach der Mächtigkeit des Salzes 22 bis 30 Fuß hoch sind und einen großartigen Anblick gewähren.

Durch dieses Salzbergwerk ist nun eine solche Masse Steinsalz freigestellt, daß selbst bei noch einmal so starkem Betrieb auf 200 Jahre Salz genug zu Tage gefördert werden könnte. Gegenwärtig arbeiten 67 Mann täglich 8 Stunden und liefern jährlich 200,000 Centner Salz. Seit dem Betrieb des Werks wurden mehr als 12 Millionen Zentner Salz gewonnen.

Und nun noch in die sogenannte Kirche dieses labyrinthartigen Baues! Sie ist ein vormaliges Senkwerk, 210 Fuß lang. 70 Fuß breit und 18 Fuß hoch. Fürwahr, ein herrlicher Raum! Dort steht auch ein Altar. Er ist aus einem einzigen Stücke Steinsalz gehauen. In dieser Kirche wird jedes Jahr am Geburtsfeste des Königs Gottesdienst gehalten. Zu diesem Zwecke wird sie dann mit einer Menge von Lichtern beleuchtet. Daß eine kirchliche Feier in den Tiefen der Erde einen tiefernsten Eindruck machen muß: wer wollte dieses bezweifeln?

Die Wanderung in der Unterwelt ist vollendet. Zum Andenken an dieselbe nehmen wir uns auch einige Salzkrystalle mit. Mögen sie uns stets an den hohen Genuß und an die Großartigkeit dieses Salzwerks erinnern!

Wir stehen am Treppenschacht und das Licht der Sonne bringt endlich zu uns hernieder. Steigen wir den Schacht hinauf, um uns dieses Lichtes wieder ganz zu freuen! Mit

unserem Führer, der uns auch jetzt nicht verläßt, kommen wir bald oben an. Aber wie dieses Steigen ermüdet! Doch die letzte Stufe ist erreicht; der Himmel so lichtblau, und die Erde so schön: wie grüßen sie uns doch so freundlich und mild!

Halten wir einen Augenblick Rast, ehe wir uns noch in einzelnen Gebäuden von Wilhelmsglück umsehen! Drunten in der Tiefe arbeiten mit immer gleichem Muthe die Bergknappen. Nur das Grubenlicht leuchtet ihnen zur Arbeit. Wie mögen sie sich jedesmal wieder ergötzen an dem Lichte der Sonne, wenn die Stunden der Arbeit vorüber sind! Und trotz ihrer herben Mühe sind sie fröhlich und heiter. Gerade die Mühseligkeiten halten das Herz frisch und den Sinn wacker. Ganz gewiß, schaltet unser seitheriger Geleitsmann, der unermüdliche Obersteiger, ein, ganz gewiß hat Novalis Recht, wenn er das Glück des Bergmanns mit feurigen Worten schildert, indem er sagt: „Der Bergmann begnügt sich zu wissen, wo die metallischen Mächte gefunden werden um sie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lauteres Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnsinn, freut er sich mehr über ihre wunderlichen Bildungen und die Seltsamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren alles verheißenden Besitz. Er sucht sie lieber unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten in den Festen der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen und auf der Oberfläche des Bodens durch täuschende und hinterlistige Künste nach ihnen trachten sollte. Er genießt seinen kärglichen Lohn mit inniglichem Danke und steigt jeden Tag mit verjüngten Kräften aus den dunkeln Grüften seines Berufs. Nur er

kennt die Reize des Lichts und der Ruhe, die Wohlthätigkeit der Luft und der freien Aussicht um sich her; nur ihm schmeckt Trank und Speise recht erquicklich und andächtig. Und mit welch' liebevollem und empfänglichem Gemüth tritt er nicht unter seines Gleichen, oder herzt er seine Frau und seine Kinder und ergötzt sich dankbar an der schönen Gabe des traulichen Gesprächs! — Ruhig arbeitet der Bergmann in seinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages. Er gedenkt in seiner Einsamkeit mit inniger Herzlichkeit seiner Genossen und seiner Familie und fühlt immer erneuert die gegenseitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandschaft der Menschen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdliche Geduld und läßt nicht zu, daß sich seine Aufmerksamkeit in unnütze Gedanken zerstreue. Er hat mit einer wunderlichen, harten und unbiegsamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beständige Wachsamkeit zu überwinden ist. Aber in den schauerlichen Tiefen erblüht ihm ein köstliches Gewächs: das wahrhaftige Vertrauen zu seinem himmlischen Vater, dessen Hand und Vorsorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen sichtbar wird. Ja —

Der ist der Herr der Erde, der ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde in ihrem Schooß vergißt,
Der ihrer Felsenglieder geheimen Bau versteht
Und unverdrossen nieder zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet, als wär' sie seine Braut.
Er sieht ihr alle Tage mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß noch Plage; sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten der längstverfloss'nen Zeit —
Ist sie ihm zu berichten mit Freundlichkeit bereit.
Der Vorwelt heil'ge Lüfte umwehn sein Angesicht
Und in die Nacht der Klüfte strahlt ihm ein ew'ges Licht." —

Doch — daß wir uns nicht zu lange über das Glück des Bergmanns unterhalten! Drunten in der Tiefe sahen wir, wie das zertrümmerte Salzgestein ans Tageslicht geschafft wird. Dort steht nun die Salzmühle, getrieben durch Wasserkraft. Und eben diese Kraft holt auch die Salzsteine vom Schacht herbei und bringt sie in die Mühle. Nachdem das Salz durch zwei gezackte Walzen in kleine Stücke zerdrückt ist, kommt es auf die Mahlgänge, um vollends zubereitet zu werden. Endlich wird es in 1 und 2 Centnersäcke oder in 4 und 8 centrige Fässer gefaßt und entweder sogleich an die Faktorien abgegeben, oder in dem Salzmagazine aufbewahrt.

Dies ist der Gang der Salzgewinnung in Wilhelmsglück, schließt unser Führer, dem wir nun für seine Freundlichkeit und Unverdrossenheit danken. Wir segnen ihn für die Freuden, die er uns verschaffte und für so manchen edeln Genuß, den er uns durch seine Begleitung erschloß. Immer werden wir des aufopferungsfähigen Mannes, des gebildeten Bergmanns, des treuherzigen Führers dankbar gedenken.

* *
*

Eindrücke der verschiedensten Art drängen sich durch unsere Seelen. Dort das geschäftige Hall mit seinen allzeit vergnügten Bewohnern, hier die freundliche Kolonie mit ihren unterirdischen Schätzen; dort die ehrwürdigen Bauten, ent-

stammend längst entschwundenen Tagen, hier die jugendlich freundliche Stätte, der Neuzeit kostbares Werk: dies und so manches Andere regt das Gemüth so wundersam auf. Und sollt' uns dies Alles den Aufenthalt in dieser Gegend nicht angenehm gemacht haben? Wir scheiden darum von Hall, der ältesten Salzbereitungsstätte, mit freudigem Herzen und nehmen ein Wort zum Abschiede mit, das uns noch länger beschäftigen soll. Es ist das Wort des Herrn: „Habt allezeit Salz bei euch!“ Möge diese Mahnung uns ebenso unvergeßlich bleiben, als der Einblick in die Schönheiten Halls!

Der Welzheimer Wald.

Diesmal ziehen wir in eine Gegend, welche uns noch ziemlich unbekannt ist. Haben wir auch schon vom Welzheimer Walde gehört, er bilde den Schwarzwald im Kleinen nach, so ist damit noch nicht viel gewonnen. Deßhalb dürft' es nicht allzu verwegen erscheinen, wenn wir zusammen im waldigen Gaue von Welzheim uns umtreiben und dann besonders bei seinen Bewohnern verweilen. „Land und Leute" wollen wir kennen lernen; deßhalb darf uns auch diese Gegend nicht unbekannt bleiben. Auf denn, zur Fahrt in den Welzheimer Wald!

1.

Fragen wir allererst, welches Gelände zum **Welzheimer Walde** zu rechnen sei, so sagt man uns, daß zu ihm die ganze ausgedehnte **Hügel- und Bergmasse** gehöre, welche zwischen Plochingen, Cannstatt, Waiblingen, Winnenden, Backnang und Heilbronn im Westen, und zwischen Weinsberg, Oehringen, Waldenburg, Vellberg, Crailsheim im Norden liegt; also namentlich die Bergreihe zwi-

schen dem unteren Fils- und Remsthale, deren Höhe der Schurwald heißt; ferner der Zug auf der rechten Seite des Remsthals; die Bergreihen um die Murr, die Löwensteiner Berge, die sich von Löwenstein einerseits bis Großbottwar, andererseits bis nach Heilbronn an das rechte Neckarufer erstrecken; sodann die östliche Fortsetzung dieser Berge, die Waldenburger Höhe; endlich die Berge zwischen der Bühler und oberen Jagst und die auf der rechten Seite der Jagst sich hinziehenden Ellwanger Berge. Somit hätten wir ein ziemlich umfangreiches Gebiet vor uns, das auch seiner Gebirgsformation nach zusammen gehört. Wollten wir diese Gruppen sämmtlich unserer jetzigen Betrachtung unterziehen, so würden wir geraume Zeit hiezu bedürfen. Beträgt doch ihr Flächeninhalt mehr als 15 Quadrat-Meilen! Deßhalb sehen wir vom Welzheimer Wald in der angegebenen weitesten Bedeutung ab, und setzen uns einzig zum Ziele, den Welzheimer Wald in seiner engsten Umrahmung zu zeichnen. Und hiezu zählen wir diejenige Landschaft, welche sich im Norden der schwäbischen Alp, da, wo diese eine Reihe isolirter Bergrücken, erhabene Denksäulen einer großartigen Erdkatastrophe und einer nicht minder großen Epoche der Menschengeschichte, vortreten läßt, zwischen dem Remsthal einerseits und zwischen dem Roth- und Kocherthal andererseits als selbstständige Hochfläche erhebt. An diese Landschaft lehnt sich die von der Westgrenze unseres Landes herüberziehende Keuperhügelgruppe an. Ein sehr unvollständiges Liasgebilde, das sich hier der Keuperformation auflagert, gibt ihr den Charakter eines welligen Plateaus. Uebrigens ist dies Hochland von mehreren Längenthälern und von einem grö-

ßeren Querthal, sowie von einer Unzahl kleinerer Thäler so durchschnitten und zerrissen, daß nur eine Reihe schmaler Bergrücken übrig bleibt, welche durch die Gleichheit ihrer Erhebung und den vollkommenen Parallelismus der Erdschichten bezeugen, daß sie in grauen Zeiten ein zusammenhängendes Ganzes gebildet haben müssen.

Wollten wir die Lage des Welzheimer Waldes noch bestimmter angeben, so müßten wir sagen, er falle etwa zwischen den 48° 50′ und 48° 56′ nördl. Breite und zwischen den 27° 15′ und 27° 25′ östl. Länge; er erstreckt sich somit auch ins Oberamt Gaildorf, obgleich der bei weitem größte Theil zum Oberamt Welzheim gehört. Auch der gemeine Sprachgebrauch versteht unter dem Welzheimer Wald nur die Hochfläche und namentlich die Gemeindebezirke Gschwend, Kaisersbach, Welzheim, Pfahlbronn bis Alfdorf. Unter dieser Einschränkung ist gegen Süden der Bergabhang über der rechten Seite des Remsthals, gegen Westen das Wieslauf- und Murrthal und gegen Norden das untere Roththal als natürliche Grenze des Welzheimer Waldes zu betrachten, indeß er in Osten durch den Bach Roth (welcher bei Täferroth in die Lein mündet) vom sogenannten Limpurger Oberland getrennt und durch die hier hereinragende Hochstraße begrenzt wird. Er hat also ungefähr 34000 württembergische Morgen Flächeninhalt.

Von der Hochebene des Waldes und den an seinem nordwestlichen Abhange gelegenen Quellen der Murr gehen aus: die Leinhöhen, ein Höhenzug, der sich zwischen Lein und Kocher östlich bis Abtsgmünd ausdehnt, sowie der Buocher Höhenzug, der sich in entgegen gesetzter Richtung über Buoch und das Hohreusch bei Waiblingen

hinzieht und die rechte Wand des unteren Remsthals bildet.

Außer diesen Hauptpartien muß noch die Ebni, die Eselshalde und die Hochstraße genannt werden. Die Ebni gehört dem Welzheimer Walde an und dehnt sich auf einer waldigen Hügelreihe — etwa anderthalb Stunden nordwestlich von Welzheim — durchschnittlich 1600 par. Fuß über dem Meere aus. Sie wird durch eine Gruppe theils zerstreuter, theils zusammengehäufter Wohnungen gebildet, welche den gemeinschaftlichen Namen „Ebni" führen, obgleich eine große Zahl einzelner Wohnsitze darauf durch Eigennamen ausgezeichnet ist. Das Klima ist hier rauher, als auf dem eigentlichen Walde, der Boden undankbarer, und die Bewohner leben nicht in den günstigsten Verhältnissen. Die Ebni ist anderthalb Stunden lang, eine halbe Stunde breit und fällt nördlich gegen das Murrthal ab. Die Eselshalde ist ein Bergrücken, der sich westlich von Steinenbronn bis auf die Höhe von Breitenfürst heraufzieht. Die Hochstraße endlich reicht von Osten auf die Welzheimer Hochfläche bei Alfdorf herein. Die Orte Enderbach, Adelstetten und Pfersbach liegen auf ihr.

Daß hier isolirte hohe Berge und groteske Felspartien fehlen, daß überhaupt das Imposante anderer Gegenden völlig mangelt, haben wir schon beobachtet. Trotzdem verleihen die zahlreichen Hügelgruppen und Anhöhen, die sich durchschnittlich 1600 par. Fuß über den Meeresspiegel erheben, Mannigfaltigkeit und Abwechslung, und man genießt auf diesem Plateau, das ein überall offen stehendes Ackerfeld ist, den erhebenden Anblick eines freien Horizonts, welcher im Süden von der Alp, von der die Bergreihen vom Rosen=

stein bis Hohenneuffen, ja bis zum Hohenzollern eine immer neue, immer liebe Fernsicht gewähren, abgeschlossen wird. Wenn auch im Allgemeinen ernste Einförmigkeit unserer Landschaft aufgedrückt ist, wie dies die überall verbreitete Feldkultur auf der Hochfläche und die dichten Nadelwälder der Einschnitte und Gehänge gar nicht anders erwarten lassen: so haben doch einzelne Partien des Lein- und Wieslaufthals viel Romantisches, so bieten die fruchtbaren Bergebenen, die herrlichen Thalbuchten, die lieblichen Thäler mit ihren schlängelnden Bächen nicht wenige malerische Stellen und nicht ohne Grund nennt man gemeinhin den Welzheimer Wald den „kleinen" Schwarzwald. Die Nadelholzwälder ringsum, die Unzahl der Bäche und Flüßchen, die vereinzelt stehenden Wohnsitze erinnern gar lebhaft an den tannengekrönten Schwarzwald. Und manchmal noch wird uns die Fahrt in dem Welzheimer Walde Bilder vorführen, mit denen uns schon früher, nur in weit größerem Maßstab, der Schwarzwald erfreute.

Sehen wir nach den geognostischen Verhältnissen dieses Ländertheils, so finden wir dieselben ziemlich einfach. Die höchsten Höhen desselben nimmt das Liasgebilde und zwar in der Art ein, daß der gelbbraune Liassandstein (Buchstein) am allgemeinsten verbreitet der Liaskalk aber nur auf den südlicher gelegenen Partien der Hochfläche aufgeschlossen ist. Dieser Kalk wird, wo er zu haben ist, zum Straßenbau, sowie zum Kalkbrennen verwendet. Der Liassandstein lagert bald unmittelbar auf den violett und gelbichgrau geaderten Thonmergeln des

Keupers, theils auf einem gelbbraunen Sandmergel, der vielleicht die Stelle der untersten Liassandsteinbank vertritt. Er ist für die Bewohner dieser Gegend von großer Wichtigkeit, nicht sowohl weil er brauchbare Mauersteine liefert, sondern hauptsächlich weil er das Material zu dem urbaren Boden gereicht hat, der sich besonders zum Anbau von Kartoffeln, Flachs, Hanf und dergl. eignet, dagegen dem Getreidebau weniger günstig ist, indem derselbe bei verhältnißmäßig reichlicher Aussaat geringe Bestockung und mittelmäßigen Ertrag, obwohl von vorzüglicher Beschaffenheit, gewährt. Nur wo sich Liaskalk mit Sandstein vergesellschaftet, oder wo die unteren kalkigen Mergel desselben auftreten, oder wo das Mergeln der Aecker seit langher betrieben wurde, ist der Boden etwas schwerer und ergiebiger. Sowohl der Liassandstein (Buchstein), als die Mergel und Schiefer geben dem Humus, den sie tragen, die Eigenschaft, die der Landmann mit „leicht, kalt und rauh" bezeichnet.

Die Grundlage des ganzen Welzheimer Waldes bildet jedoch die Keuperformation. Sie beginnt mit einer bittererdehaltigen, ziemlich mächtigen Mergelablagerung, dann folgt der weiße Sandstein (Fegesandstein), woraus überall die Gehänge der Thäler und Einschnitte bestehen. Dieser Sandstein wechselt mit bunten Mergeln, bis er als sogenannter Fliesstein (Fleinsel) auftritt, der durch seine schimmernden Feldspathkörner ein granitartiges Ansehen gewinnt und ein treffliches Pflaster- und Straßenbaumaterial gibt. Im Wieslaufthale bei der Laufenmühle findet sich eine derartige gegen 60 Fuß mächtige Ablagerung. Die theils thonigen, theils sandigen Mergel, welche überall in den Gesenken und Einschnitten der wellen-

förmigen Hochfläche zu Tage stehen, zerfallen leicht an der Luft und werden als Verbesserungsmittel der leichten, sandigen Bodenarten der Umgegend benützt, auch zum Einstreuen in die Düngerstätten häufig und mit sichtbarem Erfolge gebraucht, eine Verwendung, die im Limpurgischen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in der Gegend von Welzheim aber etwas später in Aufnahme gekommnn sein soll. — Als drittes Hauptglied der Keuperformation folgt nun der sogenannte Calamiten-Sandstein, unter Anderem als treffliches Baumaterial zur Herstellung der Kirche in Lorch im Jahr 1839 verarbeitet.

Theilweise zeigt sich die Liasbildung sehr petrefaktenreich, doch steht sie an Reichthum der Arten weit hinter den Liasschiefern von Göppingen, Boll 2c. zurück. Die meisten Versteinerungen finden sich im Gryphitenkalk bei Alfdorf, sodann in Ablagerungen zwischen dem Buchstein und Mergel und zwischen diesem und den Schiefern, so namentlich mehrere Ammonitenarten, Plagiostomen, Steckmuscheln 2c.

Alle Höhen des Welzheimer Waldes sind mit Quellwasser reichlich versehen; Welzheim selbst besitzt, besonders im unteren Theile der Stadt, mehrere laufende und eine hinreichende Zahl Pumpbrunnen. Der Einfluß der Liasformation auf die Zusammensetzung des Quellwassers verräth sich durch den starken Gehalt an schwefelsauren Salzen, namentlich Gips, wodurch die Brunnen der Hochebenen etwas Hartes und zum Trinken minder Angenehmes bekommen, sowie durch den Gehalt an Schwefelwasserstoffgas.

Zu den ersteren gehört das Thierbad, dessen früherer Ruhm noch heut im Volksmunde lebt. Es liegt in dem sanften Thaleinschnitt, den die Lein durchfließt, eine Viertelstunde unterhalb Welzheim. Schon 1487 war es zu einem Gesundbrunnen eingerichtet! Im Anfang des 17. Jahrhunderts genoß es eines besonderen Rufs. Damals befanden sich hier ein Herrenhaus, ein Badhaus, ein Wirthshaus, Alleen und Spaziergänge. Allein dies Alles scheint während des dreißigjährigen Krieges zu Grunde gegangen zu sein, und die in einer Brunnenstube gefaßte Quelle ist heute durch zwei andere dort zusammen fließende Wasser verunreinigt. — Auch im benachbarten Wiesenthale deuten mehrere Quellwasser auf Schwefelgehalt, ohne daß jedoch eine zu Heilzwecken benützt würde. —

Obwohl der Welheimer Wald keinen bedeutenden Fluß aufzuweisen hat, der diesem seine Geburtsstätte wäre, so gehört er dennoch wegen seiner vielen bewaldeten und quellreichen Thaleinschnitten zu den gut bewässerten des Landes. Seine zahlreichen Bäche und Flüßchen sendet er theils in die Rems, theils in den Kocher, theils unmittelbar in den Neckar. Ein bedeutenderes fließendes Gewässer haben wir schon beim Eintritt in diese Gegend überschritten: es ist die Wieslauf. Sie kommt von der Ebni, aus einem rauhen, waldigen Gau, vom sogenannten Sommerwald, weßhalb sie zuerst „Sommerbach" heißt. Das obere Rinnsal dieses Flüßchens, in welchem mehrere Quellen sich vereinigen, wird durch einen etwa 50 Fuß hohen Damm, der im Spätjahr geschlossen wird, in einen „Treibsee" (Floßsee von Ebni) von 42 Morgen Flächengehalt angeschwellt, durch dessen Wasser das Scheiterholz im Frühjahr das Wiesenthal hinab in die

Rems geflößt wird. Somit erhält die Wieslauf als **Wasserstraße** für das **Floßholz** eine höhere Wichtigkeit für den Welzheimer Wald. Sie hat im Ganzen einen südwestlichen Lauf und durchfließt in raschem Falle ein schon von Anfang sich vertiefendes Thal und senkt sich eine halbe Stunde von Welzheim in eine Klinge hinab, welche durch glückliche Mischung des Wilden mit dem Heimlichmilden viel Anziehendes gewinnt. Hier gleitet sie über Floßbahnen und treibt eine Reihe von Mühlen, die aus der dichten, üppigen Baumvegetation eigentlich recht malerisch auftauchen. Neben einer derselben hat ein Waldbach in wildem Sturze mächtige Felsblöcke hinabgeschleudert und eine phantastisch aufgethürmte Trümmerwelt hingeworfen. Dort unten winden sich ihre klaren Wasser im engen Felsbette um herabgestürzte Steinblöcke, dort hüpfen sie über niedliche Cascaden hinab, während am Ufer die schönsten Kinder der süddeutschen Flora, die Eiche, die Buche, die Erle, die Birke, die Zitterpappel, die Esche, die Ulme, die Waldkirsche, der Ahorn und der Maßholder sich freundlich zusammen schaaren, um wetteifernd ihre Schatten zu spenden. Einen ähnlichen Charakter zeigen zwei Seitenthäler und gemahnen den Wanderer an die vielbereisten Thäler des Schwarzwaldes. In diesen glücklichen Regionen findet der von kleinen Wirren und Zwisten des Lebens verfolgte und gedrückte Geschäftsmann den Frieden, die heiß ersehnte Ruhe des Herzens. Hier reichen des Müllers lachende Kinder, die „treuen Töchter der frommen Natur", dem Dürstenden sittsam den Trank der Labung. Am Fuße der alten Burg Waldenstein, der weinumrankten, deren Mauerreste heute bescheidene Häuschen tragen, erweitert sich die enge Thalsohle zum freundlichen Wiesenthal, und der

Bach fließt nunmehr durch grüne Auen zwischen den Wellenlinien der Rebengelände dahin, bis er sich zwischen Haubersbronn und Schondorf mit der Rems vereinigt. Im Mittelalter bildete er die Grenze zwischen den Herzogthümern Franken und Schwaben und hieß bald „Wisilaffa“, bald „Wislauffa“. Nebenbei sei noch bemerkt, daß die Rems die Wetterscheide zwischen der Alp und unserem Walde ausmacht.

Nach der Wieslauf ist die Lein das bedeutendste Gewässer des Welzheimer Waldes. Sie entspringt ganz nah bei den Quellen der Wieslauf, durch einen schmalen Rücken von ihnen geschieden, in dem sogenannten „Ursprung“ nahe bei Kaisersbach, einem der höchsten Punkte des ganzen Waldes, aus Liassandstein. Anfangs durchfurcht sie das Plateau von Welzheim in südlicher, ziemlich gerader, mit der Wieslauf paralleler Richtung; aber bald biegt sie, drei Viertelstunden unterhalb Welzheim, gegen Osten um und fließt nun zwischen dem östlichen Ausläufer des Plateaus und den schmalen Bergrücken, die von Norden nach Süden einfallen, parallel mit der in entgegengesetzter Richtung strömenden Rems, nimmt auf diesem Wege eine Reihe von Bächen, von denen drei den Namen Roth tragen, aus den Längenthälern auf und mündet endlich bei Abtsgmünd auf 1163′ Höhe in den Kocher. Ihr Lauf bei tausend Krümmungen ist meist matt, ja sie stagnirt an vielen Stellen. Da ihre Ufer seicht sind, so überschwemmt sie häufig das ganze Thal. Aber Eins ist es, was die Lein sehr wichtig macht: sie birgt treffliche Edelkrebse, deren Fang an wetteifernde Liebhaber verpachtet ist, die sich diesen Leckerbissen in größtmöglichem Maße zu verschaffen

suchen. Ihre Zuflüsse, die Rothbäche, hegen sogar Forellen. Das Leinthal hat einen überaus kalten Hauch und ist mit Sauergräsern überwachsen.

Während die Wieslauf und die Lein bei ihrem Ursprung einen südlichen Lauf nehmen, fließt die Murr, welche nicht ganz zwei Stunden nordwestlich von den Quellen der beiden genannten Waldflüsse zu Tage tritt, Anfangs nördlich, bald aber in westlicher Richtung dem Neckar zu. Sie gehört übrigens nur in ihrem Quelllauf dem Welzheimer Walde an.

Und wie gestalten sich die Thäler in unserer Landschaft? Sie stimmen, da sie alle der Keuperformation angehören, darin überein, daß sie manchfach verzweigt sind und im Kleinen mehr den Charakter von Rinnen und Schluchten mit mehr oder minder schroffen Gehängen an sich tragen, im Großen aber sanfter abfallende, nicht selten wellig gerundete Wände besitzen. Auf einem solchen Vorsprung liegt z. B. das Kloster Lorch. Jenen engen Schluchten sieht man es noch gar gut an, wie das Bächlein, „das noch, unter Bäumen verborgen, über niedrige Absätze des Gesteins in derselben hinabstürzt, sie einst durchrissen hat. Im Fortgang erweitert sich die Enge, ihre Hänge werden sanfter, sie bekommen einen flachgewölbten Fuß; das Thälchen erhält eine kleine Sohle und das Bächlein fällt stiller über sein weniger steil gewordenes Bette; die Thalwände treten immer weiter auseinander, das Thal vertieft sich mehr, die Absätze bilden sich bestimmter und breiten ihren sanftgewölbten Fuß bis zur schmalen Thalsohle aus; der Bach fließt ruhig in der Mitte des Thals versteckt unter Weiden-

und Erlengebüsch, das seine Ufer schmückt und, indem es den geschlängelten Lauf des Flüßchens bezeichnet, dem stillen Grunde eine Zierde verleiht, auf welcher das Auge mit Wohlgefallen ruht." Da sich die Thäler des Welzheimer Waldes bedeutende Strecken weit hinziehen, ehe sie aus der ausgedehnten Gebirgsmasse heraustreten, da sie oft lange dieselbe Richtung beibehalten, so sind sie in der Tiefe meist vor dem Eindringen der Winde durch die sie umschließenden Höhen geschützt.

Die Hauptthäler unserer Landschaft sind natürlich das Wieslauf- und das Leinthal. Ersteres haben wir bereits kennen gelernt. Letzteres soll das schönste und interessanteste der Thäler dieser Gegend sein.

Die Hochfläche des Welzheimer Waldes wird von keinem Gebirge überragt; sie ist deßhalb einem beständigen Luftzug ausgesetzt, und dieser gibt ihrem Klima das Rauhe, wodurch es sich in hohem Grade dem der Gebirgsgegenden, besonders des Schwarzwaldes, nähert. Besonders ist es der Westnordwestwind, der nicht selten als verheerender Wirbelorkan auftritt. Ein solcher Orkan streckte z. B. am 31. Mai 1837 binnen weniger Minuten 750 Klafter Holz in einem schönen Walde nieder, wodurch die stärksten Bäume geknickt oder gar entwurzelt, schwächeres Gehölz aber völlig zerbrochen wurde. Noch schlimmere Wirkungen äußern aber oft die Ostwinde, welche im Frühjahr und Sommer, bei hoher und niederer Temperatur, die Pflanzenwelt wochenlang so ganz zum Stillstand bringen, daß sich kein Wachsthum erkennen läßt und das Baumlaub ein trauriges, graugrünes Ansehen

bekommt. Wenn auch im Winter nicht selten die Kälte um einige Grade geringer ist, als in den benachbarten Gegenden so ist dagegen auch die Sommerwärme bei schnellen Abwechslungen und vielen Nebeln durchschnittlich um mehrere Grade niedriger. Der Winter beginnt hier in der Regel sehr frühzeitig, oft schon in der zweiten Hälfte des Monats October. Und mit seltenen Ausnahmen bringt der grimmige Gast gute und lang anhaltende Schneebahnen. Dann herrscht ein äußerst reges Leben auf dem Walde, und zahllose Holzschlitten, dies einfachste Fuhrwerk der Welt, glitschen, beladen mit Menschen und Holzscheitern, im Trab und Galopp nach allen Richtungen hin. Der Verkehr nimmt also durch des Wintees Begünstigung einen ungewöhnlichen Aufschwung und nicht im trägen Hinbrüten verlebt der Bewohner des Welzheimer Waldes die kurzen Tage der strengen Jahreszeit. Wie der Winter in frühester Frühe sich einstellt, so räumt er auch sehr spät hier oben das Feld; er behauptet sein Regiment auch dann noch, wenn anderwärts schon längst des Lenzes milde Lüfte fächeln und der süße Frühling seine Zauber ausgebreitet hat. Ja es ziehen sich Frost und Schneegestöber so weit hinaus, daß nur die volle Sonnenhöhe die guten Tage bringt. Was Wunder, wenn das Wort Frühling im Munde des Volkes fast gänzlich verschollen ist! Während z. B. Stuttgart im Jahr 1839 zählte 39 Schneetage, 81 Eistage und 53 Sommertage, so hatte Welzheim im gleichen Jahre 56 Schneetage, 100 Eistage und 28 Sommertage,

Auf die Gesundheit äußert dieses Klima insofern eine günstige Wirkung als die beständige Luftbewegung nicht licht Epidemien von einiger Stärke aufkommen läßt, oder

die schon entwickelten wieder hinwegbläst. Dagegen macht es durch seine äußerst raschen Temperaturwechsel besonders empfänglich für Rheumatismen und Katarrhe. Neuangekommene versöhnen sich mit der Atmosphäre meist nur mittelst eines oft lang andauernden Akklimatisations-Prozesses, der sich bald in der Brust, bald im Unterleibe seine Stätte bereitet und bei älteren Personen sehr hartnäckig ist.

Somit wäre der Welzheimer Wald keine Landschaft darauf wir uns Hütten bauen möchten! Und dennoch nimmt das Auge nah und ferne der Hütten unzählige wahr. Und die Leute, sie wohnen auch hier oben, auf einem minder lieblichen und minder ergiebigen Grunde eben so gerne und eben so zufrieden, als irgendwo Menschen sich freudig und thätig bewegen. Ja, könnten sie tauschen mit freundlicheren Gegenden, sie würden es meist doch vorziehen, auf liebgewordenem, heimathlich-trautem Boden zu bleiben. Die Heimath — und wäre sie noch so unwirthlich — kettet mit magischer Gewalt den fühlenden Menschen an sich. Und scheidet er trotzdem von ihr: ein unvertilgbares Gefühl, ein schwächeres oder ein mächtigeres Sehnen nach ihr, der seligen Heimath, bemächtigt sich immer wieder und wieder des reinen, des dankbaren Herzens. Wohl dem, den kein Sturm, den keine Schuld aus der Heimath vertreibt!

2.

Nachdem wir die Landschaft zu beschauen gesucht haben, so wird es von größtem Werthe sein, auch die Menschen, welche hier ihr Leben verleben näher kennen zu lernen. Darum sei jetzt unser Augenmerk auf die Leute im Welzheimer Walde gerichtet.

Dem äußeren Typus nach stellt sich der männliche Bewohner des Waldes in die Mitte zwischen den Unterländer und den Schwarzwälder und hat wenig Auszeichnendes. Man sieht indessen doch eine Anzahl von Gestalten, die an den Hochwuchs der Weißtannen mahnen. Weit entschiedener tritt der Gebirgscharakter bei der Jugend des weiblichen Geschlechts hervor. Denn bei ihr verbinden sich üppige Formen mit einer im Allgemeinen gedrungenen, untersetzten Gestalt. Jedoch ist eine größere Flüchtigkeit der Jugendreize, als dies anderwärts vorkommt, bemerklich. Sonnververbranntes Angesicht und Magerkeit zeichnen dagegen die Thalbewohner aus. Dabei sind sie aber muskulös und beweglich. Im Ganzen genommen gehören die Leute unseres Gaues dem schwäbischen Volksstamme an, obgleich der fränkische im Norden etwas hereinreicht. Der Menschenschlag ist im Allgemeinen sehr kraftvoll, wie es sich bei der gesunden Lage des größeren Theils dieser Gegend und der verhältnißmäßig naturgemäßen, von Mangel und Ueberfluß meist gleich weit entfernten Lebensweise erwerben läßt.

Die Tracht des Mannes weicht, mit Ausnahme des runden Schlapphuts, den man noch bei bejahrten Männern sieht, nicht von der des Unterländers ab. Der Bauernbursche auf dem Walde stellt in seinen Lederhosen, an die sich die hohen Stiefel fest anschließen, im blauen Wams mit weißen Knöpfen gut geschlossen, mit grüner, pelzverbrämter Sammetkappe und silberbeschlagenem Ulmerkopf in der That etwas vor. Aus der Seitentasche lugt sein Besteck; die Hand trägt ein krummes Rohr. Nicht minder zeichnet sich der Bauer im blauen, rothgefütterten Rocke mit langem Stocke aus. In den Thalorten sieht man Werk-

tags Wams und Beinkleider von Leinen, Sonntags aber einen blauen Rock mit zahlreichen runden, weißen Knöpfen und schwarze, kurze Lederhosen. Manche tragen noch rothe Tuchwesten. Die weibliche Tracht dagegen charakterisirt sich durch ein kurzes Mieder, welches die Wellenlinien der Taille so verhüllt, daß der Leib von Kopf bis zum Rocksaum eine geradlinige Pyramide zu bilden scheint. Zwar hat die gewaltige Mode auch hier ihre Herrschaft schon ziemlich ausgebreitet und dieses Mieder verlängert, und es tritt allmälig in ein harmonisches Verhältniß zur Urform des Körpers; allein es dürfte noch lange andauern, bis diese häßliche Unform vollständig ausgemerzt sein wird. Das bescheidene Bändelhäubchen wird wohl noch eben so lange Stand halten. Und die beiden stattlichen, mit Bändern befiederten Zöpfe, sind sie nicht ein besonderer Schmuck der Jungfrauen? Siehe, wie wallen sie prächtig über den Rücken hinunter! Die Farbe der Kleider ist vorherrschend die düstere des protestantischen Altwürttembergs und sticht ganz eigenthümlich ab gegen das freudige Roth und Blau der katholischen Wallfahrerin des benachbarten Bezirks. Doch hat die Jugend an Schürzen und Tüchern auch helle und bunte Farben.

Der Bewohner des Waldes liebt, in Speise und Trank gut zu leben; er haßt den ängstlichen Sammelgeist. Wein und Bier wird vom männlichen, gut bereiteter Kaffee vom weiblichen Geschlecht in ansehnlicher Menge genossen. Reine Kartoffelesser finden sich auch unter den Aermsten nicht.

Der Gesundheitszustand ist, wenn man die Seltenheit epidemischen Erkrankens ins Auge faßt, weit nicht so günstig, als man erwarten sollte und könnte. Brust- und

Magenkrankheiten bereiten häufig ein langsames Siechthum; die Krätze wuchert nicht selten im Hautschmutz, und der Bandwurm findet seine Nahrung und wohl auch sein Entstehen im häufigen Genusse des Schweinefleisches und der Würste. Es haben die auf der Hochfläche am meisten vorkommenden Krankheitsformen im Durchschnitt einen entzündlichen und rheumatischen Charakter, was besonders in dem wechselvollen Streichen des West-, Nordwest- und Nordostwindes und in den damit verbundenen häufigen, oft überraschenden Temperaturwechsel seinen Grund hat. Unter den chronischen Krankheiten ist die Wassersucht und namentlich die Brustwassersucht wohl diejenige, welche die meisten Opfer fordert; sie verdankt vorzüglich ihre Entstehung vernachläßigten Katarrhen und Brustentzündungen, indem ärztliche Hilfe im Allgemeinen äußerst selten und meist nur dann nachgesucht wird, wenn die höchste Lebensgefahr eingetreten ist. In der Regel wird erst, wenn die Krankheit einen sehr bedenklichen Charakter angenommen hat, ein Recept oder der Arzt selber geholt; vorher übt der Medicaster oder der Quacksalber an dem Kranken seine Kunst aus. Ist dieser aber sehr schlimm daran, so holt man den Pfarrer zum letzten Abendmahl. Und in den Personalien bei den Leichenpredigten darf ja die Beiziehung des Arztes und Pfarrers nicht vergessen werden, um dadurch der ganzen Familie des Entschlafenen zu bezeugen, daß nichts an diesem versäumt worden sei. Dicke, mit Feder gestopfte Betten gelten überhaupt und besonders bei Krankheiten als große Wohlthat. Auch verspricht man sich hier fast bei allen Krankheiten sehr Vieles vom Genusse des Weines. Eben so geht man für

die Kranken gerne weit zu frischen reinen, aber weichen Brunnenquellen.

Eine sehr eingängliche Schilderung unseres Völkleins nach seinen moralischen Eigenschaften und seiner Lebensweise gibt uns ein Geistlicher,*) der es aus eigener Anschauung kennt.

Von der Nordseite die ganze Lein entlang, sagt derselbe, ragt das Limpurgische herein: ein mehr fränkischer als schwäbischer Schlag, lustiger, verschlagener, gefälliger, gewandter von jenseits, offener, derber, verläßiger diesseits. Genußsucht und ein gewisses Mißtrauen gegen „Herren" haben sie gemeinschaftlich. Wohl zu unterscheiden sind überall die eigentlichen Bauern auf ihren Höfen, einzelnen sowohl, als geschlossenen in Dörfern. Sie bilden eine entschiedene Dorfaristokratie. Ihre Söhne, zumal die erstgebornen, sind stolz, und ebenso kommt seltener eine ihrer Töchter zu Fall. Die ansiedelnden Taglöhner und die nachgebornen Kinder sind eine namhafte Angelegenheit des Ortes; die Eltern bringen große Opfer, den Hofnamen zu erhalten, lassen sich zuweilen „Ausgedinge" oder „Leibgedinge" gefallen, welche ihre eigene Selbstständigkeit kosten, wenn der Altvater nicht zuvor in dem Gemeinde- oder Stabsrath seinen Sitz sich errungen hat. Die Hof- und Hausnamen stehen so sehr in Ehren, daß sie den Geschlechtsnamen oft fast ganz verdrängen, indem der neue Besitzer vom Hofe genannt

*) Pfarrer Scholl in Alfdorf. (Siehe die Oberamtsbeschreibung.)

wird. Es ist noch meist eine demokratische Oligarchie (Herrschaft von Wenigen) durchfühlbar: die Hofbauern sind die Tonangeber, die andern ihre Taglöhner. Handwerker und Wirthe flattiren diesen bäurischen Edelleuten, die zuweilen „ganze Wälder verschlucken". Auf seinen Wald hat nämlich der Bauer auf dem Walde den größten Stolz. Jeden Augenblick kann mans hören: „'s reißt da Waald noch net ei!" Dieser Stolz ist aber der Gesittung weniger nachtheilig, als man glaubt; ihm liegt ein entschiedener Wohlstand zu Grund, den wir in den Thalorten und in jenen Waldorten, wo die Zerstückelung der Höfe häufiger ist, nicht finden. — Genußsucht ist allgemein. Wenn der Säugling am Tage oder gleich nach dem Tage der Geburt, selbst im strengsten Winter, vom fernen Filial zur Taufe in die Mutterkirche getragen wird, bleibt er auf der Backmulde am glühend heißen Ofen liegen bis Gevatterleute und Hebammen satt gegessen und getrunken haben. Darf es also wundern, daß schon Kindlein aus dem Kissen (in das der Säugling gebunden wird) verloren giengen? Glücklicherweise wurden sie jedesmal wieder gefunden. Mit der Taufe tritt zwischen dem Taufzeugen und dem Päthchen ein ungemein inniges Verhältniß ein, das nicht inniger gedacht werden könnte und das sich auf das ganze nachfolgende Leben erstreckt. Das Päthchen wird von seinem „Dot" bei jeder Gelegenheit beschenkt; dafür hängt es aber auch mit treuer Zärtlichkeit an ihm, verlangt sogar sterbend nur nach ihm und haucht häufig in seinen Armen seine Seele aus.

Die Todten werden reichlich „beweint"; eine Leiche kann einen Hofbauern bei hundert Gulden kosten, und darum sind auch die Geleite in den großen Pfarreien des Waldes

sehr zahlreich. Gilt doch bei Vielen der Schmaus als die Hauptsache!

Mit großartigem Pompe und besonderer Feierlichkeit werden die Hochzeiten begangen. Sie können mehrere Tage lang zu Zechgelagen Anlaß geben. Allererst muß wenn sich ein Paar will zusammen geben lassen, mit dem Wirthe die Hochzeit verabredet werden, und zwar für die Nächstbetheiligten die erste Zeche, dann für zwei bis drei Hochzeittage mit Tanz und mit Spiel. Auf der Höhe des Welzheimer Waldes ist es nicht eben etwas Uebertriebenes, bei einer „rechten“ Hochzeit ein Dutzend Mastschweine, eltiche Kälber und Rinder als Wurstzulagen, zehn bis zwölf Eimer Wein und für 80 bis 90 fl. „Mütschelen“ aufgehen zu sehen. Was der Bauer von 4 bis 6 Pfund Braten, die ihm nach dem „Voressen“ in saurer Brühe und nach Rindfleisch zum Reis (Suppe) auf's Sauerkraut neben Blut-, Brat- und Leberwürsten gelegt worden, noch übrig hat, nimmt die Bäurin in ihrem besonderen Ridicül — in einer Art Kissenüberzug — mit nach Hause, und auf ihrem Wägelein kann sie's ordentlich zurecht legen, „bis ihr Bauer“, d. h. ihr Mann, die letzte Bouteille Ehrentrunk auf dem Sitz unter Musik und Glückwunsch geleert hat. Dem Feste folgt der Abrechnungstag mit dem Wirthe: wieder ein besonderer Zechtag. Solch' große Hochzeiten kann freilich nur der „Bauer“ halten; aber diese ist die vortrefflichste Zurschaustellung des Vermögens, der Freundschaft (d. h. der Verwandtschaft) und der öffentlichen Geltung. Jeder zehrt dabei auf seine Kosten mit Weib und Kind; auch die Ledigen zechen für sich selbst. Die Hochzeiten selbst werden der „Freundschaft“ im weitesten Sinn und im weitesten

Umkreis entweder — wie im Walde — durch zwei männliche Hochzeitlader, Bräutigam und Ehrengesell, oder — wie im Thale — durch die Braut und eine Brautjungfer angesagt. Jene gehen, den Hut und Rock mit mächtigen Sträußen geziert, und den blanken Säbel in der Hand, von Ort zu Ort, von Haus zu Haus; diese haben ein weißes Sacktuch in der Hand und machen ebenfalls die Runde. In jedem Hause wird der in der ganzen Gegend übliche Einladungsspruch, in welchem insbesondere auf Vergeltung von Glanz und „Ehre" hingedeutet wird, mit mehr oder weniger Schüchternheit vorgetragen. Und dieser Spruch lautet: „Was auser Begehr ist, würdt Euch schau bekannt sei. d'Hauzig ischt nächsta Deistig im Steara — kommat in d'Kirch; im Steara werdet Ihr finda, was Euer Begehr ischt; 's soll Elles reacht werda und mer wöllet d'Ehr au schau wieder wett macha." In jedem Hause wird den freundlichen Ladern der Brodlaib dargeboten, von dem sie eine Schnitte abnehmen. Von den so gesammelten Schnitten wird hernach eine Suppe bereitet, welche die Brautleute mit ihren nächsten Angehörigen verzehren. Im Wirthshause essen diese mit neuen Löffeln, die von da an ihr Eigenthum bleiben.

Braut und Brautjungfern tragen überall hohe, kronenartig gestellte Auffätze (Schappeln) auf den Köpfen, und den Gästen werden Rosmarinsträuche gereicht. Die Brautleute werden von einem zahlreichen, prächtig aufgeputzten Gefolge in die Kirche begleitet. Mädchen von jedem Alter, nach der Größe geordnet, eröffnen den Zug, alle rabenschwarz gekleidet, das Haar straff nach dem Wirbel zu frisirt, auf ihm thurmhohe Blumenbouquets, von denen breite rothe Band-

schleifen über den Nacken herabwallen und sich auf dem dunkeln Grunde recht fröhlich ausnehmen. In der Ehe hat sich, wie auch bei der Jungfrau im Trauerstande, der Zöpfe Zwillingspaar unter das Mieder zurück zu ziehen. — In der Kirche tritt die Braut zuerst zum Altar. Sobald das Paar die Kirchenstühle verläßt, tritt ein Befreundetes genau an die Stelle, welche der Fuß der zum Altare Tretenden bedeckt hat. Beide, die Braut zur Rechten, stellen — um bösen Einflüssen zu begegnen — sich am Altare so eng an einander, daß man zwischen ihnen nicht hindurch sehen kann. Nach der Trauung folgt der Brauttanz; am Abend aber wird der Braut unter Musik der Brautkranz abgenommen. Findet in der Kirche zugleich eine Taufe statt, was man als ein sehr günstiges Omen betrachtet, so ist die Braut unter allen Umständen verpflichtet, dem Säugling ein Geschenk in das Kissen zu legen.

Die Wirthe können schon bei ihrer Niederlassung und Hochzeit ihre ausgebreitete „Freundschaft" bei der Wahl geltend machen; denn alle diese „Freunde", d. h. Verwandte, sind ihre regelmäßigen Kunden mit Taufschmaus, Hochzeit und Leichentrunk, sowie für Einkehr an Sonn-, Feier- und Festtagen. Es entscheidet nicht des Wirthes Gewandtheit oder Gefälligkeit, nicht einmal die mehr oder minder gute Beschaffenheit der Speisen und Getränke. Zu diesen Zechen sind auch die Märkte mit Musikanten, die Nachkirchweih, die Versteigerungen und die größeren Kaufsverträge sehr geeignet. Ja, im Orte der Mutterkirche sind die Sonn- und Feiertage, an denen die Filialisten vor und nach der Kirche einkehren und manchmal sitzen bleiben, förmliche Zechtage. Klagte doch einmal eine Bäurin, sie könne nicht mehr hausen, seit ihr

Mann — auch ein solcher Filialist — alle Sonn- und Feiertage in die Kirche gehe! — Zu Dank für Lob und und Bewunderung seiner „Rechtschaffenheit," daß „er's könne", daß „es der Wald ertrage", läßt der größere Bauer an Nebentischen geringere Gesellschafter trinken; da „bringt's" Einer dem Andern, und dieses Zutrinken ist meist die Ehrentaxation, für die sich der „Rechtschaffene", d. h. der Wohlhabende, viel kosten läßt. Außer den genannten Veranlassungen zum Zechen sind noch der Ostermontag und der Pfingstmontag große Trinktage.

An Vergnügungen fehlt es demnach weder Jungen noch Alten. Kommen ja in den großen Parochien des Waldes jährlich 2 bis 4 Märkte, in 4 bis 6 Wirthshäusern Tanz und Musik, ferner eine Kirchweih und 30 bis 40 Hochzeiten vor! Dazu gesellen sich sogenannte Komödien, Marionetten und Gaukler, die sich nicht selten in Tänze auflösen. Sommers wird an Sonn- und Feiertagen gekegelt, zum Schlusse sogar oft getanzt, Winters wird gekartelt und der Lichtkarz esucht. Selten gehen diese meist über Mitternacht dauernden Belustigungen ohne Prügeleien ab. Im Herbste, am Neujahr, bei Taufen und beim Wandern der Mägde wird das Pulver nicht gespart. An Sonntagabenden lieben es die jungen Leute, auf der Landstraße spazieren zu gehen und zu singen. Wirkliche Volksfeste sind übrigens nicht eingeführt.

Dieser Ausbrüche der roheren Lust und Sinnlichkeit ungeachtet sind die Leute keineswegs sittenlos. Es ist vielmehr ein treuer, folgsamer, fleißiger Menschenschlag hier oben seßhaft, und gutmüthig sind sie, wenn man die Leute nur recht zu behandeln versteht. Der Welzheimer ist fern

von Rachlust und Intriguengeist, gegen Höhere zwar etwas mißtrauisch, aber sobald die eingebildete Scheidewand gehoben, ist er voll des unbedingtesten Vertrauens, aufrichtig und gegen Arme höchst mildthätig. Er ist der Obrigkeit gehorsam, gegen Vorgesetzte ehrerbietig und seine Lehrer in Kirche und Schule ehrt er kindlich.

Der Waldbewohner wandert nicht leicht aus. Seine Wälder und Fluren sind ihm so lieb, als ein alter Freund. Auffallend ist seine große Abneigung gegen Gewerbe mit sitzender Lebensart. Den meisten Handwerkern ist ihr Gewerbe Nebensache; alle widmen sich zugleich dem Landbau. Selbst die Lehrlinge halten nicht die eigentliche Lehrzeit aus; die Gesellen wandern nur selten. Die Leichtigkeit, zu Hause Beschäftigung und Verdienst zu finden, die gewohnte Kameradschaft und eine gewisse Schüchternheit, draußen gefoppt zu werden, mögen die Ursachen dieser Erscheinung sein. Wo es aber gilt, Körperkraft und Muth zu bewähren, da ist der Welzheimer am rechten Platze. Daher ist auch sein Benehmen bei Feuersbrünsten ausgezeichnet. Auf dem Markte des Lebens ist er nichts weniger als dumm. Sein Lieblingshang ist der Handel (das „Spikliren"), welcher ihn oft in einer Stunde plötzlich von Hab und Gut, bis auf die äußersten Lebensbedürfnisse, trennt. Es setzt ja dabei doch jedenfalls einen lustigen Weinkauf ab! Eine der schlimmen Folgen dieses Hanges ist die Beförderung der unheilvollen, beständig lauernden Hofmetzgerei (Güterzerstückelung).

Die Ehen, wenigstens der Höhenbewohner, sind meist geordnet, und wenn der Bube vergohren hat, wird er ein emsiger, aufopfernder Hausmann. Sie lieben ihre Kinder zärtlich, und diesen leuchtet die Bildungsfähigkeit aus den

hellen Augen. Es sind auch allermeist treue Unterthanen welche die Verbesserung ihrer Zustände zu ehren wissen. Nirgends widersetzen sich diese Leute den Schuleinrichtungen, die doch so tief in ihr Leben einschneiden, wenn gleich nicht zu leugnen ist, daß die Gewohnheit des Herkommens noch häufig das größte Hinderniß der Kultur ist, indem die Alten auf dieselbe eben so sehr erpicht sind, wie auf ihre Hofnamen. Sie lieben ihren Nächsten, und der Reiche borgt auch dem Armen. Für ihren Wohlthätigkeitssinn zeugen die öffentlichen Rechnungen und der Umstand, daß alle armen Kinder untergebracht werden können. Selbst der religiöse Barometer ist gestiegen, ohne einen hohen pietistischen oder auch mystischen Grad zu zeigen. Der Aberglaube spukt in vielen Gestalten. Alles, was man nicht erklären kann, ist „gemacht" und „verhext". Ueberhaupt hat man viel mit Hexen zu thun; überall stößt man auf Maßregeln zur Abwendung ihrer feindlichen Gewalt. So werden, um von Vielem nur Eines anzuführen, alljährlich am 1. Mai alle Dungstätten mit zierlich geschmückten Maibäumen besteckt. Die Sache nimmt sich recht idyllisch aus, ist aber nicht der Ausdruck landwirthschaftlicher Pietät, sondern eine Demonstration gegen die das Vieh behexenden Dämonen. Die Kobolde haben übrigens für ihr Publikum nur noch einen halbjährigen Kurs: dies ist das Winterhalbjahr. Ihre Hörsäle sind die Kunkelstuben und die Lichtkerzen. Im Sommer aber, mit seinen kurzen Nächten und langen Feldarbeiten, wo sich Niemand Zeit nimmt, ihnen zu horchen, halten sie ihren Winterschlaf, ähnlich den großen Reptilien des tropischen Amerika's. Ist's aber nur so bei dem Landvolk und bei dem Waldbauern? — Der Grund mancher

Fehler und Hemmnisse der Zivilisation, aber auch der Grund mehrseitigen Wohlstandes liegt in dem Vereinödungssystem; allein diese Zersplitterung hat selbst für dieses Landvolk viel Poetisches, und Manche sind in Wahrheit poetischer und witziger, als es, da es ihnen an freier Mittheilungsgabe fehlt, kund werden kann.

In Bezug auf Sittlichkeit, Religiösität und Sitteneinfalt zeichnen sich die Waldbewohner, die man häufig noch für so roh hält, vortheilhaft vor den übrigen aus, obgleich ihnen eine allzugroße Nachsicht gegen verschiedene Neigungen Schwächen und Gewohnheiten des Sinnenmenschen zum Vorwurf gemacht wird.

Ein besonders freundlicher Zug dieser Leute ist ihre Blumenliebe. Kaum möchte sich ein Haus finden, wo nicht Geranien, Nelken, Meerzwiebeln, Pfefferkraut, ja selbst Kaktusarten gehegt und gepflegt werden.

Heiterkeit, unzerstörbarer Humor ist noch heute das Erbtheil des Waldbewohners. Die männliche Jugend ergießt ihren Frohsinn in einem eigenthümlich jubelnden Sang, der an das Jodeln der Almen erinnert. Durch metallischen Wohlklang zeichnet sich der Gesang der Mädchen aus.

Das liebste G e t r ä n k auf dem Walde ist der Wein, den der rechte Bauer nicht schlecht im Keller hat: Remsthaler oder Weinsberger Thalwein. Der Obstmost wird meist noch aus unreifem Obst und allzuviel Wasser bereitet. Häufig ist auch der Genuß des oft mit nachtheiligen Zuthaten geschärften Branntweins. Vereine gegen denselben gedeihen nicht auf dem Berge; denn gebrannte Wasser geben dem Holzmacher schnelle Wärme im Winter, löschen mit Wasser vermischt den Durst im Sommer, sind wohlfeil und

zähmen den Hunger, schaden auch bei rauher Kost weniger. Auch das Bier ist ziemlich allgemein und gut. Erdbirnen, Roggenbrod, bei Kirchweihen, Speisungen und Trinkgelagen weißes Brod mit Safran vergoldet, sogenanntes „Krapfes", Milch, Butter, Knollen und andere Käse, gewöhnliche Gemüse, worunter Sauerkraut obenan, Schweine-, Rind- und Kalbfleisch, Eier und Mehlspeisen werden genossen. Kaffee darf dem weiblichen Theile nicht fehlen. In der Kochkunst sind übrigens die Leute nicht stark. Den Kranken wird Zuckerbrod zu Wein gekauft. Der Wein ist ihnen nebst Weißbrod nothwendig nach der Aderlässe, die sich fast regelmäßig wiederholt. „Hau mer schau lang nimmä glau", heißt es bei Allen. An Fastnacht, Kirchweih u. s. w. werden Küchlein, Weißbrod und Kuchen mit Obst gebacken. — Auf dem Walde werden die Stuben, in der Regel auch bei geringerer Kälte, tüchtig geheizt, wobei die Leute so leicht als in der Heuernte gekleidet sind. Das Holz ist ja nicht theuer! — So weit unser Berichterstatter!

Von besonderen Sitten und Gebräuchen finde Folgendes hier eine Stelle.

Hie und da kommt noch das Spiel des „Pfingstlümmels" vor. Ein in Tannenreiser und andere Zweige eingehüllter Knabe wird von zwei andern in der Nachbarschaft herumgeführt und zugleich werden Geschenke eingesammelt. Gelehrte Leute sagen, dieser Brauch sei heidnischen Ursprungs.

An den Pfingsttagen gehen die ledigen Bursche überall mit neuen Peitschen aus den Dörfern, um ein länger an-

haltendes, taktmäßiges Knallen zu beginnen. Auch trinken sie am Pfingstmontag „die Schöne“.

Daß am 1. Mai die Bauern auf der Miststätte vor jedem Hause eben so viele Tannenbäume als Pferde und eben so viele Birkenstauden als Stücke Rindvieh im Stalle sind, aufpflanzen, wurde schon oben ebenfalls angeführt.

Das Eierlesen ist allgemein und hat sich da und dort als Jugendfest erhalten. Früher wurde es in einigen Orten sogar zu Pferd vorgenommen.

Am Donnerstag vor dem Christfest wird ferner (z. B. um Lorch) eine junge, schwarze Henne eingeschläfert und auf den Boden gelegt. Junge Leute versammeln sich in einem Kreise um sie und erwarten ihr Erwachen. Verläßt sie, aufgewacht, endlich den Kreis, so wird angenommen, daß diejenigen, zwischen welchen sie weggeht, im Laufe des Jahres heirathen. Verunreinigt sie aber die Stelle, an welcher ein Mädchen sich befindet, so gilt dies als ein schlimmes Vorzeichen für kommende Tage.

Unternimmt eine Wöchnerin den ersten Kirchgang, so wird hinter ihr alsbald die Hausthüre geschlossen und diese darf nicht eher geöffnet werden, als bis die Heimkehrende, die unterwegs ja mit Niemanden reden soll, wieder anpocht. Bis zur Taufe des Säuglings darf auch das Licht bei Nacht nie ausgelöscht werden.

So lange ein Todter im Hause liegt, soll nicht in der Erde gearbeitet, auch nichts unternommen werden, womit kreisförmige Bewegungen (wie beim Spinnen am Rad, beim Fahren) verbunden sind. Der männliche Theil der Leichenbegleitung zieht mit bedeckten Häuptern zur Kirche und nimmt während des Gottesdienstes die Kopfbedeckung nicht ab.

Eine ganz besondere Sitte der „rechtschaffenen" Bauern des Welzheimer Waldes ist endlich das frühzeitige Uebergeben des Hofguts an den Erben. Ich habe dieses schon oben berührt. Es besteht nämlich auf dem Walde die Gewohnheit, die Bauernhöfe, um ihre Zerstückelung zu verhüten, dem Erstgeborenen, Sohn oder Tochter, gegen billigen Anschlag („Kindskauf") und zwar sehr frühzeitig, schon bei des Vaters Lebzeiten, zu überlassen, wobei sich der Vater ein sogenanntes „Ausding" oder „Leibgeding" an Früchten und andern Lebensmitteln, oder auch die Mitbenützung und Mitgenießung einiger Grundstücke vorbehält. Die übrigen Geschwister des Majoratserben müssen von diesem, d. h. durch den genannten Kindskaufsbetrag, entschädigt werden. Daß durch solches Abgeben der Güter manchmal im Verlaufe der Jahre, namentlich wenn die „Alten" noch lange leben, Störungen des Friedens, ja sogar Zwistigkeiten eintreten können, kann kaum geleugnet werden. Im Ganzen genommen trägt aber diese Art der Vererbung nicht unwesentlich zur Wohlhabenheit auf dem Walde bei.

Die **Mundart** unseres Völkleins ist eigentlich nur die breite **schwäbische**, doch sie ist nicht so breit, als auf der Alp. Ein etwas jüdelnd singender Ton gibt der Sprache einen fränkischen Anklang. Das P wird meist wie Pf, das S am Schlusse wie Sch ausgesprochen, letzteres jedoch nicht überall in allen Wörtern, indem sie nicht „Weitmersch", sondern „Weitmers", nicht „Allesch", sondern „Elles" sprechen. Der Bauer glaubt seine Erzählung nicht augenscheinlicher, nicht durchsichtiger machen zu können, als wenn er sie

mit tausend: „Sa e, haun e g'sait" durchspickt. In andern, mehr nördlichen Orten hat die Mundart einen höchst unrhythmischen Tonfall, und wenn die Leute von dorther etwas erzählen, so hört sich's wie nach den Noten einer schlecht gestimmten Geige. Und wollen sie etwas Auffallendes berichten, so fangen sie gerne mit den Worten an: „Au, hairet!"

Die Wohngebäude in den Waldorten sind größtentheils zweistockig, von Holz in Riegeln und mit hohen deutschen Satteldächern gebaut; die nördlichen Giebelseiten sind wegen des Schutzes gegen Wind und Wetter nach außen meist mit Brettern verkleidet. Den untern Stock bewohnt der junge Bauer, den obern der Ausdinger. Die Bedachung, bis vor 20 und 30 Jahren häufig von Stroh oder Schindeln, besteht — mit Ausnahme weniger isolirter Gebäude — aus Ziegelplatten. Sowohl in Dörfern und Weilern, als auch auf den zahlreichen Höfen trifft man oft solid gebaute und wohleingerichtete Wohnhäuser; in der Regel stehen dann die Scheunen abgesondert von diesen. In den Thalorten dagegen ist dieses bei weitem seltener der Fall. Die Bauart gleicht zwar der vorerwähnten; doch werden, obgleich hier gute Bausteine seltener sind als auf dem Walde, neuerdings die unteren Stockwerke aus Steinen aufgeführt. Uebrigens sind die Wohnungen in den Waldorten von besserer Bauart und Einrichtung, als jene in den Thalorten. Und wenn vollends noch andere Häuser im Schweizerstile, wie man sie da und dort einzeln stehen sieht, erbaut werden, so werden dieselben zu besonderer Zierde des Waldes gereichen.

Als eigentliche Grundlage der Wohlhabenheit auf dem Welzheimer Walde ist der ausgedehnte Waldbesitz anzusehen. Bauernhöfe mit 20 bis 100 Morgen Waldungen sind etwas Gewöhnliches; es gibt aber solche, die außer einer großen Morgenzahl Ackerlandes auch 100 bis 300 Morgen Waldungen inne haben. Die herrschende Holzart sowohl in den Privat-, als Staatswaldungen ist das Nadelholz, und zwar mehr die Weißtanne als die Fichte. Jene wächst auf angemessenem Boden und Standortsverhältnissen bis zu einer Höhe von 100 bis 140 Fuß hinan und hat im Allgemeinen eine abgerundete, platte Krone. Auf sie folgt die Fichte und Buche, welche auch in demselben Grade der Vollkommenheit gedeihen und den Hochwuchs mit der Weißtanne theilen. Die Hauptrodungen der Wälder begannen schon in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach einer großen Theurung, zu welcher Zeit die Allmanden und Gemeindewälder vertheilt wurden. Später folgende Geldnöthen führten den Waldbesitzer zu unverhältnißmäßig großen Nutzungen seines Eigenthums, so daß die Wälder nicht allein kleiner, sondern auch holzärmer geworden sind. In bestimmtem Verhältniß zum Nadelholz steht die Heidelbeere, die, in lichten jungen Forsten überall wuchernd und alles andere Gewächs verdrängend, den Waldboden bedeckt. In neuerer Zeit wird wieder mehr auf die Nachzucht des Laubholzes, namentlich der Eiche und Buche, gedrungen, die früher in weit größerer Ausbehnung vorhanden waren. Neue Waldanlagen finden sich besonders auf schlechtem Wiesengrunde nicht selten.

Im Ganzen kann der Zustand der Wälder als befriedigend angenommen werden, obgleich der Borkenkäfer und

noch andere Feinde zu schaden suchen. Die Hauptnutzung der Waldungen besteht in der Gewinnung von Brennholz, Bauholz und Brettern. Der Betrieb von wohl 100 Sägmühlen steht zwar auf einer sehr niedrigen Stufe der Vollkommenheit; die meisten können kaum drei Monate des Jahrs in Bewegung gesetzt werden. Im Winter gefriert das Wasser, im Sommer trocknen die Bäche aus, und wenn einmal starke Regengüsse kommen, so müssen die Wasserwerke gestellt werden. Zudem sind die Sägen sehr unzweckmäßig und holzraubend eingerichtet. Desto geschickter sind die Bewohner in den Spaltarbeiten und unübertrefflich im Setzen des Scheiterholzes. Der Holzhandel, an welchem die Insaßen der Stadt Welzheim und der nächsten Umgebung nicht allein als Producenten, sondern auch als Spediteurs den thätigsten Antheil nehmen, ist in den Händen von etlichen großen und einigen minder bedeutenden Händlern. Durch sie wird ein jährlicher Masseverkehr von ungefähr 10,000 Klaftern Scheiterholz, 15,000 Stücken Bauholz und 5 Millionen Pfählen, außerdem noch von Schnittwaaren aller Art betrieben. Alles geht thalabwärts und findet seinen Hauptabsatz im Remsthal, in Stuttgart, Eßlingen ꝛc. Außer diesem Landwege geht das auf dem Welzheimer Walde produzirte Holz auch auf einer Wasserstraße ab. Das Floßrecht ist Staatsregale; die einzelnen Geschäfte dabei, wie der Transport auf Schlitten und auf der Achse, das Holzaufbeigen am Wasser ꝛc. sind in Partien zu verschiedenen Preisen im Abstreich verpachtet. Das Meiste wird den Winter über auf Schlitten herbeigeführt und in Abtheilungen von einem halben Klafter auf die Riß gebracht, die es an das Ufer der Wieslauf fördert. Es wird im Frühjahr dann in

einem Zuge abgeflößt, welcher durchschnittlich 5000 Klafter enthält und aus den Staatswaldungen kommt. Etwa 1000 bis 1500 Klafter werden von Privaten erkauft und an die Floßstraße abgeliefert. Auch zur Murrflößerei kommen alljährlich mehrere hundert Klafter Scheiterholz. Durch das Stockroden ist den armen Leuten Gelegenheit gegeben, ihr Holzbedürfniß auf wohlfeile Art zu decken, und es ist dadurch der Hang zur Holzentwendung einigermaßen abgeschnitten. Auch an Dürrholz ist bei den allgemein versäumten Durchforstungen ebenfalls kein Mangel.

So bietet der Wald auch hier seinen Bewohnern, ähnlich wie der Schwarzwald, reichliche Beschäftigung nicht nur, sondern auch mehr oder minder Verdienst und Erwerb.

Aber der Wald ist nicht die einzige Nahrungsquelle der Welzheimer. Auch Feldbau wird ziemlich umfangreich betrieben. Das herrschende Feldsystem ist auf dem Walde die sogenannte Egartenwirthschaft oder geregelte Koppelwirthschaft der Gebirge, jedoch mit einigem besonderen Graslande. Interessant genug schließt sich dieses System ziemlich streng an die Gebirgsformation an; denn mit dem Uebergang des Keupers zur Liasformation tritt die Dreifelderwirthschaft auf. Bei der Koppelwirthschaft sind die Ortsmarkungen in vier, auch fünf Fluren eingetheilt. Wenn nicht alle, so werden doch die entfernteren Grundstücke (Wechselfelder) nach vier- oder fünfjährigem fortgesetztem Einbau eine eben so lange Reihe von Jahren „liegen gelassen", d. h. eingedreischt. Der Bau geschieht auf dem Hochbett, da der Boden zur Versumpfung geneigt ist. Außer den gewöhnlichen Düngungsmitteln und dem Mergeln besteht auch noch die Brennung der Felder im

Früh- und Spätjahre mittelst glimmender Kohlenhaufen, und neuerdings wird die Anwendung des Komposts immer allgemeiner. Der Pflug ist der gewöhnliche und wird fast durchaus von Ochsen oder Kühen gezogen. Unter den Felderzeugnissen hat nach Güte und Menge bei weitem die erste Stelle der Flachs. Mit diesem Gewächse werden in den Schultheißereien Welzheim, Kaisersbach, Pfahlbronn und Alfdorf etwa 2000 Morgen Feldes angepflanzt und auf diesen jährlich eine Summe von 320,000 Pfunden erzeugt, sofern auf den Morgen ein Durchschnittsertrag von 160 Pfund angenommen wird. Der Welzheimer Flachs ist im ganzen Lande bekannt und gesucht und nimmt unter den vaterländischen Erzeugnissen eine der ersten Stellen ein. An Feinheit dürfte er wohl den besseren Sorten des Auslandes nachstehen, aber an Zähigkeit der Faser, also an Dauerhaftigkeit wird er kaum von ihnen übertroffen werden. Ein Pfund gibt bis zu 30 Schnellern. Man kultivirt beinah ausschließlich den Frühlein, welcher drei bis vier Wochen vor der Sommerreife ausgerauft und dann gewöhnlich der Thauröste unterworfen wird. Uebrigens gewinnt auch die Wasserröste immer mehr Boden. Mitte oder Ende Augusts wird der Flachs gerupft, dann folgt das Brechen und Hecheln fast durchgängig bei Nacht so schnell, daß die in der Regel große Ernte für den nächsten Oktobermarkt in Welzheim vollständig zubereitet ist. Regelmäßig werden da (im Oktober und Dezember) 50,000 Pfund verkauft. Auch Alfdorf, Rudersberg und Lorch haben solche bedeutende Flachsmärkte. In der Appretur des Rohflachses, besonders im Reinhecheln, haben die Frauen und Töchter Welzheims längst die Meisterschaft errungen; der größte Theil wird von ihnen rein-

gehechelt verkauft, die weitere Verarbeitung überlassen sie ärmeren Gemeinden und bestreiten die häuslichen Bedürfnisse mit dem gewonnenen Werg und Hanf. Der Same wird theils selbst erzeugt, theils vom Rheine gekauft, theils auch — besonders in neuerer Zeit — von Riga bezogen.

Bedeutend durch Güte und Menge des Produkts ist ferner der Anbau des Habers, von dem eine ansehnliche Quantität zur Ausfuhr kommt. Vorzüglich an Qualität ist der Rienharzer Haber, welcher sich durch sein Gewicht auszeichnet. Auch von der Kartoffel, die im Welzheimer Thonsandboden vortrefflich gedeiht, werden große Quantitäten ins Remsthal verschlossen; der größte Theil desselben wird übrigens dem Vieh verfüttert. Die Halmfrüchte werden, im Ganzen genommen, nicht in solcher Menge erzeugt, daß sie das Bedürfniß befriedigten, obgleich insbesondere der Roggen ein ausgezeichnet gutes Fortkommen hat; er erreichte schon eine durchschnittliche Höhe von 6 bis 7 Fuß. — Der im Wiesenthal erzeugte Wein wird fast durchaus auf dem Walde verschlossen, wo er, altdeutscher Sitte gemäß, in großen Zügen getrunken wird. — Ein erfreuliches Zeichen ist in neueren Zeiten das Emporkommen der Obstzucht; in Welzheim selbst erstunden viele Baumschulen, welche durch den Eifer und das Beispiel der Ortsbehörden hervorgerufen wurden.

Eine wichtige Nahrungsquelle ist endlich auch die Viehzucht. Die vorherrschende Rasse ist die Limpurgische. Auch der leinthaler Viehschlag, mit röthlich gelber und falber Farbe, ist sehr verbreitet. Beide zeichnen sich aus durch mittlere Größe, gedrängten Bau, volle, runde

breite Formen, einen schön gebildeten Kopf mit gutgestelltem Gehörn, schöne Klauen und feine Haut.

Somit bietet der Welzheimer Wald seinen Bewohnern einen sehr umfänglichen Geschäftskreis, und wenn sie sich auch gerade nicht übermäßig anstrengen mögen, so haben sie doch jahraus, jahrein keine müßige Stunde. Und das ist den Leuten recht lieb; ohne Geschäft, ohne Arbeit können und wollen sie nicht ihre Tage verleben.

3.

Ehe wir uns vom Welzheimer Walde und seinen Bewohnern verabschieden, sehen wir uns noch in einem seiner wichtigsten Wohnorte um.

Den Wald verlassend, besuchen wir nämlich das freundliche Pfarrdorf Lorch. Dir Leute der Gegend nennen es „Lorrach", während es in früheren Tagen „Laurich" benamset wurde. In der Tiefe des Remsthals, das hier kaum eine Viertelstunde breit ist, liegt Lorch auf beiden Ufern der Rems in zwei ungleiche Theile durch diese getheilt, nördlich und südlich sich etwas an die Höhen anlehend. Berge mit Nadelholz bewachsen umschließen es; nur gegen Westen und Osten ist es etwas frei. Die reinlichen und gepflästerten Straßen und die meist gut gebauten Häuser machen einen günstigen Eindruck auf den Wanderer. Wir begeben uns aber in das eine Viertelstunde nordöstlich vom Dorf entfernte Kloster, das auf einem westwärts sich neigenden Bergvorsprung — Marien- oder Liebfrauenberg genannt — liegt.

Auch hier trieben die Römer ihr Wesen, denn der römische Name Laureacum, wie Lorch in grauen Tagen hieß, bezeichnet eine der römischen Grenzburgen, die den

Grenzwall deckten. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts war Lorch im Besitze der Hohenstaufen; denn 1060 fieng Hildegard, die Wittwe Heinrichs von Hohenstaufen, an, im Dorfe eine Kirche und ein Stifthaus zu bauen. Herzog Friedrich von Schwaben, als er 1102 die Burg Lorch auf dem Liebfrauenberg in ein Benediktiner Mannskloster verwandelte, vereinigte diese Stiftung mit der seinigen, an der auch seine Gemahlin Agnes und seine Söhne Friedrich und Konrad Theil nahmen. 1108 wurde das neue Kloster mit Mönchen aus Hirschau besetzt. Die nachfolgenden Hohenstaufen hoben und begünstigten das Kloster auf jede Weise. Bis zum Jahr 1250 blieb auch die Schirmvogtei unter den Staufen; in diesem Jahre finden wir sie auf die Grafen von Württemberg übergegangen, und nach dem Erlöschen des Kaisergeschlechts wählte das Kloster jederzeit seine Schirmherren aus dem Hause Württemberg. Aber nicht blos von seinen Stiftern, sondern auch von verschiedenen anderen frommen Herzen wurde dieses Kloster im Laufe der Zeiten gar reichlich bedacht. So kam es, daß es bald umfänglich begütert ward. Allein die frommen Brüder, die sich hier heimisch machten und besonders für die Seelen der hohen Stifter fleißig beten und sich nicht mit Nahrungssorgen zerstreuen sollten, scheinen allzu wenig Werth auf zeitliche Güter gelegt zu haben. Theilweise schlechte Verwaltung der Besitzungen, theilweise allzu luxuriöses Leben der Gottgeweihten führte allerlei Mißverhältnisse nicht blos einmal herbei. Die Betbrüder müssen es auch verstanden haben, auf gut waidmännisch zu zechen und ihre Gäste auf's trefflichste zu bewirthen. Gab doch Graf Eberhard der Aeltere im Jahr 1486 dem Abte zu Lorch den Befehl, keinen Gast, außer

den jüngeren Grafen Eberhard, und auch diesen nur ein- bis zweimal jährlich einzulassen! — Im Jahr 1475 wurde eine Ausgrabung der Gebeine der Stifter vorgenommen, und man fand — wie ein Mönch erzählt — „in denen Gräbern vor der Sacristei Hauptscheden, an welchen noch hübsch gelb Haar ist gewesen, und auch kleine Spörlein; und auch ander Ding, das man vor Alter nicht hat können erkennen, was es sei." — Am Ende des 15. Jahrhunderts verlor das Kloster durch eine Feuersbrunst alle seine Urkunden. Kaiser Maximilian bestätigte ihm 1500, alle seine Besitzungen, zu denen nicht blos ein bedeutender Theil des jetzigen Bezirks Welzheim und nicht unbeträchtliche Theile der Oberämter Schorndorf und Gmünd, sondern auch entferntere Güter gehörten. Im großen Bauernkrieg hatte es viel zu ertragen, denn es lag fast im Brennpunkt des Aufruhrs. Am 29. April 1525 zogen die Bauern vor das Kloster und beraubten und verbrannten es. Reliquien und Kleinodien, Bibliothek und Urkunden: Alles wurde zerstört; der Abt wurde erschlagen, die Mönche verjagt. Nur einer der Thürme widerstand der blinden Wuth des ungeschlachten Haufens. Die endliche Widerherstellung des Asyls gelang trotz aller obrigkeitlicher Erlasse und Mahnungen erst 1547. Unter Herzog Christoph wurde es reformirt und 1563 der erste evangelische Abt eingesetzt. Wenn auch während des dreißigjährigen Kriegs diese fromme Stätte von den Katholiken zweimal besetzt wurde, so huldigte sie doch nach geschlossenem Frieden (11. Dezember 1648) dem Herzog Eberhard III. Damals legten besonders die Frauen Lorchs ihren gewaltigen Eifer für die Reformation mit nachdrücklicher Entschlossenheit an den Tag. — Auch der spanische Erb-

folgekrieg berührte die Gegend von Lorch — Die Klosterkirche, seit 1650 nur für außerordentliche Fälle benützt, imponirt schon durch ihr Aeußeres. Sie ist dreischiffig, in der Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, in allen ihren Verhältnissen regelmäßig und hat gothische Fensterstellen aus zwei verschiedenen Perioden, kleine rundbogige am Hauptschiff, Spitzbogenfenster aber an der Südseite und im Chore. Betreten wir ihr Inneres! Ein ahnungsvolles Grauen übermannt uns bei dem Gedanken, daß wir hier über den Gräbern der Hohenstaufen wandeln. Die Steine, die den Fußboden der Kirche bilden, sind beinahe ohne Ausnahme Denkmäler jener fürstlichen Familie, sowie vielfach merkwürdige geschichtltche Erinnerungen der Vorzeit. „Barbarossa's glanzummwehte Thaten steigen in erneuter Frische mit belebten Farben auf; Konradins bejammernswerthes Ende schwebt an der Seele vorüber; Irenens heiße Klagen um den gemordeten Gatten ergreifen mächtig das Innere; alle die riesenartigen Scenen der Ritterzeit tauchen in helldunklem Nebel vor unsern Augen auf und nieder." Vor allem fesseln aber die acht Pfeiler des Langhauses mit ihren auf nassen Wurf gemalten Bilder den Blick. Das Bild am ersten Pfeiler, rechts beim Eingang, stellt Friedrich I., Herzog von Schwaben, und seine Gemahlin Agnes, die Stifter der Kirche, dar; dann folgen Friedrich der Einäugige, ihr Sohn; Barbarossa; Heinrich VI., dessen Sohn; Friedrich II.; Konrad IV., dessen Sohn, dann dessen Sohn Konradin, dann K. Philipp und seine Gemahlin Irene: Alle aus dem gorreichen Hause der Hohenstaufen. Konradins Bild zeigt den zarten Prinzen, das Haupt auf den Block niedergestreckt und hinter ihm den Pabst auf dem Throne. Das Kolorit

aller dieser Bilder ist etwas matt, manche Theile sind sogar undeutlich, dennoch gewähren sie dem Freunde des Alterthums hohen Genuß; es sind majestätische Gestalten, ihre Züge sind edel und schön. Wahrscheinlich fällt die Zeit ihres Entstehens mit der jenes Grabmals in der Mitte der Kirche zusammen. Dieses imposante Denkmal, welches einen Altar dar stellt, ist 11' lang, 6' breit und 6' hoch. Sein Deckel besteht aus einem sehr feinen und fein erhaben gearbeiteten Werkstein, das Wappen der Hohenstaufen, wie sie solches auch als Kaiser beibehielten, darstellend: ein prächtiger Aar schwingt seine Flügel über einen Wappenhelm, worunter auf einem Schilde die drei Löwen. An den vier Seiten des Deckels sind in Mönchsschrift die Worte eingegraben:

Anno Domini 1102 ward dieß Kloster gestift.
Hie lit begraben
Herzog Friedrich von Schwaben.
Er und sin Kind
Diß Closters stifter sint.
Sin nachkömmling ligent och hi
By Gott in allen gnädig sy.
Gemacht in 1475.

Unter diesem Sarkophage ruhen der Stifter der Kirche und seine Gemahlin Agnes, seine Brüder Ludwig und Walther, Juditha, die Gemahlin Friedrichs, des Einäugigen und ihr Bruder Konrad, Herzog von Bayern. Von den übrigen 16 Gliedern der Hohenstaufischen Familie, die theils im Chor, zur Rechten, zur Linken und in der Mitte, theils vor den Stufen des Chors begraben sind, nenn' ich nur noch die unglückliche Kaiserin Irene und Konrad III. mit

seiner Gemahlin Gertrud. Und jetzt noch an heiliger Stätte einige Strophen von dem Hohenstaufensänger A. Knapp!

— — — Wie todesstill, wie hehr!
In diesen Mauern, die so moosig stehen,
Haucht doch der ew'gen Jugend Wiederkehr
Und ein geheimes Auferstehungswehen! —
Die Bilder auf den Pfeilern — alle schau'n
Andächtig auf, — denn auch die Fürsten liegen
Im Grab nur friedlich, wenn zu Himmelsau'n
Ein Gnadenspruch läßt ihre Geister fliegen.

Inmitten steht der alte Sarkophag,
Er muß des Stifters Sterbgebein umschließen.
Ein Adler drüber schwebend, ach er mag
Nicht mehr empor in Sonnenlüfte schießen.
Drei Löwen drunter, scharf zum Lauf gestreckt,
Wie löwenartig sonst gerannt die Staufen.
Doch, wenn ihr nicht die Staufen auferweckt,
So werden auch die Löwen nimmer laufen!

— — — — —

Und hier schlief einst Irene! — Ja hier ist
Das Grabkapellchen über ihr gewesen,
Wo sie mit ihrem Heiland Jesus Christ
Vom letzten Elend ewiglich genesen.
Vor Jahren brach das Tempelchen man ab
Und alles Sternlicht nach sechshundert Jahren
Und aller Nachtthau fiel auf's off'ne Grab,
Sie fürstlicher, denn Menschen, zu bewahren.

Byzanzens Herrlichkeit und Kaiserthron,
Siciliens Pracht und alle Jugendschöne,
Sie sind im Zeitensturm dahingefloh'n,
Verklungen alle Lust- und Schmeicheltöne.

Nichts ist mehr von der hohen Königin,
Nichts mehr zurück, was Erdenaugen lieben;
Zum Tode sank die schöne Fürstin hin,
Die Christin nur und Christus ist geblieben!

Zum Tode sank dahin der Hohenstaufen Pracht und Majestät! Kein Schimmer mehr ist unserer Zeit geblieben! — Mit diesem demüthigenden Gedanken verlassen wir das hohenstaufische Erbbegräbniß. Die Schauer einer großen aber unglücksvollen Vergangenheit haben uns tief ergriffen. Darum hinaus in die schöne Gegenwart! Hinaus in den schön angelegten Klostergarten! Dort möge uns wieder erheben und stärken die liebliche Aussicht, die das hier noch eingeengte Remsthal mit seinem vielfach sich schlängelnden Flusse, den zerstreuten Höfen und den hohen Waldungen in geraumer Strecke gewährt. Drüben aber steigt der Rechberg, der hier an Höhe und Würde gewinnt, majestätisch in die Lüfte empor. Ehe wir diese Räume verlassen, betrachten wir noch den alten runden, südwestlich liegenden Thurm mit der breiten Wendeltreppe, an dessen Mauern die Wuth der frevelnden Horden des Bauernkriegs sich brach. Außen aber, am Thor, steht noch der alte Wächter, unter dessen Schattendach der Wanderer so gerne verweilt, der jugendliche Greis mit dem tiefgebückten Haupte und den weithin gestreckten Riesenarmen: die uralte Linde, der leise lispelnde Zeuge so vieler Zeiten und Menschen! Ihres jugendlichen Schattens mögen sich schon die Hohenstaufen erfreut haben! Was könnte sie nicht Alles erzählen aus grauen Tagen, wenn ihr die Gabe der Sprache verliehen wäre! Dann würde sie aber auch reden von jenen Tagen, da

Schiller, der Knabe, hier spielte mit seinen Jugendgenossen, wenn er mit diesen beim ehrwürdigen Pfarrer Moser die Tagesarbeit vollendet hatte, oder wie er mit diesen die Gräber der Hohenstaufen besuchte, oder die schöne Natur in Feld und Wald mit kindlichem Blicke betrachtete.

Endlich müssen wir nochmals gedenken der sogenannten Teufelsmauer, des berühmten Römerwalles, der hier, bei Lorch, eine scharfe Beugung macht. Unter dem Namen „Laureacum" erscheint nämlich Lorch als römische Kolonie, und diese Mauer, eine römische Grenzmauer, die von Regensburg ganz gerade bis Lorch zog, bildete hier einen Winkel und lief dann wieder gerade bis Köln hinab, also von der Donau bis zum Rhein. Das Volk erzählt sich die Entstehung dieses Walles auf seine Weise. Der Teufel bittet nämlich, so heißt die Sage, den lieben Gott um ein Stück Land, so groß, als er es in einer Nacht mit Mauer und Graben umgeben kann. Auf erhaltene Erlaubniß kommt er mit seinen Gesellen, alle in Gestalt von Schweinen, herbei, das Werk auszuführen. Sie arbeiten stürmisch drauf los, werden aber trotz aller Anstrengung noch vor Vollendung vom Tage überrascht. Da nun der Satan doch nichts zu eigen erhält, so zerstört er wieder Alles auf schauerliche Weise. Und darum nennt nun das Volk diese Mauer „Teufelsmauer" und jenen Graben „Schweinsgraben".

Wer aber so lange in Lorch verweilt um alle seine Merkwürdigkeiten zu betrachten, dem würde das thürmereiche Gmünd es schwer übel nehmen, wenn ihm kein Besuch gegönnt würde. Darum setzen wir jetzt unsere Gedankenreise fort und ziehen sogleich in der ehemaligen Reichsstadt ein, die sich vom Rechberg aus recht freundlich präsen-

tirt. Wir schauen uns in einzelnen der zehn Kirchen um, verweilen länger in der schönen Johanniskirche mit ihrem schlanken Thurme, dem sogenannten Schwindelstein, begeben uns dann in die prächtige Pfarrkirche zum heiligen Kreuz, deren herrliches Gewölbe auf 22 Säulen ruht, an und zwischen welchen 16 Altäre stehen, die uns, wie das ganze majestätische Gotteshaus, zum Staunen, zur Bewunderung hinreißen, besuchen darauf die Taubstummen- und Blinden-Unterrichtsanstalt, betrachten nun das Innere der Stadt und machen auch noch einigen unter den zahlreichen Fabriken einen Besuch, die vorzugsweise in Gold und Silber und Bronze arbeiten und Waaren aller Art versenden, und endlich gehen wir über die steinerne Remsbrücke hinüber, an der Thalwand hinauf und kommen, eine Anzahl kleiner runder Häuschen mit lebensgroßen bemalten hölzernen Figuren, welche die Leidensstationen des Heilandes von seiner Gefangennehmung bis zu seiner Kreuzigung darstellen, mit Interesse betrachtend, und kommen — sage ich — zuletzt in die Wallfahrtskirche zu St. Salvator, die nordwestlich von der Stadt auf dem Calvarienberge liegt. Diese Kirche besteht eigentlich aus zwei übereinander in Felsen gehauenen Kapellen, in deren einer das alte, vielbesuchte, wunderthätige Muttergottesbild sich befindet. Der Hügel selbst gewährt eine schöne Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebung. Wenn wir dieß Alles uns genau besehen haben, so verkehren wir auch noch mit den heiteren Insaßen Gmünds, deren frischer, froher Sinn, deren unverwüstliche Lebenslust durch unseres Justinus Kerners Gedicht:

„Der Geiger zu Gmünd" verewigt ist, der nicht mit Unrecht singt:

Immer wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kommt es noch so arm gegangen —
Und es muß getanzet sein.

Drum hört man auch geigen, singen,
Tanzen dort ohn' Unterlaß,
Und wenn alle Saiten springen,
Klingt's noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingen, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer schallen
Selbst aus Trümmern lust'ger Klang.

Und warum sollten sie sich nicht freuen, die Leute in Gmünd? Leitet man ja den Namen ihrer Stadt von gaudia mundi (Freuden der Welt) ab! Und diesen Namen hat sie nicht erst seit gestern; denn Gmünd ist eine gar alte Stadt, und die Herren von Rechberg sollen ihr diesen lateinischen Namen geschöpft haben, weil sie hier besonders die Freuden der Jagd genoßen. Ja, eine Schenkungsurkunde Karls des Großen erwähnt einer „Gamundia" im Herzogthum Alemannien. Doch wollen wir uns nicht in ihre Geschichte verlieren, obgleich sie von großem Interesse ist. Württembergisch wurde Gmünd vor einem halben Jahrhundert mit noch vielen andern Reichsstädten des Landes.

Wenn wir nun die fröhliche Gamundia verlassen, so wünschen wir ihr, daß sie der liebe Gott immer bei frohem, heiterem Muth erhalten und alle Fatalitäten, die sie im

Laufe der Zeiten durchzumachen hatte, fürderhin gnädiglich von ihr abwenden möge.

* * *

Sollte ich auch noch vom nicht weit entfernten „Wäschenschlößlein", das von einem seiner Besitzer, Konrad Wäscher, den Namen bekam, und das noch das einzige übriggebliebene Andenken an das Hohenstaufengeschlecht in Schwaben ist, dieses und jenes erzählen? — Es mag an dem Gesagten genügen! Haben wir doch der ernsten Gedanken so viele heute durch unsere Seelen ziehen lassen! Wir schließen deßhalb die Wanderung durch den Welzheimer Wald mit dem Wunsche, einen bleibenden Segen aus ihr gezogen zu haben. Möge, was bleibt im Vergehen, immerdar fesseln die Herzen!

Der Hohenstaufen.

Hohenstaufen, vor sechs bis sieben Jahrhunderten vom glänzendsten Kaisergeschlecht bewohnt; Hohenstaufen, du Wiege der größten Gewalthaber Deutschlands; Hohenstaufen, du Lieblingsaufenthalt des unsterblichen Barbarossa; Hohenstaufen, einstmals Sammelplatz überschwenglicher Pracht und blendender Herrlichkeit: ach wie ist deine Größe und Schöne zerfallen! Wie grausam hat dich die rohe Gewalt doch verwüstet! Wie furchtbar liegt deine Burg, die einst so stolz aufgethürmte, heute zertrümmert! Wie traurig und öde blickst du hinein in das deutsche Land! Ach, zum Grabeshügel bist du geworden und all dein Glanz und all deine Wunder und all deine Majestät umschließt jetzt — der Sarg! „Ach in Staub ist hingesunken Hohenstaufens Herrlichkeit!" Wo sonst die Fürsten Deutschlands vor dem Glanze der Kaiserkrone voll Demuth sich beugten, und gierig nur einen Strahl dieser Sonne einsogen; wohin sonst das ganze Europa mit tiefster Verehrung blickte: da — weidet jetzt eine kleine Schafheerde und bei derselben spielt ein Knabe mit Steinen von Trümmerresten der einstigen Feste. Welch ein schneidender Gegensatz zwischen dem Einst und dem Jetzt!

Wandern wir dem kaiserlichen Berge zu!

1.

Das geschäftige, fabrikreiche **Göppingen** mit seinen geraden, schönen Straßen lassen wir nicht ohne einen kurzen Anblick. Es liegt in Gärten und fruchtbarem Gelände; das Thal, in dessen Schooße es heimisch sich birgt, ist weit geöffnet und lachend; die **Fils**, ein rasches und breites Alpflüßchen belebt mit ihrem Schlangenlaufe die Gegend. Die Bewohner der Stadt gehören zum größten Theil der gewerbtreibenden Klasse an; die Tuch- und Zeugweberei, die Gerberei und Drechslerei blühten schon im vorigen Jahrhundert, und heute noch werden diese Zweige der Industrie mit Nachdruck betrieben, obgleich die fabrikmäßige Bearbeitung der Tücher, Baumwollstoffe rc. den Meistern keinen geringen Schlag versetzte. Auch sonstige Gewerbe bringen Leben ins schmucke Städtchen, das wohl zu den schönsten im Lande gehört. Diese Schönheit verdankt Göppingen einem großen Brande, der es im Jahr 1782, im August, binnen 8 bis 10 Stunden ganz in Asche legte; denn nur das Schloß, die Kirchen, einige Fruchtkästen und einzelne unbedeutendere Häuser an der Ringmauer wurden gerettet. Es brannten damals von den 534 öffentlichen und Privatgebäuden 496 ab. Das Feuer selbst entstand durch einen Blitzstrahl. Durch diese Verheerung war das Unglück unbeschreiblich groß und der Jammer namenlos geworden. Aber der eben so großartigen, als allseitigen Unterstützung und der umsichtigen, unverdrossenen Thätigkeit der Beamten gelang es, Göppingen in seiner jetzigen Gestalt wieder aufzubauen und die letzten Jahrzehnte hoben es zu einer vorher nie gekannten Blüthe empor; seine meisten Schwestern hat es an Gewerbfleiß überflügelt.

Allein diese Feuersnoth war nicht die einzige, welche die Stadt zu Grunde richtete. Schon im Jahr 1425 war sie von den Flammen verzehrt worden.

Vor dem obern Thor, jenseits der Fils, hat Göppingen auch einen Sauerbrunnen, der dort aus dem Berge hervorquillt und sehr angenehm zu trinken ist. Wenn auch die ehemalige Badanstalt, die mit diesem Brunnen verbunden war, nicht mehr sehr besucht und theilweise zu andern Zwecken benützt ist, so hat sie doch eine schöne Lage und von ihrem Garten aus eröffnet sich eine reizende Aussicht über die Umgegend mit dem Staufen, Stuifen und Rechberg.

Aber es ist Zeit, daß wir die Stadt verlassen, um unserem Ziele näher zu kommen. Unser Weg führt zunächst eine halbe Stunde lang zwischen fruchtbaren Feldern hin, dann durch weniger üppiges Land und endlich ins sogenannte Oberholz, einen großen Wald, der freundlich die Hitze mildert und durch seinen Schatten den Gang erleichtert.

Während dieses Ganges noch etwas vom Sauerbrunnen! Herzog Christoph holte sich bei und von ihm volle Gesundheit; nicht lange Jahre vorher besuchte ihn auch sein Ahn, Eberhard der Gütige. Als fast 60 jähriger Fürst begab er sich auch in das Göppinger Bad und bediente sich dessen wohl und munter. Allein es kam nur zu bald anders. Das erzählt uns der Dichter G. Schwab folgendermaßen:

Ach Graf, ihr seid so bleich und krank,
Euch kann der kühle Felsentrank,
Aus unserm Quell nicht heilen!
Nehmt Abschied euch von Berg und Flur
Und denkt an eure Seele nur,
Sie will von hinnen eilen!

Der Arzt mit traurigem Gesicht
Zum güt'gen Eberhard es spricht;
Mit Lächeln der es höret:
„Dich lob' ich, daß du ehrlich bist;
Doch hat mich noch zu dieser Frist
Die Warnung nicht verstöret."

„„O schmäht nicht, Herr, die treue Kunst!""
„Nicht schmäh' ich, doch des Himmels Gunst
Gab mir ein beff'res Zeichen.
Wohl fertig bin ich längst zu geh'n,
Doch eh' zwei Dinge sind gescheh'n,
Darf ich noch nicht erbleichen!"

„Du siehst mich an und glaubst mir nicht,
So höre, was des Herrn Gesicht
Im Traume mir verheißen;
Mir soll, eh' läßt das blüh'n'de Weib,
Die Nachbarin, den jungen Leib,
Das Lebensband nicht reißen!"

Der Arzt blickt aus dem Fenster bang,
Es ruht die Straße breit und lang,
In öder Mittagsstunde;
Nur aus dem stillen Nachbarhaus
Ein grauer Priester wankt heraus,
Und fleht mit leisem Munde!

Der Graf ermannet sich und spricht:
Verbergt mir frommer Vater nicht,
Wem habt ihr zugesprochen?
Da ruft ihm zu der ernste Greis:
Es hat ein jung und blühend Reis
Der Gärtner abgebrochen!

Und mit dem heil'gen Sakrament,
Und mit dem Docht, der zagend brennt,
Wankt so der Alte weiter:
Doch ob der Arzt auch seufzt und schweigt,
Und sein betrübtes Antlitz neigt,
Des Grafen Blick ist heiter!

„Ja zarte Blumen welken bald!
Die Bäume steh'n und werden alt,
Drum bleib ich ungestorben!
Mein zweiter Traum mir treu verspricht,
Daß meiner Hütte Bau nicht bricht,
Eh' daß ein Baum verdorben!"

„Siehst du dort in des Hofes Raum
Den schlanken, mächt'gen Eichenbaum?
Er grünt vom Fuß zum Gipfel.
Das ist der zweite sich're Spruch;
Ihr legt mich nicht in's Leichentuch,
Eh' denn verdorrt sein Wipfel."

Und sieh', der Sonne Schein vergeht,
Und sieh', die stille Windsbraut weht.
Am Himmel zürnt das Wetter;
Der erste Strahl der niederfährt,
Der hat den Eichenstamm versehrt,
Versengt ihm alle Blätter.

Der Graf hebt sich von seinem Sitz;
Er glaubt dem Donner und dem Blitz,
Er hört des Herren Stimme.
„Ich komme bald, ich bin bereit,
Laß nur zur Beichte, Herr, mir Zeit,
Nicht ford're mich im Grimme!"

Hin wankt er, wo der Quell sich rührt,
Vom Priester und vom Arzt geführt,
Zu beichten und zu lauschen.
Er schlummert ein beim Sprudel hell,
Erwachend hört er dann den Quell
Des ew'gen Lebens rauschen.

Was auch an dieser Sache Wahres sein mag: der gütige Eberhard starb schnell in Göppingen am 16. Mai 1417. Der Tod ereilte ihn in der freundlichen Stadt.

Wir sind während unserer Unterhaltung in den dichten Tannenwald hineingekommen! Die Bergstraße steigt immer höher. Die Bäume werden immer dichter. Nur selten lassen sie links die Senkung ins ebenere Land, rechts die Thalzungen ahnen, die diesen Vorsprung von der Alpkette trennen. Das Nadelholz weicht ehestens dem Laubwald. Dort winkt ein Erlenwäldchen. Immer lauter erschallen die Lieder der Sänger. Bald wird es heller um uns. Die Aussicht ist aber noch sehr beschränkt. Links zeigt sich ein tiefes, meist mit Bäumen bepflanztes Wiesenthal und unten bemerkt man etliche Häuser: den Weiler Hohrein. Vor uns liegt der Staufen. Wir stehen jetzt schon auf einem hohen Bergrücken, am Fuße des Kegels, der sich über jenem

Dorfe — es heißt auch Hohenstaufen — erhebt. Nur wenige Häuser fallen von diesem uns ins Gesicht. Ein Hügel am Dorfe, südwestlich vom Bergkegel, weist seine zerklüfteten Dolomitfelsen, die in der Ferne einer großartigen Bergruine gleichen. Dieser Punkt ist die Spielburg. Dort stand, als der Boden noch flacher war, eine Armbrusthütte der Herren vom Kaiserschlosse; dort sollen sie ihre Rosse getummelt, dort soll auch an schönen Sommerabenden die Kaiserfamilie sich vereinigt und an der vortrefflichen Aussicht ihre Lust genossen haben. Hören wir A. Knapp's Gedicht:

Die Spielburg.

Wer zum Hohenstaufen reiset und nun auf der Höhe steht,
Wo der Geist der alten Kaiser noch in Morgenlüften weht:

Dunkle Wälder, Bergesketten, Städte, Thäler, Burg und Au
Sieht er prachtvoll ausgegossen unterm weiten Himmelsblau.

Herrlich wird es ihn durchschauern, daß in solchem Strahlenrund
Deutschlands höchste Kaiserzinne als der gold'ne Leuchter stund.

Aber lange schon erloschen ist der wunderbare Glanz,
Lange schon von diesen Felsen abgestreift der Mauerkranz.

Liebend forsch' ich, wo der Jüngling tummelte sein flinkes Roß?
Wo den Falken er gelassen auf den schnellen Reiher los?

Und der Führer deutet läßig auf die Heide blumenleer;
Südlich drunten starren alte Felsenkuppen dran umher.

Dort einst war die Armbrusthütte, wo die Jünglinge turniert,
Darum auch die graue Heide noch der Name „Spielburg" ziert.

Graue Heide, sei gegrüßet! sei gegrüßet, Konradin!
O wie leise schwebt dein Name ob den Genzianen hin!

Deine holden Jugendspiele, deiner Blüthe kurzer Traum,
Ach, sie wehen mit den Lüftchen noch um diesen Felsensaum!

Ja, nur als ein armer Fremdling kamest du hieher zum Schenk;
Und er ließ das Kindlein spielen, deiner Väter eingedenk.

Hier auf weiße Pferdchen steigst du, galoppirest froh daher,
Schwingst so zierlich und beweglich schon im Händchen deinen Speer.

Nimmst den Falken nun auf's Fäustchen, schau, das Rebhuhn ist entflohn!
Aber in den raschen Fängen bringet dir's der Falke schon!

Ach, dein Pferdchen magst du tummeln, schwingen magst du deinen Speer,
Aber deiner Stimme folgen Deutschlands Fahnen nimmermehr!

Ja den Falken magst du tragen, streicheln ihm das weiche Haupt;
Weißest nicht, du armer Knabe, wer den Adler dir geraubt!

Auf der Heide magst du hüpfen, aber Südlands Zauberlicht
Schimmert dir auf keiner Krone, lächelt deinem Auge nicht!

Wir sind durch das Gedicht in die Geschichte hinein versetzt worden. Sehen wir uns aber noch ein wenig von unserem Standpunkte aus um. Die Stille der Umgebungen, die Höhe, die bereits erreicht ist, die hingestreuten Häuser, die Gestalt der Bergspitze, die verlassen und traurig hinunterblickt: Alles macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck. — Doch es zieht uns mächtig hinauf und wir kommen auf der schönen Straße, in das Dorf Hohenstaufen. Noch etliche Schritte vorwärts und erreicht ist das erste Ziel unseres Marsches: das Dorf nimmt uns auf!

2.

In alten Urkunden wird dieses Dorf der „Markt Staufen" genannt. Es ist terrassenförmig an den Berg hingebaut. Seine Lage ist angenehm. Die Bewohner sind arm, aber gesund und zufrieden. Die herrliche Luft hier oben läßt viele zu hohem Alter gelangen. An den Häusern bemerkt man keinen großen Luxus. Um so interessanter ist die alte, kleine und unscheinbare St. Jakob geweihte Kirche, die so sehnlich ihrer Erhaltung entgegen harrt. Sie steht am Fuße des Bergkegels. Es wird ihr ein Alter von über 700 Jahre zugeschrieben. Ihr Thurm war ehedem ihre einzige Zierde; vor mehr als 130 Jahren wurde derselbe jedoch, weil er Gewitter herbeiziehe, wohl um 40′ niedriger, die Kirche selbst aber um 30′ länger gemacht. Sie steht 2098 württb. Fuß über dem Meere.

Die Hauptmerkwürdigkeit dieses kleinen Gotteshauses suchen wir innerhalb desselben. Dort an der Wand neben der Kanzel sind Spuren einer zugemauerten Thüre. Durch sie soll, nach der Sage, Kaiser Friedrich I. von seiner Burg herab in dieses Kirchlein getreten sein, wenn er oben Hof gehalten. Diese Stelle wird geziert durch das, leider fast unkenntliche Bild des Kaisers, das 1723 erstmals gemalt, 1814 aber durch Künstlerhand bedeutend verbessert wurde. Ueber dem Haupte des Bildes bemerkt man noch einzelne Wörter von der ehemaligen Inschrift, die einzig schön also lautet:

„Hic transibat Caesar.*)
Der großmüthigst Kaiser wohl bekannt,
Fridericus Barbarossa genannt,
Das demüthig edel deutsche Blut,
übt ganz und gar keinen Uebermuth,
auf diesem Berg hat Hof gehalten,
wie vor und nach ihm die Alten;
zu Fuß in diese Kirch ist gangen,
ohn allen Pracht, ohn Stolz und Prangen,
durch diese Thür, wie ich bericht,
ist wahrlich wahr und kein Gedicht.
Regiert von A. D. 1152—1190.
Amor bonorum, terror malorum."**)

Unser Dichter, der uns während unsres Ganges erquickte, möge jetzt auch im Kirchlein, unser Geleitsmann sein, indem wir seine Strophen lesen über Barbarossa's

Kirchenthüre.

Wißt ihr nimmermehr zu finden jenen alten, lieben Pfad,
Den die Andacht Barbarossa's Morgens, Abends einst betrat?

Nein! der alte Kaiser trägt nun seiner Seele tiefes Glühn
Nimmer in das Kirchlein nieder, sondern durch die Himmel hin.

Und da drunten ist vermauert lange Jahre schon das Thor,
Wo der alte Schwabenkaiser eingieng in das stille Chor.

Alle seine Hochgedanken für des Reiches Herrlichkeit
Giengen mit ihm durch die Pforte, dem Allmächtigen geweiht.

Alle Majestätsgefühle, die er hegte für sein Land,
Legt er auf die Stufen nieder, drauf sein Fuß vor Christo stand.

---

*) Durch diese Thüre gieng der Kaiser.
**) Die Liebe der Guten, der Schrecken der Bösen.

Alle seine Schlachtenkeile, jedes hohe, süße Lied
Warf er hin auf jene Steine, drauf er betend hingekniet. —

Wo er sonst hindurch geschritten, hebt nun ein Gemälde sich
Das den Kaiserfürsten zeiget, wohlbewehrt und feierlich.

Deutet nicht das bleiche Bildniß noch auf rechte Seltenart,
Augen, blau und feurigschimmernd, und der reiche, blonde Bart?

„Hier hindurch gieng einst der Kaiser," steht zu lesen an der Wand,
Und drei Löwen steh'n zur Rechten und ein Aar zur linken Hand.

„Aller Guten Liebling, aller Bösen Schreckniß." — Freunde seht,
Solcher Titel eines Kaisers zeugt von ächter Majestät!

Und so stehet er im Kirchlein als das ält'ste Beichtkind dort;
Buß' und Geistestaufe predigt noch sein Bildniß ohne Wort.

Möchten doch die Freunde des Alterthums, die sich's zur Aufgabe setzen, dieses Kirchlein zu erhalten, ihr Ziel erreichen! Zwar ist in neuerer Zeit Manches zur Wiederherstellung des Kirchleins geschehen, allein sie scheint doch nicht so schnell vorschreiten zu wollen, als es wünschenswerth wäre; ist doch erst der Dachgiebel auf der Westseite der Kaiserkapelle neu aufgeführt! In der Mitte dieses Giebels befindet sich der Reichsadler, die Flügel schwingend, als ob er sich himmelwärts heben wollte. Um ihn herum sind die Namen von sieben Mitgliedern aus dem großen Kaisergeschlechte angebracht, nämlich Konrad III., Friedrich I. Heinrich VI., Philipp von Schwaben, Friedrich II., Konrad IV. und Konradin. Dem Adler zur Rechten erblickt man das Hohenstaufensche Wappen: die drei Leoparden. Oberhalb des Adlers befinden sich die Wappen der ehemaligen sieben deutschen Kurfürstenthümer: Bayern (eigentlich

Böhmen), Brandenburg, Köln, Mainz, Trier, Pfalz, Sachsen, unterhalb desselben das des ehemaligen Königreichs Jerusalem. Nördlich von diesem zeigen sich die Wappen von Burgund, dem Elsaß, von Lothringen, Brabant, Holland, Dänemark und Polen, südlich jene von Savoyen, Mailand, Venedig, Genua, Toskana, Sardinen und Neapel, sämmtlich Länder oder Provinzen, welche theils Bestandtheile des ehemaligen deutschen Reichs bildeten, theils in Lehen- und Abhängigkeitsverhältnissen zu demselben standen, theils Besitzthum der Hohenstaufen waren. Und diese Namen und Wappen, wecken sie nicht ein ganz eigenthümliches Gefühl in unserer Brust? —

Aber wie schauerlich sieht es im Innern des Kirchleins aus! Nichts als Zerstörung! Alles liegt in Unordnung bunt über und durcheinander. Gebälke, Steine und Schutt bedecken den Boden; die Emporkirche befindet sich in einem traurigen Zustande; die Kanzel ist dem Einsturze nahe; der Altar ist jedes Schmuckes entkleidet. Das bekannte Bildniß Barbarossa's ist fast zur Unkenntlichkeit entstellt, und die über demselben angebrachten Verse, die wir vorhin anführten, sind nur noch in einzelnen Wörtern vorhanden. Das Gefühl der Trauer, der bittersten Wehmuth übermannt den Vaterlandsfreund bei solchem Anblick. Wenn der alte Barbarossa, der vor 700 Jahren „zu Fuß in diese Kirch' ist gangen", sie in diesem grausigen Zustand erblicken würde, müßte er nicht ergrimmen über die Gleichgiltigkeit seiner Urenkel, die so gerne in großen Worten diesen Kaiser als den Brennpunkt deutscher Macht und Größe preisen? — Schreitet, würde er den heutigen Großsprechern zürnend zurufen, schreitet doch einmal vom Worte zur That! Wenn

ihr nicht einmal so Kleines vollbringen und dieses, mein Gotteshaus, darin ich gekniet und gebetet, seinem Zerfalle entreißen könnt, wie mag euch dann Großes, ja das Größte gelingen? — Fürwahr, diese donnernde Stimme des ruhmgekrönten Barbarossa dringt tief in unser Herz, und gerne spenden auch wir ein Scherflein für eine heilige Sache. Möchte sie, diese Stimme, in ganz Deutschland ertönen und kein Herz ungerührt, keine Hand ungeöffnet lassen!

Und nun vollends den Berg hinauf! Der Pfad schlängelt sich am Bergkegel hin. In einer Viertelstunde haben wir den Gipfel erstiegen, auf dem einst das alte Kaiserschloß stand. In pyramidalischer Form erhebt er sich, und seine kahlen Seiten erscheinen wie von Menschenhänden geglättet und gerundet. Der drei Morgen große Gipfel ist ebenfalls kahl. Leider! müssen wir sagen, ganz kahl! Kein Ueberrest einer Feste wird mehr gefunden. Doch wir haben den Gipfel betreten, den wir schon so lange vor unserem Auge hatten. Das Reiseziel ist erreicht. Wir sind vom Dorfe an noch 283,5 württb. Fuß emporgestiegen, so daß wir jetzt 2381,5 württb. (2100 par.) Fuß über dem Meere stehen.

Ist es möglich, daß hier die mächtigen Kaiser thronten? Ist doch nur noch ein kleiner Rest von Mauerwerk am äußersten südlichen Rande der obersten Bergfläche als einziges Ueberbleibsel der Burg vorhanden! Und dieser Ueberrest besteht nicht einmal aus Quadern, sondern nur aus wohlverkitteten Bruchsteinen, die nun — man hält diese Trümmer jetzt in Ehren — noch lange Zeit ihre stumme Sprache sprechen mögen. Denn

„Wer forscht nach Staufens Preise,
Mag zu den Trümmern gehn,
Dort wird mit Geisterweise
Ihn ew'ges Lied umwehn."

Und damit auch unserer Phantasie die schönsten Zaubergebilde ermöglicht werden, setzen wir uns einen Augenblick und kehren ein in den Zeiten der Pracht und des Glanzes, wie in den Tagen des Elends und Jammers; ein kurzes, aber getreues Gemälde soll vor unsern Augen entstehen. Doch wie sollt ich mich deß unterfangen? Ich nehme meine Zuflucht abermals zu einem Dichter, zu unserm theuern Uhland; dieser gibt uns ein solch anschauliches Bild von dem Berge und seiner Umgebung, daß ich seine Worte, die er einen deutschen Freund Konradins zu diesem letzten Sprößling des erlauchten Geschlechts sprechen läßt, hier einschalte. Sie lauten:

„O denk' an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt!
Und weit umher, in milder Sonne Glanz,
Ein grünend fruchtbar Land, gewund'ne Thäler
Von Strömen schimmernd, heerdenreiche Triften,
Jagdlustig Waldgebirg', und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut',
Dann fernhin, in den Burgen, in den Städten,
Gesegnetes Geschlecht, treufeste Männer;
Die Frauen aber sittig und verschämt,
Ja, wie uns Walther sang, den Engeln gleich."

Wär's nöthig, noch ein einzig Wörtlein dieser Schilderung beizufügen? Und doch vermochte dieses schöne

Land es nicht, den ritterlichen Jüngling zu seinem schönen Stammsitz aus dem verhängnißvollen Süden zurückzulocken!

Und wieder kommt das Spiel der Phantasie, „die Burg sich herrlich zu erbauen.“ Sie braucht den Plan hiezu nicht erst aus dürftigen, gestaltenlosen Trümmern mit Mühe zu entziffern; sie macht sich Plan und Riß und baut sich Schloß und Burg aus selbsteigener Kraft. Das gibt ein kühn und stolz Gebäu!

Also: der Berg steht so vor unsern Augen, wie er vor achthundert Jahren oder früher noch ist dagestanden — öde und unüberbaut. Nun steigt aus der benachbarten Tiefe im 11. Jahrhundert — etwa um 1070 — ein schwäbischer Edler, Friedrich von Büren, Friedrichs Sohn, empor zur luftigen Höhe und baut sich hier auf dem Stoiphe, d. i. Staufen, sein hohes Haus. Er nennt sich sofort von Staufen. Ein treuer Anhänger Kaiser Heinrichs IV., macht dieser ihn 1080 zum Herzog von Schwaben und gibt ihm seine Tochter Agnes zur Gemahlin. Und siehe da, er wird der Ahnherr des Hohenstaufischen Geschlechts. Sechsmal saß während 117 Jahren die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte seiner Nachkommen; das Haupt des siebenten fiel vom Rumpf, als seine Jünglingshand nach jener Krone greifen, sich seines Erbes auch bemächtigen wollte. Mit ihm erlosch 1269 das Geschlecht. In jenen 117 Jahren sehen wir die Burg sich allmälig ausdehnen und erstarken.

Der erste Hohenstaufe, der die deutsche Kaiserkrone trug, Konrad III., wahrt ihren Besitz gegen die Mönche von St. Denys. Er will seine Stammburg von keinem Kloster, am wenigsten von einem auswärtigen, abhängig

wissen. Und Friedrich Barbarossa hält stets die Burg der Väter hoch in Ehren; das läßt sich schon aus jener Inschrift schließen, die einst im Kirchlein drunten stand. Auch jener Absatz dort, eine etwas vertiefte Fläche, würde, könnt' er sprechen, Zeugniß hievon ablegen. Dort soll der große Kaiser manchen schönen Frühlingsabend verbracht, von dort aus soll der Fußsteig in das Kirchlein ihn hinabgeführt, ja dort soll sich die kaiserliche Familie gar oft vergnügt haben. In jene Tage versetzt uns A. Knapp, in seiner Romanze:

Der Stellplatz.

Droben auf dem mächt'gen Kulme, wo er sich gen Osten kehrt,
Ist ein Räumchen Hohenstaufens noch ein wenig unversehrt.

„Stellplatz" nennen sie die Stätte, kaum noch sichtbar ausgedämmt,
Denn jahrhundertlanger Regen hat die Erde fortgeschwemmt.

Dort auf jenem hellen Vorsprung, vom Naturspiel hingeschanzt,
Haben einst die Staufentöchter ihren Reigen frisch getanzt.

Dort, wann sich der Mai aus Wolken goldbeschimmert niederließ,
Schwangen sie sich in den Wonnen, die der Schöpfer wehen hieß.

Staufen ist die schönste Höhe, die ein Lorbeerkranz umlaubt;
O wie glänzten jene Rosen lieblich auf dem Lorbeerhaupt!

Ach die Blumen sind verblühet, wie das Gras im Abendblick,
Und die Tänze sind getanzet, und sie kehren nicht zurück.

Alles ist gleich einer Sonne, die im Meere längst versank,
Gleich dem Segler, der vor Jahren in der wilden Fluth ertrank,

Aber wo die Jungfraun führten mit den Schwestern ihren Reih'n,
Ruhet doch noch leiseleuchtend heiliger Erinn'rung Schein. —

Hier auch stand der alte Friedrich, wann er von dem Kirchenthor
Drunten nach dem Abendsegen in die Höhe stieg empor.

Hier mit feiernden Gedanken stand der hohe Kaisergreis,
Und im Abendwinde flogen seine Locken silberweiß.

Ostwärts blickte dann sein Auge, drang, dem frohen Adler gleich,
Weithin über Berg' und Wälder in sein liebes deutsches Reich,

Ostwärts, ostwärts gieng es weiter über Ström' und Meere fort;
Dorthin wo du einst gewandelt, menschgeword'nes Gotteswort!

Ostwärts spannt er dann die Segel, glühend von Begeisterung,
Und die alten Kaiseradern schlugen alle wieder jung.

Warum soll denn der Kaiser ostwärts blicken? Das weist die Geschichte nach. Hören wir es in aller Kürze! Es war nach langen Kriegen Frieden im Reiche, mit der Kirche und in Italien, das dem Kaiser so viel zu schaffen und zu sorgen machte. Ungestört schaltete und waltete Barbarossa in seinen Landen. Im Jahr 1164 hielt er einen Reichstag in Mainz, ein Reichsfest, wie es Deutschland seit Menschengedenken nicht gesehen hatte. Fremde aus allen damals bekannten Ländern fanden sich ein, die Größe und den Reichthum des Kaisers zu bewundern. Es war da eine Pracht vereinigt, die kaum zu beschreiben ist. Welcher Herrscher konnte sich damals dem Kaiser, welch ein Reich sich dem deutschen vergleichen? Zwei Jahre später vermählte er seinen Sohn Heinrich mit der Prinzessin Constantia von Sicilien, eine Heirath, die das Hohenstaufenhaus dem Untergang zuführte.

Mitten in dieses Glück hinein gellte vom Morgenlande her wieder ein Schrei, Jerusalem sei abermals in den Hän-

den der Ungläubigen. Der Papst erließ einen Aufruf zu einem Kreuzzuge, dem dritten. Barbarossa stellte sich an die Spitze des Kreuzheers. Mit 150000 Männern, wohlbewehrt und siegesfreudig, zog der Kaiser ostwärts, immer ostwärts. Ueberall Sieg! Schon war man in Syrien eingedrungen. Aber hier hieß es für den großen Kaiser: bis hieher und nicht weiter! Im Flusse Seleph — ob bei'm Baden, ob bei'm Uebergang über den Fluß ist unsicher — verlor er sein Leben. Aller Rettungsversuche ungeachtet hauchte er seinen edlen Geist aus im Jahr 1190, nachdem er 70 Jahr alt geworden war. In Tyrus ruht sein Leichnam. Und diese Schreckensbotschaft in das christliche Europa hinein! Und das Elend, das nun über die Armee hereinbrach! Nur 7000 Mann erreichten ihre Heimath wieder. Selbst der Sohn des Kaisers starb vor Gram. Und das deutsche Volk — es konnte, es wollte nicht glauben, daß sein Kaiser todt sei. Heute noch weiß die Sage hievon zu erzählen, wir brauchen uns nur an den Kyffhäuser zu erinnern. Rückert besingt diese Sage also:

„Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt,
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen,
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Darauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersgluth,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Darauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh' hin vor's Schloß, o Zwerg.
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.."

Aber wir geben vom großen schwäbischen Kaisergeschlecht nur Andeutungen und verweisen, will man Genaueres von ihm erfahren, auf die Geschichte.

Als König Philipp, Barbarossa's jüngster Sohn, der seinem Bruder Heinrich VI. auf dem Kaiserthron gefolgt war, bei Bamberg durch Otto von Wittelsbach 1208 erschlagen wurde, floh seine Gemahlin, die griechische Kaisertochter Irene, auf die Stammburg ihres Gatten, wo sie an einer Geburt am 28. August 1208 starb. Acht Tage vor ihrem Tode stellte sie zum Seelenheil ihres vom

schrecklichen Tod übereilten Gemahls dem Kloster Adelberg noch einen Schenkungsbrief aus, in dem sie sich Maria nennt, und der mit dem Worten beginnt: „Die Gerichte Gottes sind unerforschlich." Ihr Leichnam ward im nahen Kloster Lorch beigesetzt. Diese vielgeprüfte, schmerzenreiche Mutter, „deren Haupt zwei Diademe schmückten, das des fernen Ostens und des Westens", wurde von den Minnesängern schon verewigt; eine „milde Rose, eine Taube sonder Galle" nannte sie Herr Walther von der Vogelweide. Aber auch der jüngern Dichter einer griff zur Harfe, um ihr freundlich Angedenken bei der Nachwelt aufzufrischen. Er singt:

Frühe starb die Liebe deiner Jugend,
Ahntest nicht, des Gatten*) Haupt das bleiche,
Das mit Thränen du geweiht, dem Grabe
Noch entzogen, und die Königskrone
Ihm von Frevlerhänden abgerissen,
Seinen letzten Schlaf gestört zu sehen.
Alles um dich her, was du geliebet,
Was dich ehrte, sank in blut'ge Asche.
Du allein im grausen Sturmgetose
Standest noch, du dornenlose Rose! —

— — —

Dort im Rosenduft des Sonnenabschieds
Hebt der alte Kaiserberg so trauernd
Seine kahle Stirn! Dir ward er Heimath. — —
Dort erblichst du, hohe Fürstin! — Damals
Scholl dein Sterben weit umher, und tausend
Liebesthränen floßen dir; die Sänger

*) König Roger von Sicilien, ihr erster Gatte.

Knüpften Rosen, Lilien und Cypressen
Mit der weichsten Töne Band zusammen,
Zu beklagen dich und deiner Sonne
Niedergang zu singen; süße Wehmuth
Breitete durch Länder hin die Arme
Nach der Lieblichen. — Auch hier mag ehmals,
Wo mein Aug' hinüberspäht, so mancher
Ausgerufen haben: kehre wieder,
Schöne Friedensrose, du des goldnen
Morgens Sprößling! — Aber heute? Dein gedenket
Niemand mehr! Nur ich gedenke Deiner,
Sehe Dich auf mattbeglänztem Thurme
Fern erblassen, sehe deine Frauen
Um Dich hergekniet, — in Priesterhänden
Christi Schmerzensbild vor dir; du sinkest! —

— — —

Und es nannte glaubig sich Irene
Hohenstaufens, da sie starb: „Maria",
Eine thränenreiche Schmerzensmutter; —
Denn ein Schwert war durch ihr Herz gedrungen
Alles, was mit Freude sie gekrönet,
Aller Frühling ihres kurzen Lebens
Lag erloschen. Da, zu Christi Kreuze
Hingebeugt, das todte Kind am Busen,
Des Gemahls beraubt, des blinden Vaters
Eingedenk, von aller Welt verlassen,
Dachte sie der Einzigen, der Alles
Bitt'rer noch gescheh'n: — Maria! Mutter!
Dir, du Urbild aller Schmerzensmütter
Dir vergleich ich mich! „Denn unerforschlich
Sind des Herrn Gerichte!" — Solche Worte
Ließ die Königin in stiller Demuth
Niederschreiben und zum Kloster senden,
Dem sie milde Gaben reich gestiftet,
Wie sie für Gefang'ne sonst gebeten

Und der Armen Thränen oft gestillet.
Lieblich blickt ihr Bild in Lorchs Kapelle,
Redet ohne Wort: hier schläft Irene
Süß und lange nach des Lebens Schwüle!
Und wer solches ansieht, spricht im Herzen:
Nach dem Schwerte, das Maria fühlte,
Ströme dir der Auferstehung Quelle
Aus dem Felsen Gottes ewig helle! —

Verlassen wir die vielgeübte Dulderin, um zu hören, was sich weiter mit der Kaiserfeste zugetragen.

Im Jahr 1274 treffen wir den Schenken Walter von Limpurg im Besitze der einen Hälfte derselben, der sie wohl schon früher an sich gebracht haben mag, denn die letzten Kaiser des Hauses, um sich Freunde zu verschaffen, opferten viel auf. Der letzte Sprößling des Staufengeschlechts, Konradin, soll sogar in seinen Jugendtagen nur besuchsweise die Wiege seiner Väter gesehen haben!

Unter Konradins Vermächtniß findet sich Hohenstaufen nicht; es scheint demnach von den letzten Kaisern als Reichsburg betrachtet worden zu sein. Kaiser Karl IV. verpfändet sie an Eberhard den Greiner, 1347; dieser muß sie jedoch bald wieder abtreten, und Erzherzog Albrecht von Oestreich wird — als Tochtermann des Kaisers — 1366 Besitzer der Burg. Von diesem kommt sie 1371 als Pfand an die Herren von Rietheim, diese aber treten sie 1376 wieder an Württemberg ab. Dies Land erfreute sich seines Besitzes über anderthalb Jahrhunderte.

Aber ein unglückschwangeres Gewitter zog sich über unserer Burg zusammen, als die Horden aufrührerischer Bauern 1525 sich lang getragene Lasten vom Nacken schüt-

teln wollten, und sich deßhalb sengend, verheerend und mordend auch in dieser Gegend zusammen schaarten, um stürmend ihr Ziel zu erreichen. Schon hatten sie ruchlos das Kloster Lorch, die Ruhestätte der Hohenstaufen, niedergebrannt; nun sollte die „Wiege" derselben von Grund aus zerstört werden. Der Ueberfall geschah bei Nacht; „ein großer gewaltiger Hauff" — 30 bis 32 Mann! — nahte der Burg. Schrecken ergriff die Besatzung. Die Wächter des Schlosses warfen in der Angst die Schlüssel von der Zinne herunter, verbargen sich oder nahmen nach kurzer Gegenwehr, den Hauptmann Michael von Reußenstein an der Spitze, Reißaus. So ward die ehrwürdige Burg von den zügellosen Bauern eingenommen, ausgeraubt und in Brand gesteckt. Die ergriffenen Knechte wurden von den Zinnen hinabgestürzt. Das geschah in einer Frühlingsnacht. Die ganze Umgegend des Hohenstaufen sah man da beleuchtet von den Flammen, die seine Burg verschlangen, und am Morgen darauf schauten die schaurigen Mauerreste derselben schwarz und düster in die Thäler der Rems und Fils hinab.

Martin Crusius, der so Manches aus alten Zeiten berichtet, kam 63 Jahre nach der Zerstörung des Schlosses auf seiner Lustwanderung am Fuße der Alp auch hieher. „Lieber Gott!" ruft er in seiner Kronik aus, „soll eine so große Herrlichkeit der mächtigsten Fürsten zu einem so scheußlichen Anblicke gediehen sein? Kein Kaiser, kein Fürst ist mehr da; keine Hofleute, keine Ritter, keine griechische Irene, keine Herzogin, kein Frauenzimmer: Alles ist verschwunden wie ein Rauch, Alles ist hinweggeflogen wie ein Vogel. Ein Bauernschultheiß hat jetzt die Schlüssel zu dem Thor,

welches für Alter fast wurmstichig ist; er mähet das Gras, das im Schloßhofe hoch steht; der Holderbaum wächst da und dort in den Winkeln. Auch was noch heutiges Tags von Mauern übrig ist, wird nach und nach weniger, da die Steine zu andern Gebäuden nach Göppingen geführt werden. — Wir — Crusius und seine Begleiter — waren bei zwei Stunden auf dem Schloß und betrachteten Alles fleißig. Da erbarmte uns des menschlichen Elends, daher ich auch das Lied gesungen: „„Mag ich Unglück nicht widerstahn."" — Der Schultheiß ackert in dem innern Hof und säet Frucht darauf." Uebrigens sah Crusius noch deutlich die Haupttheile des Schlosses: den Mannsthurm, die Behausung des „Frauenzimmers", den Bubenthurm und seine sieben Fuß dicke Mauer von Quadern, welche die ganze Burg umschloß. Aber „in allen Theilen des Schlosses ist kein Bildniß, keine Innschrift, kein Wappen, keine Farbe mehr. Alles ist durch Feuer, Regen oder böse Zeiten ausgetilgt. Was ein schöner Körper war, ist jetzt nur ein Beingerippe." So sah es im Jahr 1588 aus. Allein heute ist auch dieses Gerippe verschwunden; die Herzoge von Württemberg haben mit den Ueberbleibseln ihr Schloß zu Göppingen gebaut. Jener Mannsthurm aber wurde auf einen Bericht vom 25. Mai 1705 abgebrochen; das Dorf Hohenstaufen sei schon lange in Sorge, hieß es in diesem Schreiben, „daß der uff dem Berg noch allein uffrecht stehen gebliebene Thurm vollends niederfallen vnd etwa an Menschen vnd Vieh Schaden bringen werde," weil er jüngst auf's neue einen großen Riß bekommen. Der Thurm bestand aus schönen Quadern. Von seiner Größe zeugt, daß mehrere Fröhner und vier Maurer 10—12 Tage

nur mit dem Aufschlagen des znm Abbruch erforderlichen Gerüstes beschäftigt waren. Mag nun den Berg nur noch jenes Stückchen Mauer schmücken; mag er von ferne einem Sarge gleichen; mag rings um ihn Grabesstille herrschen: des Dichters Auge erblickt die alte Burg in ihrer voreinstigen Herrlichkeit, wenn er singt:

Es steht in stiller Dämmerung
Der alte Fels, öd' und beraubt;
Nachtvogel kreist im trägen Schwung
Wehklagend um sein moosig Haupt.

Doch wie der Mond aus Wolken bricht,
Mit ihm der Sterne klares Heer,
Umströmt den Fels ein seltsam Licht,
Draus bilden sich Gestalten hehr.

Die alte Burg mit Burg und Thor
Erbauet sich aus Wolken klar,
Die alte Linde sproßt empor
Und Alles wird, wie's ehmals war.

So Harfe wie Trompetenstoß
Ertönt hinab ins grüne Thal,
Gezogen kommt auf schwarzem Roß
Rothbart, der Held, gekleid't in Stahl.

Und Philipp und Irene traut,
Sie wall'n zur Linde Hand in Hand;
Ein Vogel singt mit süßem Laut
Vom schönen, griech'schen Heimathland.

Und Konradin an Tugend reich,
Der süße Jüngling, arm, beraubt,
Im Garten steht er stumm und bleich:
Die Lilie neigt ihr trauernd Haupt.

Doch kündet jetzt aus dunklem Thal
Den bleichen Tag der rothe Hahn,
Da steht der Fels gar öd' und kahl;
Verschwunden ist die Burg fortan.

An ihrer Stätt' ein Dornbusch steht,
Kalt weht der Morgen auf den Höh'n, —
Und wie der Fels so kalt und öd'
Scheint auch das deutsche Land zu steh'n.

So sang vor etlichen Jahrzehnten Justinus Kerner, als er den Kaiserberg besuchte.

In der St. Johanniskirche zu Gmünd ist aber ein Gemälde erhalten worden, welches den Hohenstaufen zeigt, wie er wahrscheinlich noch vor Crusius gewesen.

Wir kennen nun die Schicksale des ehemaligen Kaiserschlosses. Gefühle der Trauer und des Schmerzes erfüllen uns ob der wilden Zerstörung der schnaubenden Horden; der tiefste Abscheu, der gerechteste Unwille bewältigt das Innere ob sol ch erBarbarei. Weithin durch die Lande künden diese Trümmer: „Nichts ist alle Erdenherrlichkeit, nichts ist Menschengröße, nichts der Glanz der Kronen!"

„Lange sind die Feuergluthen in dem Wetterhauch verkühlt.
Und die letzten Fundamente aus dem Grund herausgewühlt.

Kaum noch dröhnt es unterm Fuße dumpf und traurig hier und dort! —
Ach an tiefe Grabeshallen mahnet's wohl an diesem Ort.

Ist von allen Bergeshöhen in dem weiten deutschen Reich
Eine diesem Kaiserfelsen, diesem Todtenmale gleich?

Holde Harfen sind's gewesen, die hier oben weit getönt;
Aber längst an dieses Schweigen ist der graue Fels gewöhnt."

3.

Wenden wir uns von den Gebilden der Vergangenheit hinweg, und schauen wir uns nunmehr auch in der näheren und entfernteren Umgebung um! Und wo könnten wir eine ausgezeichnetere Aussicht genießen als hier oben, wo der freie Ausblick nach allen Seiten, auch nach der südlichen und südöstlichen über Hügel und Ebenen schweifen darf?

Gegen Osten uns wendend, tritt das Albuch, der unterste Theil der Alp, mit dem trümmer- und höhlenreichen Rosenstein, seinem Fürsten, ganz deutlich hervor; auch der Rechberg blickt gar traulich und einladend mit seiner Wallfahrtskirche herüber. Sollten wir seinem Winke nicht folgen? Gibt es doch neben dem Staufen nicht leicht einen anderen Berg, der eine solch reizende Aussicht gewährte! Das Schloß steht trotz der vielen Stürme, die es zu bestehen hatte, nach fest und würdig an Gestalt bis auf den heutigen Tag, bewacht von dem sorgsamen „Klopfer“, einem Familiengeiste, der in seinen Hallen umgehen soll. Und oben auf dem Berge prangt weithin die Kirche, die jeden Sonntag die Gläubigen versammelt. Auch ein Gottesacker ladet auf sonniger Höhe die Pilger zu ernstem Nachdenken ein. Dennoch erwiedern wir heute dankend den Gruß dieser freundlichen Stätte, um welche sich näher oder entfernter lagern der Hornberg, der Stuifen, der Bernhardsberg mit einer Wallfahrt. Südlich erscheinen der grüne Berg und andere Höhen des Geißlinger Thals, an welche sich das schöne Filsthal anschließt und in demselben zeigt sich Göppingen im Glanz der Abendsonne; auch Staufeneck

darf nicht unbeachtet gelassen werden, diese Burg ohne Ruinen, also noch schön und wohl erhalten. Jenseits aber breitet sich die Alp ihrer ganzen Länge nach aus: Breitenstein, Teck, Hohenneuffen, Achalm, Roßberg, alle auf engen Raum zusammen gedrängt und hinter einander geschoben. Wäre der Roßberg um Weniges niedriger, würden wir auch noch den burggekrönten Hohenzoller wahrnehmen können. Fast unbegrenzt ist aber unsere Fernsicht gegen Westen; denn während sich die Fläche bis zum Schwarzwald entwickelt und im Vordergrunde Hohenheim und Solitude glänzen, entdeckt ein scharfes Auge sogar die höchsten Spitzen der Vogesen. Nordwestlich haben wir über Tannenwälder hin den Stromberg und Heuchelberg, nördlich aber den Welzheimer Wald und die Löwensteiner Berge; blaue Gipfel des Frankenlandes werden in der Richtung von Schwäbisch-Hall sichtbar, und im Vordergrunde grüßt das lebendige Gmünd freundlich herauf aus dem Remsthal. Nordöstlicher, in blauer Ferne, schließt das Schloß von Ellwangen und die Wallfahrtskirche auf dem nahe dabei liegenden Schönenberg das ausgedehnte, reiche Panorama.

Und zum Schlusse soll uns die schönste Erscheinung erfreuen, ein Schauspiel, wie wir es noch nicht oft gesehen. Wir haben auf dem Berge schon so lange verweilt, daß es thöricht wäre, wollten wir jetzt von ihm scheiden, da eben die Sonne sich anschickt, uns festlich strahlend „Gute Nacht!" zu sagen. Kein Wölkchen am westlichen Horizont! Immer tiefer sinkt sie hinab, die goldflammende Königin; immer mehr vergrößert sich ihre Scheibe. In der Ferne wird es dunkler und dunkler. Wie prächtig der Himmel

sich röthet! Drunten liegen die Städte, die Dörfer im Dufte verschwimmend umher. Und —

„Zur Ruhe schlägt in den Thälern
Ferner Thürme Metall;
Aber hoch am Himmel, ruhelos herrlich
Schwillt's höher, weiter, gewalt'ger empor...
Das scheidende Licht in goldenem Saume!"
Noch einen Blick — und schon ist die Hehre entschwunden.
Doch es strahlen im Goldgewand
Rings noch die riesigen Wächter. —
Dämmerung lagert sich über Flur und Hain.
Feierlich still
Ist's nun um dich, um mich! —
Drunten läuten sie fromm
Scheidendem Tage ins Grab.
Glock' um Glocke wird wach,
Zum „Ave" rufen sie alle.
Durch die ganze Natur hallt dieses Geläute,
Und sie wird ein gewaltiger Tempel;
Vieltausendstimmig steigt himmelwärts
Inniges Nachtgebet. —
Heilige Stille weithin!
Und zur ergreifenden Feier spendet der Mond
Milde sein trauliches Licht.
Aus klarem Blau grüßt lächelnd der erste Stern;
Doch nicht der einzige bleibt er;
Schon funkeln der Sterne unzählige. —
O, wem wär' es in solchem Helldunkel
Nicht wohlig, nicht selig um's Herz?
„Soll des Sommertags Verglimmen
„Nicht den Geist noch höher stimmen?"
Ja, mit tiefem Ernste mahnt es,
Hier auf der Stätte des Ernstes
Niederzuknien zum Gebet,

Jubellieder zu singen dem Vater,
Der heut' uns so herrlich geführt. — — —

* *
*

Wir scheiden von dem ehrwürdigen Kaiserberge. Möge die Stimmung unverwischt bleiben, die mächtig das Herz heut bewegte! Die Gegenwart hat uns entzückt; die Vergangenheit hat uns mit ihren Lieblichkeiten und mit ihren Schauern umweht. Wir ziehen von dannen im Frieden!

Ulm.

Wieder hat uns der „Wunderwagen" der Neuzeit im Fluge in andere Regionen gebracht. Schon haben wir ehemaliges Ulmergebiet betreten: das beindrechselnde Geißlingen gehörte vor Zeiten den Ulmern. Wild und ernst drängen sich die Höhen der Alp hier zusammen. Wir sind vorüber am „Helfenstein", und das gewaltige Ungeheuer reißt uns hinein in die Thalschlucht; es schleppt uns die Bergwand hinauf. Doch wie es schnaubet und keucht! Steiler wird immer der Pfad. Voll Staunen betrachtet der Wandrer das Kunstwerk. Aber die Höh' ist erreicht.

„Nun renne, Dampfroß, meinethalb
Im Fluge durch die Schwabenalp,
Und bring' uns ins gelobte Land,
Zur Münsterstadt am Donaustrand,
An den lachenden Augen uns zu laben,
Die immer Sonn= und Festtag haben."

Nicht lange mehr — und sie liegt vor uns, die große Stadt, mit ihrem riesigen Panzer, den ihr die jüngsten Tage geschaffen, mit ihrem ungeheuren Felsengürtel, den ihr die

Gegenwart immer noch fester umspannt. Wohlan, durchwandern wir sie!

1.

Um die „gute" Stadt Ulm so recht behaglich und recht vollständig überschauen zu können, begeben wir uns in die Höhe. Und am geeignetsten ist hiezu die Stätte, von der aus jener großartige Bau der Festung — er heißt Wilhelmsburg — herunterblickt. Dorthin wenden sich unsere Schritte zuerst.

Schon sind wir in der Nähe des Napoleons-Felsen angekommen. Dieser trägt seinen Namen nicht umsonst. Die Geschichte der Stadt wird uns hierüber Aufschluß geben. Der Felsenkeller lockt uns zur Einkehr; allein wir steigen mehr und mehr in die Höhe. Die „Burg" tritt immer massenhafter hervor. Da haben wir sie ja vor uns. Und nun einen Augenblick ausgeruht!

Ob von hier aus die Stadt nicht einen wirklich schönen Anblick gewährt? Gewaltig beherrscht der Münster die Häusermenge; zwergartig beugen sich die Bauten der Stadt vor dem verwegenen Riesen, der heute noch rüstige Hände in seine Dienste zu zwingen weiß.

Verständigen wir uns nun zuerst über die Lage der ehemaligen Reichsstadt, nunmehrigen Hauptstadt des Donaukreises und zweitgrößten Stadt Württembergs.

Zunächst ist bekannt, daß Ulm an der Donau liegt. Dieser Strom fließt auf der südöstlichen Seite hart an der Stadtmauer vorbei. Von Westen kommt die Blau, so daß die Stadt recht eigentlich zwischen diesen beiden Flüssen einge-

baut ist. Eine halbe Stunde oberhalb der Stadt vereinigt sich die wasserreiche Iller mit dem Strome, der sein Wasser nach Osten trägt, und macht diesen auf einmal schiffbar. Dadurch steht der Stadt eine bedeutende Wasserstraße zu Dienste. Zugleich öffnen sich gegen Norden die Pforten der Alp, und der Eingang in die große bayerische Diluvialebene ist ihr erschlossen. Und wie weithin sich diese Ebene nach Osten erstreckt, wie weithin sie sich nach Süden ausdehnt, das vermag auch ein scharfes Auge nicht zu ermessen.

Die Hügelreihen, die sich von Westen nach Norden bis Nordost halbkreisförmig um die Stadt lagern, sind Ausläufer der Alp, die hier den Namen „Ulmer-Alp" führt. Allmälig senkt sich nämlich die Alp gegen die Donau hin und fällt endlich von dem Michelsberg, auf dem wir eben jetzt stehen, etwas steil ab. Der Jurakalk ist die Hauptgesteinsart. Diesem aufgelagert ist die Molasse, die sich etwa 200 bis 300 Fuß über den Donauspiegel erhebt. Eine ganz besonders verbreitete Gebirgsart ist aber auch der Süßwasserkalk, aus welchem eben wieder der Michelsberg, der Eselsberg und auch der südwestlich von hier liegende Kuhberg besteht. Gerölle, Sand, Lehm und vorzugsweise Torf bedecken diese Gebirgsart, welche deutlich ein bis zwei Fuß dick geschichtet und mit Mergelschichten vermischt ist. Die Schichten streichen von Osten nach Westen. Je höher die Schichten und je dunkler gefärbt, desto härter sind sie. Die meisten Schichten enthalten Süßwasserschnecken, nur einige wenige sind ohne Versteinerungen.

Während wir nun auf dem Michelsberg beinah 1800 par. Fuß über dem Meeresspiegel erhaben sind, ist der

„Kuhberg" im Südwesten der Stadt noch höher. Er steigt — die Stadt als Ausgangspunkt genommen — über 400 Fuß hoch und ist der höchste Punkt in ihrer nächsten Umgebung. Ueber ihn ging in den ältesten Zeiten nach Westen eine Straße, das Hochgesträß genannt, die vielleicht von den Römern angelegt worden war. Auf dem Gipfel des Kuhbergs, der an seinen Abhängen das fruchtbarste Ackerfeld hat, genießt man eine ungemein schöne und reizende Aussicht ins Donau- und Illerthal; man erblickt sogar im Westen den 2332 par. Fuß hohen, einzeln stehenden Bussen bei Riedlingen. Am nördlichen Fuße des Kuhbergs, etwa eine halbe Stunde von Ulm entfernt, liegt das volkreiche und gewerbsame Söflingen, vielbesuchter Vergnügungsort der Bewohner der „guten" Stadt.

Der untere Theil des Kuhbergs heißt Galgenberg. Sein Fuß wird von der Donau, die dort die Iller in ihren freundlichen Schooß aufnimmt, stark bespült, was mit den vielen Quellen am Berge wohl der Hauptgrund davon sein mag, daß an diesem Berge von Zeit zu Zeit Erdfälle entstehen. Ueber den Galgenberg führt eine Hauptstraße von Ulm nach der Schweiz. Diese Straße theilt sich aber unweit seiner westlichen Seite wieder in zwei Straßen, deren eine in gerader Richtung über Ehingen, Meßkirch, Stockach nach Schaffhausen, deren andere — sich mehr südlich beugend — über die Donau läuft, wo sie sich abermals in zwei Straßen theilt, von denen die eine am linken Ufer der Iller hinauf und an der Ostgrenze Württembergs über Wiblingen, Kirchberg bis Wangen, die andere aber zwischen dieser und jener Straße über Biberach und Ravensburg bis Friedrichshafen sich hinzieht.

Das Schienengeleise hat freilich die Lebhaftigkeit des Verkehrs auf dem zuletzt genannten wichtigsten Wege sehr vermindert, und so liegt er fast ganz entvölkert.

Von unserem Standpunkt aus liegt nordöstlich neben der Frauensteige der Geißenberg, an den sich die Alpecker Steige und der Safranberg anreihen. Auf dem Safranberge wurden in früheren Zeiten Wein und Safran gebaut. An seinem Fuße quillt ein sehr gesundes und erfrischendes Wasser hervor, das in einem Kasten gefaßt wird, der das „Alberkästlein" heißt, d. h. das Kästlein am Alber, einem feuchten, mit Bäumen besetzten Platze.

Den Schluß dieser Hügelkette, welche sich allmälig ans linke Donauufer hinzieht, macht der mit Laub- und Nadelholz bewachsene Böfinger oder Thalfinger Berg. Auf demselben ragt das Böfinger Schlößchen mit seinen Bauernhöfen hervor, und an der äußersten Spitze des Berges zeigt sich das Schloß Oberthalfingen mit seiner reizenden Aussicht ins weite Donauthal. Die Donau selbst fließt am Fuße des Berges hin.

Alle diese Berge haben immer noch eine ansehnliche Höhe. Ihr Boden liefert vortreffliches Getreide und ihr südlicher Abfall ist mit Gärten, Obstbäumen und üppigem Graswuchs geziert.

Mitten in diesem Halbkreise, von Bergen gebildet und von der Donau als Durchmesser begrenzt, ist nun die Stadt Ulm ausgebreitet. Sie nähert sich in ihrer Gestalt dem Eirund, breiter gegen Westen, schmäler gegen Norden. Ihr Flächeninhalt innerhalb der Mauern soll 192 Morgen

148 Quadratruthen betragen. Die größte Länge belauft sich auf 4614, die größte Breite aber auf 2236 Fuß. Der Umfang der Stadt erstreckt sich auf 12,800 Fuß oder auf ungefähr eine Stunde.

Die Wichtigkeit Ulms, seine günstige Lage erhellt besonders aus den vielen Straßen, die sich hier vereinigen. Nicht weniger als sieben Hauptstraßen laufen nach allen Richtungen aus. Somit ist Ulm — ähnlich wie Heilbronn — ein bedeutender Straßenknoten. Auf dem rechten Donauufer führt eine Straße östlich nach Augsburg und München, eine andere südlich nach Memmingen; auf dem linken Ufer des Stroms aber gelangt man — wie bereits angedeutet — südsüdwestlich nach Biberach und an den Bodensee, westsüdwestlich nach Ehingen und Schaffhausen, westlich nach Blaubeuren, nördlich nach Stuttgart und nordöstlich nach Heidenheim und Nördlingen. Mithin ist die Verbindung Ulms mit allen wichtigen Punkten ungemein erleichtert. Und wie sehr trägt zum lebendigen Verkehr die Eisenbahn bei, die sich hier nach dem Bodensee und ins Bayerische abzweigt!

Das Thal, in welchem Ulm sich ausbreitet, zeichnet sich durch ein ziemlich mildes Klima aus, welches gegen dasjenige der Alp auffallend absticht. Mögen auch häufige Nebel die Stadt fast ganz einhüllen, daß man von der Wilhelmshöhe aus nicht einmal mehr den Münsterthurm unterscheiden kann; mag die Witterung eine überaus unbeständige genannt werden: dennoch ist Ulms Lage im Allgemeinen eine nicht unliebliche; jene minder angenehmen Gäste, die Nebel, sind eine natürliche Folge der hier zusammen strömenden Flüsse. Die Winter sind gewöhnlich schneereich und halten oft lange

an; äußerst selten wird aber die Donau ganz mit Eis bedeckt. Die Hitze der gewöhnlichen Sommer ist erträglich.

Der Boden der Gärten und Aecker ist fruchtbar und liefert reichlichen Ertrag; überall gewahrt man Spuren menschlichen Fleißes und unverdrossener Thätigkeit; nicht leicht trifft man hier ein Fleckchen Erde, das nicht angebaut und ängstlich benützt würde. Zwar hat der Weinbau, der im 13. Jahrhundert auf dem Kuhberg und an den heute noch so genannten „Weinbergen" bei Söflingen betrieben wurde, längst das Revier geräumt, und die Klugheit der Besitzer dieser Weingelände hat diese in Gärten und Ackerland umgeschaffen. Dagegen gerathen im Freien die feinsten Gemüse, wie Spargeln und Karviol; an Obstsorten hat Ulm die schönsten Pfirsiche und Aprikosen, eben so schmackhaft und süß, wie in den mildesten Gegenden des Unterlandes. An gutem Kern- und Steinobst fehlt es nicht und die Getreideernte, die gewöhnlich um Jakobi beginnt, gehört zu den bedeutendsten des ganzen Landes.

2.

Lassen wir nun an einem Orte der „Ruhe" einen geschichtlichen Ueberblick über unsere Stadt an unserem Auge vorbeigehen! Und dieser stille Ort ist das liebliche Ruhethal. Nur etliche hundert Schritte dürfen wir von der Burg aus gehen, um das „Thal der Ruhe" zu erreichen.

Es liegt am westlichen Fuße des Michelsberges und soll seinen Namen von einer Kapelle zu „Unseres Herren Ruhe" erhalten haben, die im Jahr 1463 von den Büchsenschützen zu Ulm gebaut wurde. Allein der Name „Ruhe-

bühl", der Hügel beim Ruhethal, kommt schon im 13. Jahrhundert vor; der K. Reichsvogt hatte (nach einer Urkunde) auf demselben beim „Ruchinbuckel" jährlich Landgericht zu halten. Im Jahr 1533 brannte die Kapelle ab; ein Wirthshaus trat an ihre Stelle!

Und dieses Wirthshaus steht hier vor uns! Wir dürfen uns nicht wundern, daß es mit seiner stillen, ruhigen und äußerst anmuthigen Lage ein vielbesuchter Erholungs- und Vergnügungsort der Ulmer geworden ist. Eine Brunnenquelle bei jener Kapelle hat dem Platze schon in heidnischen Zeiten eine Bedeutung als Opfer- und Gerichtsstätte gegeben, und noch in späteren Zeiten wurde ihr Wasser als ein Mittel gegen das Fieber gebraucht.

Setzen wir uns, damit die Geschichte der Stadt uns kund werde! Erquickungen hat der freundliche Wirth bereits herbeigeschafft.

Ulm ist eine sehr alte Stadt. Wann es aber gegründet worden, wer es erbaut und woher es seinen Namen bekommen habe, was es in den ältesten Zeiten gewesen sei: darüber fehlt es gänzlich an sicheren Nachrichten. Da sagen die Einen, der Name Ulm sei von dem altdeutschen Worte Holm, Olm, das eine wasserreiche, sumpfige Gegend bezeichne, herzuleiten; denn in den ältesten Zeiten sei die ganze Gegend von den sanften Anhöhen von Kirchberg und den benachbarten Orten herab bis an den Fuß der Alp mit Wasser bedeckt gewesen. Andere meinen, Ulm verdanke seinen Namen der fünften Legion der Römer, die hier ein Standquartier gehabt habe, und es sei aus

der lateinischen Aufschrift „V. L. (egionis) M. (ansio)“ *) der Name „Ulm“ entstanden. Das läßt sich nun wohl sagen, aber nicht beweisen. Noch Andere behaupten, Ulm sei von scythischen Amazonen am Zusammenfluß der Donau und Blau angelegt worden, denn es sei da ein alter Götze aufgestellt gewesen; allein auch die Alemannen huldigten den Götzen und es war üblich, dieselben an Quellen aufzustellen. So war unser „Ruhethal“, wie schon bemerkt, einst zweifelsohne auch eine alte Opferstätte. Und wenn endlich der berühmte Geograph Ptolomäus zu Alexandrien in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christo von einem Ulama oder Ulema spricht, so werden wir dieses gewiß mit dem heutigen Ulm nicht verwechseln dürfen.

Alle diese Ansichten gehören demnach dem Sagenkreise an und werden denselben nie verlassen. Unzweifelhafte und urkundliche Nachrichten über Ulm beginnen mit dem Jahr 854. Aus ihnen geht hervor, daß Ulm eine königliche Villa, d. h. ein königliches Hofgut mit einem königlichen Palaste war, wo die Könige und Kaiser sich sehr oft aufgehalten haben.

Pipin und Karlmann wählten Ulm seiner günstigen Lage wegen zu einem karolingischen Kammergute und bauten dann eine Pfalz, wodurch es der Mittelpunkt der umliegenden königlichen Höfe und Güter ward. Die Pfalz kam auf einen Hügel über der Blau an dem jetzigen Lautenberg, wo sich heute noch der „neue Bau“ befindet, zu stehen. In nordöstlicher Richtung schloß sich das Dorf oder die „Villa“ Ulm an. Ueber der Donau lag die Villa

*) Quartier der fünften Legion.

Schweighofen; jenseits der Iller war der Waiblinger- oder Wiblinger-Hof. Westwärts von Ulm gegen den Kuhberg stand das Dorf Westerlingen, welches die Kornhöfe und Obstgärten umfaßte. Ulm schloß damals das Blaugau im Osten und Süden und bildete die Grenze der Bisthümer Augsburg und Konstanz. Den Namen Palatium, Pfalz, erhielt Ulm aber, wie schon gesagt, erst im Jahr 854. In jener Zeit umfaßte diese Pfalz ein Gebiet von etwa zwölf Meilen. Das Gericht in demselben übte in Abwesenheit des Königs ein von diesem hiezu bestellter Graf. Aber eben so frühe taucht ein anderer Besitzer Ulms, das Kloster Reichenau, auf, dem Karl der Große die königliche Villa schenkte, wodurch die Rechte des Grafen immer mehr geschmälert und endlich völlig aufgehoben wurden. Der Besitzstand dieses Klosters erstreckte sich übrigens anfänglich nur über den Sprengel der Kirche zu Ulm.

Aus der königlichen und des Klosters Villa Ulm entstand allmälig die Stadt. Sehr wahrscheinlich ward sie schon im zehnten Jahrhundert wegen der Hunneneinfälle ummauert. Jedenfalls wird Ulm als eines befestigten Orts im Jahr 1027 erwähnt. Die räuberischen Einfälle der Hunnen (Ungarn) machten Ulm nicht allein zu einem festen Orte, sondern sie bevölkerten denselben auch, sofern eine große Zahl freier Leute, die bisher auf dem Lande gelebt hatten, innerhalb Ulms Mauern Schutz suchten und fanden. Dafür begaben sie sich eines Theils ihrer Freiheiten und unterwarfen sich dem mit dem Hofrecht verbundenen Ehezwang und Besthaupt. Auf diese Weise entstanden die sogenannten Königsleute, das Mittelglied zwischen Ministerialen und Hörigen, welche die längere Abwesenheit der Kaiser

trefflich zu benützen wußten, um sich Grundbesitz auf dem Gebiet der Pfalz zu erwerben.

Demnach bestand die Bevölkerung Ulms aus Ministerialen, Königsleuten und Hörigen. Die Ersteren gehörten zu den Freien und entsprachen dem späteren niederen Adel. Sie waren eben Dienstleute, ursprünglich geringerer Art als die Kämpfer im Heere, wurden aber in der Folge auf dieselbe Stufe gehoben. Die später auftretenden Patrizier sind nicht aus diesem Stande hervorgegangen. Die Königsleute trieben Handel und fabrikartigen Verkehr mit den Erzeugnissen emporstrebender Hörigen. Sie sind wohl die ältesten Bürger im heutigen Sinne des Worts, da sie durch Handel und Gewerbe sich hervorthaten. Die Hörigen endlich bildeten die untersten Schichten des Volks und durften nicht daran denken, nur auch die geringsten Rechte für sich zu erwerben.

Erst gegen das Ende des 11. und zu Anfang des 12. Jahrhunderts trat nach den Ministerialen ein Stand auf, den man recht wohl den der Altbürger nennen kann. Aus ihnen, aus den Burgensen, entwickelte sich in der Folge das städtische Patriziat.

In dem Kriege, welchen K. Lothar mit Konrad und Friedrich von Hohenstaufen um die Kaiserkrone führte, wurde Ulm, da es mit Letzteren hielt, 1134 von Herzog Heinrich von Bayern, Lothars Schwiegersohn, vollständig zerstört, so daß fast kein Stein auf dem andern blieb und beinahe sämmtliche Einwohner jämmerlich erwürgt, niedergemetzelt oder verjagt wurden. Ulm war ein Trümmerhaufen. Aber dieses Unglück der Stadt war für sie die Mutter des Glücks. Schöner und größer als vorher erhob

sich Ulm, nachdem Konrad von Hohenstaufen 1138 deutscher Kaiser geworden war, aus seinen Trümmern, und seinen Umfang von damals behielt es beinah unverändert bis heute. Die Stadt wurde mit vielen Rechten und Freiheiten bedacht. Viele Menschen, sowohl dem auf dem Lande ansäßigen Adel, als auch anderen Städten und Ortschaften angehörig, siedelten sich im „Gries" an und bevölkerten so die junge Stadt. Die Hohenstaufen thaten Alles, was zum Emporblühen Ulms beitragen konnte. Ihre mehrmalige Anwesenheit in dieser Stadt verschaffte den „hörigen" Handwerksleuten manchen Gewinn, und diesen gelang es dadurch, die Fesseln der Hörigkeit mehr und mehr zu lockern. Auch die Königsleute und Altbürger fanden sich durch den längeren Aufenthalt der Kaiser beeinflußt, sofern sie Hofdienste annahmen und sich in Folge dieses Dienstverhältnisses an den Wanderungen des Hofs durch das deutsche Reich betheiligen mußten.

Das öffentliche Leben nahm während der Hohenstaufenzeit nach und nach bestimmtere Formen an. Es fand eine engere Berührung zwischen Königsleuten und Hörigen statt, indem sich jene mehr dem Handel und der Industrie zuwendeten, wodurch sie sich ohne große Mühe Reichthümer erwarben. Auf gleiche Weise ward es den Hörigen möglich, sich eine behaglichere Stellung zu verschaffen.

Während des Interregnums fand Ulm seinen besten Schutz in der Eintracht seiner Bürger und Bewohner. Als endlich Rudolf von Habsburg, seit 1273 Kaiser, das Herzogthum Schwaben, unter dessen Schutze Ulm stand, nicht mehr herstellte, so gieng die Stadt, deren Rechte und Freiheiten er bestätigte, in den Schutz des Reichs über.

Bei jeder Gelegenheit bewährten aber auch die oberländischen Städte — wie einst unter den Hohenstaufen — die Treue gegen ihren rechtmäßigen Herrscher.

Die Zeiten der Judenverfolgung, das Judenbrennen genannt, und einer furchtbaren Pest, des schwarzen Todes, welche im vollen Sinne des Wortes eine schauerliche Schreckensperiode bildeten, übergehen wir; ebenso die Regierungszeit Karls IV. und seines Sohnes Wenzel. Daß übrigens in jenen Tagen der Luxus bei den Bewohnern der Stadt sich höher und höher steigerte, mag daraus hervorgehen, daß bei einem Turnier der Reichsstädte auf dem Frohnhofe die Geschlechter von Ulm auf prachtvoll geschirrten, milchweißen Hengsten ritten und in Gewändern erschienen, die von Gold und Silber strahlten; und die Frauen auf den Balkonen thaten es jenen wo möglich im Schmucke zuvor, so daß die liebliche Maisonne des Jahrs 1458 in tausend und abermal tausend Brillanten sich spiegelte. Aus jenen Tagen weiß die Kronik auch von einem frommen, alten Manne zu erzählen, der nach Ulm gekommen nnd gegen die daselbst herrschende Putzsucht mit Wort und That ankämpfte. So schnitt er den Männern die Schnäbel an den Schuhen, den Frauen die Schleppen an ihren Kleidern ab. Daß aber seine Predigten und seine Handlungsweise nicht viel fruchteten, bewies die Folgezeit, die wo möglich noch größeren Schmuck sich verschaffte und den Luxus unglaublich steigerte.

Wenn nun damals das Ulmer Volk solch großartige Ausgaben für Putz und Schmuck machen konnte, so werden wir daraus den Schluß ziehen dürfen, daß ein bedeutender Wohlstand in Ulm zu finden gewesen sein muß. Und so

war es auch! Sowohl der Wohlstand des Einzelnen, als auch der Reichthum der Stadt steigerte sich mit jedem Tage. Vom Anfang des 14. Jahrhunderts an war die Reichsstadt Ulm der Hauptsitz der Leinwandfabrikation und des Leinwandhandels. Wir sprechen später noch hierüber. Damals galt aber auch das Sprüchwort: „Ulmer Geld geht durch alle Welt."

Die Zeit der Reformation brach an. Ulm war ihr ganz zugeneigt. Luthers Werk fand raschen Eingang und nachdrückliche Unterstützung. Mehrere Klöster wurden geschlossen; das Franziskaner-Frauenkloster, die Sammlung, wurde in ein evangelisches Fräuleinstift umgewandelt, in welchem stets zwölf unverheirathete Töchter aus angesehenen Familien ihr Unterkommen finden sollten. Es erhielt sich bis zum Jahr 1808. Auch zum schmalkaldischen Bunde gehörte unsere Stadt. Durch eine große Geldsumme wußte sie sich aber im schmalkaldischen Kriege Kaiser Karl V. günstiger zu stimmen. Als dieser 1548 einen feierlichen Einzug in Ulm hielt, führte er den gefangenen Kurfürsten Johann von Sachsen als Zeugen seines Triumphes mit sich. Während seines damaligen Aufenthalts in Ulm beschäftigte er sich mit der gänzlichen Umgestaltung des Raths, mit der Aufhebung des Zunftverbandes und mit den kirchlichen Einrichtungen nach den Bestimmungen des Interims. Auf eine rücksichtslose Weise wurde die ganze Verfassung im Sinne der Patrizier abgeändert. Seit dieser Zeit trat die Gliederung der Gesellschaft stärker hervor.

Wollten wir die Drangsale und Nöthen, den Jammer und das Elend, mit welchem Ulm während des dreißigjährigen Krieges heimgesucht wurde, mit allen Farben schildern,

wir würden kaum Worte finden. Berechnet man doch allein den Schaden der Stadt während dieses Krieges auf mehr als 3,300,000 fl.! Und trotz dieser Brandschatzungen und trotz der Verheerungen wurde — wie der Kronist berichtet — der übermäßigste Luxus getrieben. Ein Kleinod rettete sich aber die Stadt: evangelische Glaubensfreiheit. Und diese wahrte sie sich als ein mit Gut und Blut errungenes Vermächtniß der Väter.

Nach dem westphälischen Frieden erholten sich die gänzlich verödeten und zerrütteten Lande nach und nach wieder. Aber der spanische Erfolgekrieg war der Stadt abermals unheilbringend. Er hatte jene Ueberrumpelung zur Folge, welche man in Ulm unter dem Namen „bayerischer Einfall" kennt, durch den die Bürger nach vergeblichem Widerstande zur Uebergabe der Stadt an Bayern gezwungen wurden. Der Schaden, den das Gemeinwesen der Stadt in den Jahren 1702 bis 1704 erlitt, betrug mit Einschluß des Verlusts der Bürger wieder über drei Millionen Gulden. Gleichwohl endigten die Drangsale der Stadt und ihres Gebietes noch nicht!

Ulm, einst so reich, war so tief gesunken, daß es sich der Schulden kaum zu erwehren wußte. Um sich auf irgend eine Weise zu helfen, mußte es sogar zu Veräußerungen schreiten. Und zu diesen Verlusten kam noch der seines Zeughauses, das die Kaiserlichen auf ihrem Rückzuge völlig plünderten, indem sie 129 Kanonen, 12 Mörser, 4 Haubitzen, 8000 Gewehre und eine Menge anderer Kriegsvorräthe, auch viele alterthümliche Waffen und Rüstungen nach Oestreich abführten.

Endlich aber erlitt Ulm ungeheure Verluste durch die

französischen Kriege, in welchen die Kaiserlichen Nichts zurückließen, die Franzosen aber, so viel sie konnten, erpreßten. Wir gedenken hier nur eines Ereignisses von vielen während jener Kriege. Es war am 6. Oktober 1805, als die ganze östreichische Armee unter dem hochbetagten Feldmarschall Mack in Ulm zusammen gedrängt war. Die Stadt wimmelte von Soldaten und Kriegsgeräth; sie bildete Eine Kaserne. Die Familien wohnten in den Kellern. Kühn genug setzte Ney bei dem Dorfe Elchingen, das ihm den Marschallstitel erwarb, am 14. Oktober über die Donau. Napoleon war am 15. bei anhaltendem Regen auf den Höhen angekommen. Die Nacht hatte er in einem Gartenhüterhäuschen zugebracht. Bald war am 16. der Michaelsberg erstürmt. Der Anfang zur Beschießung der Stadt wurde gemacht. Diese wäre mit dem Münster unausbleiblich gänzlich zu Grunde gerichtet, und Menschenleben wären in erschreckender Zahl zwecklos geopfert worden; da bat am 17. eine Deputation mit Bewilligung Macks den französischen Kaiser um Schonung der Stadt. Noch am gleichen Tage wurden durch den jungen Fürsten Lichtenstein Unterhandlungen eingeleitet, die nicht volle zwei Tage dauerten und mit der Uebergabe der Stadt endigten. Auf einem der Felsenvorsprünge am südlichen Theil des Michelsberges, an dem Kienlesberg, stand Napoleon am 20. Okt. Vom frühen Morgen an dauerten die Züge der französischen Regimenter durch die Stadt und sammelten sich auf der Nordseite derselben, wo die Entwaffnung der Oestreicher vor sich gehen sollte. Dort bildeten sie eine ungeheure Linie von etwa 30,000 Mann, die sich vom Geißenberge her an den benachbarten Höhen bis herauf gegen das sonst so stille

Ruhethal hinzog und sich in großen Bogen an die Stadt anschloß. Mack erschien dann mit seinem Generalstabe und etwa 30,000 Mann streckten das Gewehr, legten die Waffen vor Napoleon nieder. Diese Entwaffnung dauerte bis spät in die Nacht. Die gewehrlosen östreichischen Soldaten wurden beim neuen Thor wieder in die Stadt hineingeführt und bis zu ihrer Abführung nach Frankreich in ihre Quartiere verlegt. Das ist die Kapitulation Macks, und warum jener Felsvorsprung, den wir schon oben von der Wilhelmshöhe aus sahen, den Namen „Napoleonsfelsen" noch heute trägt, dürfte jetzt klar sein. Die Franzosen erhielten außerdem noch 60 Kanonen mit Munition, 3000 Pferde und gegen 50 Fahnen. Mit verbissenem Grimme und tieferregtem Schamgefühl gedachte noch manch ein Kriegsmann nach Jahrzehnten dieses schmählichen Falls. Die Festungswerke der Stadt aber wurden von den Franzosen von Grund' aus zerstört. Der Schaden, den Ulm innerhalb acht Wochen — also während der eben erzählten Einschließung — erlitt, wurde amtlich zu 1,680,085 fl. angeschlagen. Ulm mußte in den Kriegen von 1618 bis 1648, 1702 bis 1704 und 1790 bis 1805 einen Verlust von mindestens elf Millionen Gulden tragen.

Indessen wurde die Stadt vom empfindlichsten Schlage getroffen: ihrer Selbstständigkeit wurde ein Ende gemacht. Durch den Frieden zu Lüneville, 1801, wurde sie dem Kurfürsten von Bayern zugetheilt. Sie wurde die Hauptstadt der bayerischen Provinz Oberschwaben. In Folge des Compiegner Vertrags vom Jahr 1810 gelangte endlich Ulm mit Allem, was diesseits der Donau zu ihr gehörte, an die Krone Württemberg; alle jenseits der

Donau gelegenen Besitzungen blieben dagegen bei der Krone Bayern, wodurch sich die Markung der Stadt unter zwei Königreiche vertheilte.

Nach und nach wurde das Gemeindewesen der Stadt geordnet; ein Vergleich im Jahr 1821 zwischen der Stadt und dem Staate fiel sehr zu Gunsten jener aus, und sie ward dadurch in eine Lage versetzt, welche vortheilhafter ist, als die irgend einer anderen Stadt, zumal sie sich im Genusse der reichsten Stiftungen befindet. Wenn auch in den ersten Jahren nach dem Verluste der Reichsfreiheit der Name „Wühtenberger" zu den Schimpfwörtern gehörte, so können sich jetzt die Ulmer ganz glücklich zurecht finden in ihren neuen Verhältnissen, und es dürften die Bewohner weniger Städte ein so behäbiges, ruhiges, vergnügliches und freies Leben führen, wie unsere Ulmer.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die ehemalige Verfassung Ulms!

In frühester Zeit wurde die Verwaltung von der königlichen Pfalz aus, theils vom Kaiser persönlich, theils durch einen Stellvertreter besorgt. Diese waren die Pfalzgrafen. Nach dem Wiederaufleben des Herzogthums waren die Herzoge die natürlichen Stellvertreter des Königs. Unter den Hohenstaufen aber findet man K. Reichsvögte an der Spitze der Verwaltung. Unter diesen stand der K. Reichsschultheiß. — Bald bekamen auch die Angehörigen der Stadt Theil an der Verwaltung. Das Stadtgericht war nicht blos mit K. Dienstleuten, sondern auch mit Beisitzern oder Schöffen aus den Vornehmeren

der Stadt, den edeln Geschlechtern, besetzt. Zu den zwölf Schöffen traten später auch noch zwölf Rathmannen mit einem Bürgermeister, und es bildete sich so ein Stadtrath. Schöffen und Rathmannen wurden nur aus den Geschlechtern genommen. Rudolf von Habsburg verlieh Ulm das Stadtrecht von Eßlingen, sowie das Recht, den Schultheißen selbst zu wählen. Dadurch trat die Stadt in die Stellung einer selbstständigen Municipalstadt ein, und bald ward auch der Schritt zur völligen Unabhängigkeit gemacht. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts finden wir die letzten Reste der K. Landeshoheit an die Stadt übergegangen. Der Stadtrath von Ulm war die einzige, oberste, frei und unabhängig sich bewegende Regierungsbehörde. So war Ulm im Laufe der Jahre eine freie Reichsstadt geworden. Im Jahr 1522 erhielt es auch das Recht, alle Gattungen goldener und silberner Münzen zu schlagen und sah sich dadurch in den vollen Besitz des Münzrechts gesetzt.

Die bedeutenderen Aemter in der Stadt wurden mit Patriziern besetzt. Je mehr sich aber Handel und Gewerbe und damit das Gefühl der Gewerbtreibenden selber hoben, desto begründeter war das Verlangen der letzteren nach Antheil an der Verwaltung. Schon 1290 erhielten zwölf Zunftmeister Sitz und Stimme im Rathe, der sich nun in drei Bänke theilte: die der Schöffen, der Rathmannen und der Zünfte. Aber auch dieser Zustand genügte nicht. Kaiser Ludwig, der Bayer, kam zur Befriedigung der Zünfte herbei und stiftete 1327 einen Vertrag, der erste Schwörbrief genannt, nach welchem der Stadtrath in einen großen und kleinen Rath getheilt wurde. In diesem erhielten 15 von den Geschlechtern und 17 von

den Zünften, in jenem 10 von den Geschlechtern und 30 von den Zünften Sitz. Die Bank der Schöffen mit ihrem Vorstande, dem Stadtschultheißen, wurde auf das Gerichtswesen allein beschränkt. Das Oberhaupt der Regierung wurde jetzt der Bürgermeister. Der Schwörbrief, der durch einen zweiten vom Jahr 1345 bestätigt wurde, sprach zugleich völlige Gleichheit der Rechte und allgemeine Steuerpflichtigkeit aus.

Diese Verfassung behielt Ulm zweihundert Jahre hindurch. Kaiser Karl V. löste sie jedoch — unterstützt von den Patriziern — auf und gab der Stadt eine neue Verfassung im Jahr 1548. Statt des aus 72 Personen bestehenden großen und kleinen Raths wurde ein Rath mit 31 Personen — 21 aus den Geschlechtern (Patriziern), 10 aus den Zünften — niedergesetzt. Alle wichtigeren Aemter wurden den Geschlechtern vorbehalten. Um jedoch die Unzufriedenheit und Erbitterung der Zünfte hierüber zu beschwichtigen, wurde der neueingesetzte Rath noch mit zwei Gliedern aus den Geschlechtern und acht aus der Gemeinde vermehrt. Am 22. August 1558 erhielt sodann die Stadt den neuen „Schwörbrief" oder ihre neue Verfassungsurkunde, und diese blieb in Wirksamkeit bis zur Aufhebung der Reichsfreiheit und Selbstständigkeit Ulms.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei den Geschlechtern! Ein Vorrecht derselben war das Recht zum Besitz einer Gesellschaftsstube, der Geschlechterstube. Jeder Patrizier wurde, wenn er das 17. Jahr erreicht hatte, zur Gesellschaft gezogen und mußte Stubengeld bezahlen.

Dem Neueintretenden wurde vor allen Dingen zur Pflicht gemacht, sich der Ehrbarkeit zu befleißigen und dem höheren Stande, dem er als „Geschlechter“ angehörte, in keiner Weise Unehre zu machen. Dagegen sollte er sich in allen ritterlichen Uebungen auszuzeichnen suchen.

Oberster Stubenherr war der patrizische Bürgermeister. Wer sich unritterlich aufführte, wurde von den Stubenmeistern zur Rede gestellt und nach Umständen bestraft. Schmäh- und Schlaghändel durften nicht stattfinden. Stubenmeister waren es immer drei, von denen jedes Jahr einer abtrat und durch Wahl eines neuen ersetzt wurde. War zur Gesellschaft angesagt, so durfte Niemand bei Strafe von einem Gulden wegbleiben. Nur der oberste Stubenherr konnte von dieser Pflicht entbinden.

Zutritt zu der Gesellschaft hatten allein die Patrizier und solche Mitglieder der Gemeinde, die mit Patriziern verschwägert waren und kein Handwerk trieben. Diese durften mit ihren Söhnen an den Tag- und Nachtzechen theilnehmen, nicht aber beim Mahle am Aschermittwoch und bei berathenden Zusammenkünften. Starb die patrizische Frau eines solchen „Mehrers“ der Gesellschaft, so erlosch sein Stubenrecht, wenn er zur zweiten Ehe mit einer Zunftgenossin schritt. Eine besondere Festlichkeit auf der Geschlechterstube war das sogenannte Schlegelmahl. Auch am heiligen Dreikönigstag fand ein besonderes Fest nach der Wahl des neuen Bürgermeisters statt.

Am drückendsten waren den Geschlechtern die Gesetze gegen den Luxus. Nur Weniges hatten sie in dieser Beziehung vor den Zünften voraus. Die Frauen der Geschlechter durften seidene Kleider von 20, die Handwerkerfrau

aber nur von 12 Fäden tragen, auch war einer Geschlechterin ein Marderpelz um den Hals gestattet. Die Geschlechter hatten den Titel der „Ehrbaren“.

Durch diese Geschlechterstube — später die obere Stube, heute das Museum genannt — war den Patriziern stets eine gewisse vornehme Zurückhaltung gegen die Zünfte ermöglicht. Als daher die Kaufleute, unter deren Zunft viele Geschlechter waren, eine Kaufleutestube — die untere Stube — errichteten, lehnten sich die übrigen Geschlechter förmlich dawider auf. Allein nach langem Widerstreben wurde 1527 den Kaufleuten ihre Trinkstube gestattet; doch behielt sich der Rath die Beaufsichtigung durch vier aus seiner Mitte gewählte ehrbare Männer vor.

Und jetzt nur noch Einiges über das Gebiet der Stadt. Dieses vergrößerte sich ungemein schnell in dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts. Mit seinem Alles überwältigenden Gelde verdrängte Ulm zwei der mächtigsten Grafenhäuser, Werdenberg und Helfenstein, aus allen ihren Besitzungen. Langenau, Alpeck, Unterelchingen, Göttingen, Hörvelsingen, Wettingen, Setzingen, Neerenstetten, Altheim, Seglingen, Ballendorf, Bissingen, Börslingen, Breitlingen, Ettlenschieß, Holzkirch, Neenstetten, Weidenstetten, Geißlingen, Altenstadt, Amstetten, Kuchen, und Güter in andern auf der Alp liegenden Orten wurden innerhalb eines halben Jahrhunderts aufgekauft. Es ist äußerst interessant zu sehen, wie Ulm sein Gebiet auszudehnen wußte, während rings um die Stadt her andere Besitzer ein Gut und ein Recht um's andere zu veräußern gezwungen waren. Auch Ge-

schlechter und andere Familien der Stadt wußten sich sehr viele Güter zu erwerben, die zum Ulmischen Gebiet gezogen wurden.

So war die Stadt in den Besitz eines sehr bedeutenden Gebiets gekommen, das zuletzt einen Flächenraum von 15 Quadratmeilen umfaßte und von etwa 40000 Menschen bewohnt war. Das Gebiet wurde in die obere und untere Herrschaft eingetheilt. Zur oberen Herrschaft gehörten die Oberämter Langenau, Alpeck und Leipheim nebst mehreren Aemtern 2c., zur unteren aber das Oberamt Geißlingen und wieder mehrere Aemter. Jedes Pfarrdorf hatte sein Gericht mit einem Anwalt.

Die Einkünfte der Stadt wurden zuletzt auf eine halbe Million Gulden geschätzt. Sie floßen aus Grundeigenthum, Lehens- und anderen Gefällen, Steuern 2c. — Dennoch gieng Ulm mit einer Schuldenlast von 4,046,958 fl. im Jahr 1802 an Bayern über. Wie sich diese Angelegenheit unter der württembergischen Oberhoheit gestaltete, wurde schon oben bemerkt.

3.

Unser geschichtlicher Ueberblick gewann zusehends an Länge. Lernen wir nun die Festung Ulm kennen! Als Festung hat Ulm seine ganz besondere Bedeutung.

Bald nach der Zerstörung der Stadt durch Heinrich den Stolzen, Herzog von Bayern und Sachsen, im Jahr 1134 wurde die Stadt, nachdem Konrad von Franken König Deutschlands geworden war, bei ihrer Wiederherstellung und Vergrößerung im Jahr 1140 mit Mauern umgeben. Die

folgenden und späteren Jahre ließen Thürme und Gräben und ähnliches Bollwerk nach damaliger Art entstehen.

Die ersten Festungswerke neuerer Art machte man 1480 beim sogenannten Einlaß an der Donau. Noch vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs, aber auch während desselben wurden diese Werke vervollständigt und bis 1707 immer noch wesentliche Verbesserungen an ihnen vorgenommen.

Alle Festungswerke bestanden bis zum Jahr 1797 aus einem hohen, mit Backsteinen untermauerten Walle mit zehn Bastionen, einigen starken Außenwerken mit einem breiten Wassergraben und der alten Stadtmauer mit dem früher um sie gezogenen Gräben. Von 1797 bis 1800 wurden sie von den Oestreichern noch mit Pallisaden und mehreren neuen Werken versehen, die an beiden Ufern der Donau, an der Blau und auf dem Galgen-, Michels- und Geißenberge nach den besten Regeln der Befestigungskunde angelegt wurden. Unter denselben zeichnete sich vornämlich das Fort auf dem Michelsberge durch seinen Umfang und innere Einrichtung aus. Als aber den Franzosen im Jahr 1801 auch Ulm eingeräumt wurde, fieng man sogleich an, die alten und neuen Festungswerke niederzureißen. Viele Hunderte waren Monate lang mit Sprengung der festen und dicken Mauern, mit Abtragung des Walls und mit Ausfüllung des zweiten oder äußeren Grabens beschäftigt, und Alles gieng so rasch und eilfertig, daß 1804 die weitläufigen Festungswerke dem Boden beinah gleich gemacht und auf dem gewonnenen Platze die schönsten Alleen und herrlichsten Gärten angelegt und eine Menge artiger Lusthäuser aufgebaut waren.

Beim Wiederausbruch des Kriegs 1805 ließ sich nur das Fort auf dem Michelsberge, mit dessen Schleifung man

weniger geeilt hatte, ausbessern und erweitern. Aber noch im gleichen Jahre wurden sämmtliche Festungsüberreste so vollständig vernichtet, daß keine Spur mehr von ihnen zu sehen war.

Nach dem Frieden von 1815 gedachten die deutschen Fürsten Ulm zu einer Bundesfestung zu gestalten. Allein erst im Jahr 1840 wurde dieser Plan von Seiten des deutschen Bundes in genauere und reiflichere Erwägung gezogen. Gelüste der französischen Nachbarn zu einem Einfalle in das deutsche Gebiet beschleunigten die Beschlußfassung. Im Jahr 1842 begannen die Arbeiten unter der Leitung des damaligen preußischen Majors von Prittwitz, und bis zur Stunde wurden sie fortgesetzt.

Da haben wir nun den großartigsten Bau der ganzen Festung vor Augen: die Wilhelmsburg Sie ist jedenfalls der wichtigste, stärkste und auch interessanteste Theil des ganzen Festungsgürtels. Was man sonst die Citadelle einer Festung nennt, das bildet diese Burg. Auf dem seiner Lage und Ausdehnung nach bedeutendsten Berge erbaut, ist sie geeignet, dem fremden Eindringling ihre stolze, kalte und vernichtende Stirne zu weisen. Hiezu vermag ihr die weiter gegen die Alp vorgeschobene Wilhelmsfeste glücklich zu verhelfen.

Der Mann vom Fache nennt unsere Citadelle eine Defensiv-Kaserne. Sie bildet ein großes viereckiges Gebäude mit äußerst umfangreichem innerem Hofraum, rückwärts und nach den Seiten in drei, nach vorn aber in vier Stockwerken überwölbt. Aber weder Ziegel noch Blech oder

ähnliches Material decken das Ganze; im Gegentheil, es ist hoch mit Erde überschüttet und dadurch gegen Bombenschläge gesichert.

Drei Thürme sind mit dem Gebäude verbunden. Das einfache äußere Gewand des Baus wird dadurch lebhafter. Doch sind sie nicht blos Zierden der Burg, sondern auch treue Wächter derselben.

Betreten wir nun das Innere der Burg! Wir schreiten über eine ungemein starke Zugbrücke. Ein tiefer Graben umzieht den Bau. Schwere Thore stehen offen. Es ist, als ob ein Schleier von unseren Augen genommen würde! Freundliche Räume verscheuchen die ernsten Betrachtungen. Welch reges Leben in den Gängen der Kasematten sich zeigt! Hier begegnen wir württembergischen Infanteristen, eben beschäftigt mit der Reinigung ihrer Uniformen. Dort übt sich eine Abtheilung östreichischer Artilleristen in den Anfängen militärischer Kunstgriffe. Hier sind es württembergische Kanoniere, die ihre schmucken Schießwaffen sollen regieren lernen! Dort vereinigt sich eine größere Zahl Oestreicher um angekommene Nahrungsmittel in Empfang zu nehmen. Truppen verschiedener Staaten und verschiedener Waffengattungen treiben hier ihre friedlichen Uebungen, damit sie die Zeit der Gefahr nicht unvorbereitet ereile. Ein beständiges Gehen und Kommen, Laufen und Rennen, Trommeln und Blasen, Kommandiren und Marschiren hallt durch die gewölbten Gänge, die alle gepflastert sind.

Sehen wir aber auch in eine Kasematte hinein! Sie ist eine gewölbartige Stube. Wie gewaltig der Ofen sich ausnimmt! Die Schlafstellen, die Habseligkeiten der Be-

wohner dieses Gewölbes sind hübsch geordnet. Ueberall herrscht größte Reinlichkeit.

Auch die Offiziere bewohnen solche Kasematten; alle sind gleich gebaut, nur ihrer Größe nach sind sie verschieden.

„Wie laut es aber da drinnen zugeht! Woher Das wohl rührt?" — Je nun, dies Räthsel ist leicht zu lösen. In diesen Räumen hat die Festungswirthschaft ihre Herrlichkeiten ausgebreitet; wenn unsere Soldaten ermattet von den Uebungsplätzen zurückgekehrt sind, so suchen sie die erschlafften Lebensgeister durch einen bescheidenen Trunk zu wecken. Und leichteren Schrittes als dem Exerzierplatze eilen sie diesem Orte zu! Wohl bekomm's ihnen!

Aber auch ein Betsaal ist für sämmtliche Mannschaft eingerichtet. Und ein Geistlicher übt sein Amt mit Nachdruck und, hoffen wir, auch mit Erfolg.

So findet sich in diesem Bau Alles vereinigt: Wohnungen, Uebungsplätze, Werkstätten, Arsenale, Betsäle, und Wirthschaften; es fehlt nur noch der Feldherr und — der Kapuziner. Aber sollten einmal die ehernen Würfel des Krieges fallen, so werden auch sie in diesen Räumen ihr ständiges Lager aufschlagen.

Was nun gemeinhin den Fremden am meisten beschäftigt, das ist nicht der Wechsel in der Form und der Ansicht der Kasematten, sondern es sind dies mehr die langgestreckten Gänge, der kaum zu Ende zu bringende Weg im Viereck des Gebäudes, die vielen Stockwerke übereinander und endlich — bei aller Einfachheit der Bauart — der Mangel an Orientirung und Zurechtfindung und

das hiedurch erzeugte Gefühl des Geheimnißvollen. Immer steigen die Gänge aufwärts; immer wieder dieselbe Einrichtung! Kaum, daß man das oberste Stockwerk zu erreichen glaubt! Endlich — endlich sind wir zu oberst angekommen. Wir stehen auf dem schönsten Rasen. Nur einzelne Kamine strecken sich verwegen ein klein wenig hervor. Herrlich, ja wahrhaft großartig ist die Aussicht hier oben. Majestätisch liegt die ganze Festung vor uns.

Betrachten wir diese zunächst, ehe wir den Blick in die Ferne schweifen lassen! Der große innere Hofraum und die nach innen gekehrten langen und schönen Façaden des ganzen Gebäudes versetzen uns in Staunen. Größer noch wird dieses Staunen, wenn wir die im Hofe aufgehäuften Kanonenkugeln und die verderbenbringenden Schlünde jener furchtbaren Geschoße ins Auge fassen. Und wie massiv Alles gebaut ist! Meint man doch, es müsse diese Burg für Jahrtausende dauern. Aber nicht umsonst hat der Erbauer Alles so zusammen gefügt. Ist doch diese Citadelle unstreitig vom Ganzen der wichtigste Punkt. Sie beherrscht die ihr zu Füßen liegende Stadt; nicht minder beherrscht sie aber auch die einzelnen Werke der Gesammtfestung. Zugleich erschwert sie den Zugang von der Alp, von welcher Seite der Feind zuerst einen Angriff versuchen wird; denn von dorther würde er ein weites Feld zur Ausbreitung des Angriffs, günstigen Boden und — im Fall des Gelingens — eine sichere Herrschaft über Ulm finden. Deßhalb die mächtigen Mauern, die ungeheuren Batterien, die weithin geführten Vorwerke! Schon der Zugang zur Burg wird durch diese weitvorgeschobenen Forts gewaltig gehemmt. Fürwahr, dieser treue Beschützer der Stadt scheint mit seinen

langen steinernen Armen die Friedliche liebkosen zu wollen. Von ihm, von dieser Burg aus ziehen sich ja nach beiden Seiten die Mauern und Wälle der Festung in ununterbrochenen lang gezogenen Linien das Thal hinab. Auf der westlichen Seite haben wir zunächst die Befestigung des Kienlesbergs mit der Felsenbatterie und im Thale das schöne Blaubeurer Doppelthor mit Halbmond, sodann die Mittelbastion mit der nach Söflingen gekehrten Blauflesche, das bequeme Ehinger Thor und endlich den Anschluß an die obere Donaubastion mit einer eleganten Defensiv-Kaserne. Die östliche Seite ist eingeschlossen von den beiden Forts der Geißenberge, unter denen in langem Bogen die Lokomotive wild dahin braust; Reduit und Kaserne gehören zu diesen Forts; ihnen folgen im Thale das Stuttgarter Hauptthor, die langgezogene Courtine, ein einfaches Thor in die Friedrichsau und der untere Donauanschluß, die untere Donaubastion mit thurmartigen Gebäuden und der mehr ernsten und imponirenden Defensiv-Kaserne.

Weiter über die Donau werden von der Höhe der Burg herab die Formen unbestimmter; wie ein schmaler, lichter Streifen umschließt in kleinerem Bogen die bayerische Festung das jenseitige Ufer. Einzelne über die große Ebene auftauchende Punkte lassen sich kaum als die drei vorgeschobenen Festungswerke der Hauptumfassung des rechten Donauufers erkennen. Alles, was auf dieser Seite des Flusses liegt, nennt man gemeinhin den Brückenkopf einer Festung. Hier ist ein Theil fast dem andern gleich: ein regelmäßig bastionirtes Werk mit langen Fronten und mehrfach gebrochenen Flanken, um durch Erlangung rechter Winkel

keinen Theil unbestrichen zu lassen. Alles ist aber auch niedriger, schwächer, und zeigt, daß diese Seite nicht die wesentlich bedrohte ist. Die Gräben sind breit, flach und zur Ueberschwemmung durch die Donau eingerichtet.

Sichtbarer und hervorragender erheben sich die Vorwerke des linken Ufers über die Spitzen der das Thal umschließenden Höhen. Denn hier bemerkt man nirgends eine Ebene, obgleich der Platz hinreicht, die Stadt für jetzt und in ihrer einstigen Größe aufzunehmen. Von allen Seiten treten — wie wir dies bereits sahen — die Berge gegen sie heran mit engen, schroffen Thälern zwischen sich; nur das einmündende breitere Längenthal der Blau erweitert die kleine Stadtebene in westlicher und östlicher Richtung.

Südlich von diesem Thale und westlich von der Stadt krönen zwei starke Werke die Höhen des Kuhbergs: das Fort des oberen Kuhbergs, durch seine drei Thürme und seine sehr vorgeschobene Lage leicht erkenntlich; näher bei der Hauptumfassung das größere Fort des unteren Kuhbergs; zwischen beiden zieht sich ein kleineres Verbindungswerk hin, der mittlere Kuhberg. Nördlich vom Blauthal und westlich von unserer Burg liegt das Fort Eselsberg mit seiner ganz deutlich sichtbaren Defensiv-Kaserne, sowie ein weiter im Blauthal vorgeschobenes kleineres Werk. Oestlich von der Burg erhebt sich das starke Alpecker Fort mit seinen mittelalterlichen, von zwei Thürmen begrenzten Reduit, das zugleich die Wichtigkeit dieser Angriffsseite verkündigt. Rechts vom Alpecker Fort und kaum sichtbar ist das kleinere Fort des Safranberges, gleich einer Schildwache auf den Abhängen gegen die Donau hinausgeschoben; ebenso hält links ein Thurm im Ober-

linger Thal sorgsam Wache gegen jedes geheime Heranschleichen des Feindes. Nur ein vorgeschobenes Fort liegt auf dem linken Donauufer in der Ebene, das Fort der Friedrichsau, vor der untern Donaubastion in einem großen Bogen des Stroms gelegen, die Uebergänge über diesen zu verhindern und das Anrücken im Thale zu erschweren.

Dies ist Alles, was wir von unserem Standpunkt aus wahrzunehmen vermögen; es ist aber auch weitaus der größte Theil der Festung im Süden, Osten und Westen der Burg; nur nach Norden, über die Wilhelmsburg hinaus werden wir bald noch mehrere starke Werke sehen, welche die Kraft der Citadelle vervollständigen und mit einem doppelten Harnisch das Herz des Ganzen umschließen. Mit ihnen endigt der große Mauerpanzer, der in ununterbrochener Verbindung einen langgestreckten Kreis von einer Meile Ausdehnung bildet, um welchen die Vorwerke in einem Umfang von zwei Meilen gelagert sind.

Wenn man in Erwägung zieht, daß alle diese Forts und Bastionen und kleineren Befestigungswerke völlig mit einander in Verbindung stehen und doch wieder selbstständig für sich zur Vertheidigung nach innen und außen eingerichtet sind, wozu die jedesmaligen Defensiv-Kasernen nicht wenig beitragen; wenn man bedenkt, daß die Stadtbefestigung durch die verschiedenen Blauarme insofern geschützt ist, als das ganze Terrain vollständig überschwemmt, unter Wasser gesetzt werden kann; wenn man weiß, daß die Wilhelmsburg auch dann noch gehalten werden kann, wann Ulm und die anliegenden Höhen vom Feinde schon genommen sind, ja, daß im letzten Nothfall die Mannschaft durch einen gewölbten

unterirdischen Gang mit einem — wie bei den Minen — verborgen gehaltenen Ende auf das Alpplateau einen Ausweg findet; wenn man endlich erfährt, daß der Flächenraum unserer Festung eine Armee von 100,000 Mann faßt, die sich frei auf demselben zu bewegen vermag, daß also im Angriffsfalle dieser Raum ein befestigtes Lager, ein vorausbefestigtes Schlachtfeld bildet: muß man dann nicht auf den Gedanken kommen, daß dieser merkwürdige Punkt ein unüberwindlicher, ein uneinnehmbarer sei? So viel ist gewiß, daß Ulm einer der größten Waffenplätze Europa's ist, und daß es, nach den Regeln der neuesten Befestigungskunst gebaut, keiner anderen Festung an Stärke nachsteht. Ueberall findet man den Grundsatz durchgeführt, die *einzelnen Theile* der Festung *für sich selbstständig* zu machen, daß mit der Einnahme und Zerstörung des Einzelnen die Vertheidigungsfähigkeit der übrigen Theile nicht aufgehoben wird, daß im Gegentheil der Feind genöthigt ist, mit seinen Arbeiten stets wieder auf's neue zu beginnen und ungeheures Material und viele Zeit aufzuwenden, wodurch allein schon der Zweck der Festung erfüllt würde. Denn dadurch werden nicht nur die Kräfte des Belagerers und Angreifers sehr geschwächt, sondern es wird auch dem Feldherrn möglich sein, den Entsatz der Festung zu bewirken. — —

Statt aber unsere Phantasie mit den bunten Scenen und grausigen Bildern einer Belagerung aufzuregen, lassen wir lieber das Auge hinausschweifen in die Weite. Ist doch der *Ausblick* von unserer rasenbedeckten Höhe so schön und erhebend! Und ein überraschender Wechsel der Ansichten hat sich vor uns entfaltet!

Eine schöne, weitausgedehnte Ebene mit bewaldeten Gründen und Bergen, mit fruchtbaren Feldern und Wiesen, mit Dörfern und Städten, Schlössern und Burgen, Weilern und Höfen verlangt ein längeres Verweilen des Auges. Auf einem der letzten Vorhügel des Hochsträßes ruhen Kirche und Schloß Erbach. Dieses mit Kirchberg, Reuti und der Kirche von Elchingen auf hohem Gipfel im Osten das Thal beherrschend, begrenzen die nächstgelegene Gegend. Im Fluge eilen aber die Gedanken und Blicke über diesen nahen Gesichtskreis, über diese, der großen Aussicht gegenüber verschwindenden Punkte hinweg, und streifen in die weite Ferne über das — wie eine Fläche sich hinziehende — bewaldete und fruchtbare Hügelland, über einen großen Theil der Hochebene Oberschwabens, oder folgen sie dem anmuthigen Illerthale aufwärts bis zu seinen Quellen, zu den spitzigen, schneebedeckten Gipfeln der Alpen. Dort ist die Grenze der herrlichen schwäbischen Landschaft. Wie ein riesenhafter Koloß erhebt sich das gigantische Gebirge in einer Ausdehnung von hundert Stunden, vom Säntis bis zum Großglockner. Und diese Alpenkette macht einen unvergleichlich schönen Schluß im Süden. Die bedeutenderen der gewaltigen Zacken sind in der Richtung von West nach Ost: der Säntis, der Hochvogel, der Säuling, der Zugspitz, der Solstein, das Karwandelgebirge. Näher liegen Laupheim, Biberachs Thürme, im Illerthale das ehemalige Kloster Wiblingen, Kirchberg, Memmingen, einzelne Punkte oft auf's schönste erglänzend. Thalabwärts erscheinen Günzburg, Lauingen und Dillingen im Bayerischen.

Gegen Norden ist aber die Fernsicht beschränkt und es öffnet sich einzig das Alpplateau dem suchenden Blicke.

Aber es ist nun Zeit, unsern Standpunkt zu verlassen; noch Manches ist zu sehen, noch Manches zu erzählen von dieser Festung.

Auf der Nordseite der Wilhelmsburg liegen mehrere starke Werke, welche in ihrer Verbindung einen großen Hofraum einschließen, und sich von dem Rasendach der Citadelle aus als zwei hohe Wälle bezeichnen, welche den Gesichtskreis in kurzer Entfernung begrenzen. Diese Wälle gehören zwei mit einander verbundenen Redouten an, welche mit den Wall- und Maueranschlüssen, die von ihnen nach der Wilhelmsburg zurückführen, ein großes Werk, die Wilhelmsfeste genannt, bilden. Weiter hinaus liegen noch zwei vorgeschobene Werke, das eine links der Lehrer Thurm, das andere rechts das Avancé mit Wall und kleinem Thurm-Reduit.

Im mittleren Thurme der Wilhelmsburg, den man den Kehl- oder auch Rampenthurm nennt, wurde am 18. Okt. 1844, dem Jahrestag der Völkerschlacht von Leipzig, der Grundstein der Festung gelegt. Im Namen des deutschen Bundes wurde der feierliche Akt von zwei aus der Mitte desselben ernannten Abgeordneten und in Gegenwart der Abgeordneten der württembergischen und bayerischen Regierung, dem Festungsbau-Direktor und den beim Bau der Festung angestellten Offizieren und Beamten vollzogen. Eine Menge Gegenstände wurden in dem bleiernen Behälter aufbewahrt, darunter von besonderem Werthe ein eisernes

Medaillon mit dem Brustbild des Königs Wilhelm von Württemberg, ein Etui mit zehn unter dessen Regierung geprägten Münzen, Kriegsdenkmünzen aller Art und sonstige größere Münzsorten. Hiezu kamen noch mit Wein gefüllte Flaschen, allerlei Felderzeugnisse mit ihren Preisen, eine Menge Zeitungen von demselben Tage und zuletzt eine Urkunde auf Pergament über die Grundsteinlegung, unterzeichnet von den Bundesbevollmächtigten, den beiden Abgeordneten Württembergs und Bayerns und dem württ. Festungsbaudirektor. Derselbe Akt wurde dann auf bayerischem Ufer wiederholt. Der Bau war übrigens — wie schon gesagt wurde — zwei Jahre zuvor an demselben Tage begonnen worden; denn es mußte vorher noch Manches gegraben, viel Unebenes ausgeglichen werden.

Die Wilhelmsburg wurde von 1842 bis 1848 mit einem Aufwand von fast anderthalb Millionen Gulden erbaut. Die Arbeiten auf der Wilhelmsfeste und ihren vorgelegten Werken wurden aber erst im Jahr 1857 vollendet und kosteten über anderthalb Millionen Gulden. Drei Millionen Gulden hat demnach die Befestigung des Michelsberges verschlungen. Jeder der langen Arme des Riesen — von der Wilhelmsburg bis an die Donau — erforderte dritthalb Millionen Gulden; der Brückenkopf mit seinen drei Vorwerken vierthalb Millionen, und die in weitem Umkreise auf dem linken Ufer sich lagernden Vorwerke verzehrten abermals dritthalb Millionen Gulden. Der Erwerb des Bodens, die Werkzeuge und Requisiten aller Art, die Dienstgebäude, Bauführungskosten und Werkstätten verlangten noch einmal dritthalb Millionen vom Bunde. Und noch ist das Ganze nicht vollständig ausgebaut. Welch' furchtbare Summen

werden verwendet, um sich im Frieden für den Krieg zu rüsten! Und zu jener Summe gehört erst noch nicht die Auslage für die Ausrüstung der Festung und ihrer Bemannung.

Wenn wir endlich noch einen Rückblick auf den eben betrachteten Theil Ulms werfen, so werden wir demselben unsere gerechte Bewunderung nicht versagen können. Nöthigte uns schon die gewaltige Ausdehnung der Festung Staunen ab, so wurden wir zu ungetheilter Bewunderung hingerissen bei Betrachtung der einzelnen Theile derselben. Wenn wir auch als Laien über die Anforderungen der Befestigungskunst kein Urtheil haben, wenn wir über den Werth und die Wirkung des Einzelnen nicht die Kenntniß des Eingeweihten und Sachverständigen besitzen, so vermögen wir dennoch aus den Verhältnissen des Terrains und aus der allgemeinen Weise der heutigen Kriegführung einen Schluß auf die Zweckmäßigkeit und Wichtigkeit des Ganzen zu ziehen. Festung und Lager zugleich, erfüllt sie alle Anforderungen der neueren Kriegführung und ist dadurch der Schlüsselpunkt eines Kriegsschauplatzes, der nach der Geschichte unserer Kriege selten unberührt geblieben ist. Die Festung Ulm ist eine ganz neue Festung, im großartigen, modernen, deutschen Stile erbaut. Diese neue Anlage ist aber so sehr ausgedehnt, daß der Stadt, würde sie auch noch weit lebendiger und umfangreicher, der angelegte Gürtel nie zu enge werden wird. Geräumige und schöne Thore in hinreichender Anzahl vorhanden, lassen es kaum fühlen, daß die Stadt hinter Mauern und Wällen liegt. Eine gelinde Festungs-Polizei, auf milde und alle Bedürfnisse der Bewohner in Betracht ziehende Verordnungen gestützt, hat alle Sorgen vertrieben,

welche die Einwohner beim Beginn des Baues meist mit Unrecht ängstigen und drücken mochten. Tag und Nacht stehen die Thore dem Handel und Wandel ohne Hinderniß offen, und der Fremde würde kaum erkennen, daß ihn das dampfende Roß unter den Wällen hindurch in die Festung eingeführt hat, wenn nicht die schönen, bald sichtbaren Kasernen und die mit Vorwerken gekrönten Höhen ihn darauf aufmerksam machen würden. Dem weniger Vertrauten aber ist das Ganze unerklärlich; überall, von allen Seiten sehen ihm feste Gebäude und Mauern entgegen, und er weiß nicht, steht er vor oder hinter der Festung, da er stets nur einen kleinen Theil zu überschauen vermag.

Anders würden sich freilich die Verhältnisse gestalten, wenn sich die Festung im Kriegszustande befände. Dann würden andere Verordnungen, als zur Zeit des Friedens, gehandhabt werden, und so behaglich und froh dürft' es in Ulm dann gerade nicht zu verweilen sein, als heute. Möge solch eine Schreckenszeit nie für Ulm, für Deutschland anbrechen! Möge der Tag nie geboren werden, an welchem die Festung ihre Probe zu bestehen hätte! Und käme er dennoch, dieser Tag, so mögen die Schwaben, denen vorzugsweise dieser Punkt zum Schutze vertraut ist, mit starkem Arm und begeistertem Muthe dies Kleinod wahren und unversehrt erhalten! Ja, dann möge Vaterlandsliebe und Tapferkeit die Krieger beseelen, daß es keinem Feinde gelingt, die Pforten dieser Festung zu bewältigen!

4.

Beinah zu lange hat uns das Kriegswerk gefesselt. Gehen wir zur Betrachtung eines Gegenstandes über, der

nur zu friedlichen Zwecken gebaut ist! Nahen wir mit Ehrfurcht dem ehrwürdigen Münster!

Mehr als einmal schon trat uns dies Denkmal altdeutscher Baukunst vor's Auge; mehr als einmal schon haben wir es im Stillen bewundert. So soll ihm denn eine schöne Stunde geweiht sein! — Der Weg von der Festung herunter ist kurz und schon sind wir am Felsenkeller vorüber, haben die Eisenbahnlinie überschritten, um an der Gasfabrik vorbei dem „neuen Thor" zuzueilen. Die Wengengasse nimmt uns auf; wir biegen in die Hirschgasse ein, und vor uns steht der prachtvolle, kolossale Münsterbau, die Gebäude nah und fern massenhaft und majestätisch überragend. Kein Wunder, daß er weithin im Lande, selbst über die anliegenden Vorberge sichtbar ist! Ein Werk altdeutscher Baukunst des 14. und 15. Jahrhunderts, ist dieser Tempel geziert mit den herrlichsten Wundern der Kunst. Beinah in der Mitte der Stadt steht er auf einem freien, rings mit Linden besetzten Platze, dem Münsterplatze.

Müssen wir nicht die Männer und die Geschlechter bewundern, die unermüdet und sorgfältigst solch ein Riesendenkmal errichteten? Müssen wir nicht mit höchster Anerkennung diesen Altvorderen alle Gerechtigkeit deßhalb widerfahren lassen, weil sie, gedrungen von ächter Gottesfurcht und inniger Frömmigkeit, dem Herrn solch ein Haus bauten? Räthselhaft ist es, wie es einer mäßig großen Stadt möglich war, ein Werk zu beginnen, das zu unternehmen manches Reich heute nicht wagen würde. Welch eine religiöse Begeisterung, welch ein Gemeinsinn muß Ulms Bürgerschaft beseelt haben! Fürwahr es ist ein —

„Hehr Vermächtniß, Preisgedächtniß andachtsvoller Ahnenzeit!
Heißes Ringen, Lob zu bringen unserm Gott der Herrlichkeit!
Was nur mächtig, schön und prächtig, haben sie dazu geweiht!"

Wohin wir das Auge wenden, überall sind es die großartigsten, gewaltigsten Verhältnisse, die uns zum Staunen hinreißen. Wahrlich, solch ein Bau ist in ganz Württemberg nirgends mehr zu finden! Nach dem Kölner Dom ist er die größte unter allen deutschen Kathedralen.

Ursprünglich dreischiffig angelegt, später aber in eine fünfschiffige Kirche umgewandelt, hat der Münster den leider nur zur halben Höhe ausgebauten Hauptthurm gegen Westen, zu beiden Seiten des Chors aber zwei angefangene Seitenthürme.

Betrachten wir zunächst die einzelnen Theile des Münsters!

Wir stehen vor dem Hauptportal, an der westlichen Fronte des Thurmes, mit einer in ihrer Art einzigen prachtvollen Vorhalle mit drei reich verzierten Spitzbogen und zwei cannelirten Säulen. Vom Jahr 1852 bis 1855 vollständig ausgebessert und äußerst geschmackvoll hergestellt, da das ganze Werk mit dem Einsturz drohte, übt diese Vorhalle einen unwiderstehlichen Eindruck auf den Beschauer aus und stimmt das Herz unwillkürlich zur Andacht.

An den Säulen finden sich Wappenschilde mit symbolischen und biblischen Zeichen und Sprüchen; die beiden mittleren tragen in alt hebräischer Schrift die Namen Boas und Jachin. Ob sie nicht die Bedeutung der Säulen an der Vorhalle des Tempels Salomonis (1. Kön. 7, 21) haben? Sonderbar! Man findet diese beiden Säulen auch an anderen großartigen Tempeln da und dort. Sollten sie

bloße Nachahmung der Säulen im Tempel zu Jerusalem sein? — Jedenfalls ist diese Erscheinung des Nachdenkens werth. Vielleicht möchten die angeführten Bibelsprüche (rechts: Psalm 43, 3 und Joh. 12, 46; links: Psalm 119, 105 und Joh. 1, 9) Wegweiser zur Enthüllung dieser Symbole sein.

Die Bilder an den beiden Mittelpfeilern, die Kapitäle, welche die Standbilder tragen, enthalten links Krüppel und gebrechliche menschliche Figuren, rechts musicirende Engel und Freude ausdrückende Gestalten. Auch diese Bilder haben ihre Bedeutung und mögen vielleicht die irdischen Leiden und himmlischen Freuden veranschaulichen.

Die Bilder auf den Kapitälen unter den reichgeschmückten Baldachinen sind links der h. Antonius und Johannes der Täufer, rechts die Jungfrau mit dem Jesuskind und der h. Martinus. Diese vier Heilige sind die Schutzpatrone des Münsters.

Ueber den drei Spitzbogen der Halle sind die Bildnisse der Apostel und einiger Heiligen zu sehen.

Die Vorhalle selber ist mit einer großen Zahl Bilder geschmückt. Betrachten wir die vier Reihen dieser Bilder, so finden wir in allen biblische Erzählungen dargestellt. Die Schöpfungsgeschichte, der Sündenfall, Kains Brudermord folgen sich nach einander. Man glaubt, diese Bilder seien aus der zu klein gewordenen Allerheiligenkirche (vor dem Frauenthore) hieher versetzt worden. Außer denselben finden sich aber auch noch Heiligen- und Apostelbilder aller Art aufgestellt, und die fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen mahnen ernstlich, unabläßig zu ringen, daß der Eingang in den Himmel gewiß sei.

Wohin wir uns in dieser Vorhalle wenden mögen, immer finden wir Anziehendes, Belehrendes, Bewunderungswürdiges! Ueberall treten neue Erscheinungen vor unser Auge, und wir können uns kaum von ihnen trennen.

Die Halle geht im Innern der Kirche, in das wir jetzt eintreten, in ein mit neun Nischen an jeder Seite versehenes Gewölbe von einer Ausdehnung über, daß wir staunen müssen über die Kühnheit des Gedankens, eine solche ungeheure Steinmasse auf einem scheinbar so schwachen Fuß aufzuthürmen. Im Innern aber fallen die gewaltigen Ausdehnungen erst recht ins Auge.

Die größte innere Länge vom Haupteingang bis zum Chor beträgt 322,8 Fuß, von welcher Ausdehnung 60,5 Fuß zur Vorhalle gehören, die Länge des Chors mißt 108 Fuß, mithin macht die innere Gesammtlänge der Kirche 430,8 Fuß. Die innere Breite der Kirche stellt sich auf 170 Fuß. Das Mittelschiff ist vom Boden bis zum Gewölbscheitel 142,2, im Seitenschiff 73, der Chor aber 92,8 Fuß hoch. Das ganze Gebäude sammt allen Pfeilern und Sockeln bedeckt eine Fläche von 85,770 Q.F., während der innere Raum nach Abzug aller Pfeiler, Säulen ꝛc. 57,590 Q.F. beträgt. Rechnet man zwei Quadratfuß für einen Menschen, so könnten 28,795 Personen, Kopf an Kopf gestellt, in diesem Tempel Raum finden!

Wie bei allen mittelalterlichen Bauten eine Grundzahl, aus welcher alle Verhältnisse entspringen, angenommen wurde, so ist dieß auch beim Münster der Fall; die Zahl zehn ist seine Grundzahl. Das Mittelschiff wird von zehn Spitz-

bogen getragen, hat zehn Fenster; auf jede Seite des Mittelschiffs kommen zehn Strebebogen, der Chorschluß ist fünfseitig, der Thurm wäre — ausgebaut — fünfmal so hoch als breit geworden ꝛc. Und so geht die Zahl zehn auch durch die architektonischen Einzelnheiten des Bauwerkes durch.

Mit der staunenswerthen Größe des Riesenbaues ist also die schönste Harmonie der Verhältnisse vereinigt. Und diese Harmonie stimmt zur Andacht, hebt das Herz zu Gott empor, reinigt von den Schlacken der Sinnlichkeit. In solchen Hallen muß der Mensch dem Irdischen entfliehen und emporschweben, gleich den Säulen des Tempels, in die Unendlichkeit. Wie wahr ruft der Dichter aus:

„O wie sonnig,
O wie wonnig
Ist ein Blick in diese Höh'n!
Herrlichkeiten
Grauer Zeiten
Seh' ich hier unzählig steh'n; —
Aber stille!
Solche Fülle
Darf der Geist nur schweigend seh'n!“

Stellen wir uns nun einige Schritte von der Kanzel entfernt! Da haben wir den geeignetsten Ueberblick für die Fronte der Vorhalle, sowie für den Unterbau der größten bis jetzt stehenden Orgel. Sie ist ein Werk der neuesten Zeit und von dem altberühmten Orgelbauer Walker in Ludwigsburg innerhalb 7 ³/₄ Jahren gebaut worden. Am 12. Oktober 1856 wurde sie eingeweiht. Der Ruf des ausgezeichneten Künstlers hat sich durch diese Schöpfung nicht

blos bewährt, sondern sogar noch erhöht. Hundert klingende Register, vier Manuale und zwei Pedale und eine neue Erfindung zum Anschwellen und Abnehmen der Töne bilden das ganze Werk.

Das Gehäuse der Orgel mißt vom Boden des Orchesters bis zur höchsten Spitze 86 Fuß. Mangel an Mitteln gestatteten die Ausstattung desselben mit Figuren bisher nicht. Unter die zehn großen Pfeifen gehörten nämlich je drei kolossale männliche und weibliche musicirende Engel, auf den Mittelbau König David mit der Harfe, unter die ersten Baldachine über den beiden Pfeifenthürmen je eine Reiterstatue — Ritter St. Jörg mit dem Drachen und St. Martin mit dem Bettler — und unter die zweite obere Baldachine die Apostel Petrus und Paulus. Möge es den Ulmern vergönnt sein, die vollständige Vollendung dieses Gehäuses bald schauen zu dürfen!

Die Wirkung dieses größesten aller Instrumente ist eine gewaltige, höchst imposante. Sanft und still können die Töne im leisesten Piano in die Räume des Münsters hereinschweben; aber auf einmal wachsen sie an, ihre Kraft vermehrt sich und endlich erfüllen sie mit erschütternder Gewalt den beinahe unermeßlichen Dom. Es ist eine wunderbare Tonfülle in den mannigfaltigsten Schattirungen diesem Kunstwerk zu entlocken. Und wenn zu dem Spiel der Orgel sich der tausendstimmige Chor des Gemeindegesanges im herrlichen Chorale gesellt, dann wird der Eindruck ein wahrhaft erhebender, und die Herzen sind für's Heilige so sehr gestimmt, daß jedes begeisterte Wort begierig aufgenommen und tief im Heiligthum verwahrt wird, um Wurzel zu fassen und Früchte zu bringen. Gewiß, durch ein solch herrliches

Orgelwerk, das einzig in seiner Art der Verherrlichung des Gottesdienstes geweiht ist, feiert die Kunst im Dienste des Höchsten und des Heiligthums der Kirche den schönsten Triumph.

Die Registerzüge sind zu beiden Seiten der Claviaturen in fünf Reihen übereinander bogenförmig geordnet und bieten — sie bewegen sich äußerst leicht — ohne Schwierigkeit unzählige Mischungen. Und wenn man glaubt, ein solch riesenhaftes Werk müsse wegen seiner ungemein komplizirten Einrichtung sehr schwer zu regieren und zu spielen sein, so täuscht man sich sehr. Jedes der Claviere und Pedale ist — sogar gekoppelt — so leicht zu behandeln, als ein gewöhnliches kleines Orgelwerk mit 8 bis 10 Registern. Eine besondere Vorrichtung im Regierwerk vermittelt den Druck auf die Ventile, so daß sich das Werk eigentlich selbst spielen hilft.

In hohem Grade merkwürdig sind die Vorrichtungen zur Hervorbringung des Crescendo (Wachsens) und Decrescendo (Abnehmens) der Töne. Eine Walze je zur rechten und linken Seite des Pedals vermittelt dieses. Auf eine brillante Weise kann der Ton von der zartesten Stimme in die feinsten Nuancen bis zur vollen Kraft des ganzen Werks willkürlich an- und abgeschwellt werden.

Die Blasbälge sind durch eine hohe Schallwand vom übrigen Bau der Orgel geschieden. Drei große Schöpf- und zwölf Kastenbälge erzeugen den nöthigen Wind. Wird das volle Werk gespielt, so sind wenigstens sechs bis acht Balgentreter (Kalkanten) nöthig.

Die Zahl der Pfeifen ist 6286. Die größeste derselben, in der Fronte stehend, ist 40 Fuß lang und hat zwei Fuß

im Durchmesser. Die Höhe des Werks mit Inbegriff der Dekorationen ist 92 Fuß, seine Breite 41 und seine Tiefe (ohne Spielpult und Vorsprünge) 29 Fuß.

Möge das kostbare Kunstwerk ein Denkmal bleiben aus einer Zeit, in welcher religiöses Leben nicht minder Schönes schafft, als in verflossenen Jahrhunderten!

Besehen wir uns nun einzelne Kunstwerke des Münsters! Das erste größere derselben im Mittelschiffe ist die Kanzel. Sie steht am zweiten Pfeiler und ist mit ihrer steinernen Treppe mit zierlichem Portale sehr sehenswerth. Auch der Deckel über der Kanzel ist ein Meisterwerk altdeutscher Bildschnitzerei, von Jörg Syrlin dem Jüngeren 1510 aus Lindenholz gefertigt.

Gehen wir bis zum sechsten großen Pfeiler rechts, so befindet sich an demselben das Denkmal der Grundsteinlegung; eine Kirche mit drei Thürmen, getragen von einem Ritter und einer Frau und einem unter der Kirche gebückt stehenden Manne. Die Inschrift der schräg vorspringenden Steinplatte lautet: „Anno Domini 1377 an dem Dienstag, der der letzte Tag war des Monats Juni, nach der Sonne Aufgang von Geheiß des Raths wegen legt Ludwig Kraft, Krafts am Kornmarkt seliger Sohn, den ersten Fundamentstein an dieser Pfarrkirche."

Unmittelbar am Eingang in den Chor, links vom Kreuzaltar steht das prachtvolle Sakramenthäuschen (das Tabernakel zur Aufbewahrung des Allerheiligsten), eine 90 Fuß hohe zierliche und kühne Pyramide, deren herrliche durchbrochene Steinarbeit so kunstreich erscheint, daß der

Glaube ziemlich allgemein wurde, es sei nicht aus Stein gehauen, sondern gegossen. Die reiche Architektur ist von schön gemalten Baldachinen und Figuren unterbrochen. Das Ciborium, neun Fuß hoch und vierthalb Fuß breit, ist mit schönem Gitterwerk verschlossen und hat zu jeder Seite vier anderthalb Fuß hohe Figuren von Bischöfen und Schriftgelehrten. Die Lehnen sind besonders reich mit Figuren in Menschen- und Thiergestalten ausgestattet und auf den Treppen von acht Stufen stehen frei die Bilder des h. Sebastian und des h. Christophs. Dieses herrliche Kunstwerk der Steinbildnerei, 1469 angefangen, ist wahrscheinlich von Adam Kraft verfertigt, von dem ein ähnliches Werk in der Sebalduskirche in Nürnberg zu sehen ist.

Vom Mittelschiff kommt man in den einen Tritt höher liegenden Chor und da hat man das berühmteste Holzschnitzwerk der süddeutschen mittelalterlichen Baukunst vor und neben sich. Die Stühle laufen je in zwei Reihen, auf Tritten über einander gestellt, längs der Chorwand hin. Die Nordseite zählt 46, die Südseite 43 Sitze.

Ein durchlaufender reichgeschnitzter Baldachin, je nach der Anordnung wieder mit vorspringenden Erkern unterbrochen, bildet gleichsam den Kanzeldeckel mit kleinen Gewölben und zierlich durchbrochenen Seitenfeldern der darunter angebrachten Brustbilder. Ueber diesem Baldachin stehen hohe, durchbrochene Pyramiden, in welchen früher Figuren gestanden sein müssen. Ueberraschend ist der Reichthum der Ideen sowohl in der Pflanzen-Ornamentik, als in dem Maßwerk des architektonischen Theils. Vor allen meisterhaft gelungen ist der Chorstuhl mit drei Sitzen, der am Rücken des Kreuzaltars steht. Er ist die Krone der Werke Syrlins.

Oben zeigt sich als Richter mit dem Schwerte der Heiland, unter ihm sind in den acht Giebelfeldern Heilige in Brustbildern und zur Seite an dem Pult zwei Sibyllen angebracht.

In den untern Reihen der Stühle linker Seite erscheinen acht Brustbilder; das erste derselben ist der Meister dieses Kunstwerks, Jörg Syrlin mit dem Lorbeer; dann folgen die sieben Weisen des heidnischen Alterthums; in der zweiten Reihe unter dem Baldachin sind es biblische Heilige und Lehrer mit Spruchbändern, in der dritten — den Giebelfeldern des Baldachins — aber Apostel und christliche Heilige.

In der untern Reihe der Stühle rechts sind die Sibyllen mit der Frau des Meisters dieses Werks zu bemerken, in der zweiten Reihe unter dem Baldachin aber biblische Frauen mit Spruchbändern, in der dritten endlich heilige Frauen, Jungfrauen und Märtyrerinnen.

In den mittleren Nischen des Gestühls sind jedesmal die Wappen der Stadt mit dem Reichsadler angebracht.

Das ganze Chorgestühl ist in Eichenholz geschnitzt und wurde in der natürlichen Holzfarbe gelassen. Der unsterbliche Meister Jörg Syrlin hatte seine Arbeit 1469 begonnen und 1474 vollendet.

Und was berichtet nun die Sage über unsern Meister? — Auch in der Klosterkirche zu Blaubeuren verewigte er seinen Namen durch solches Schnitzwerk. In der Nähe des herrlichen Altars dieser Kirche — an der Sakristeithüre — befindet sich sein Bild, von ihm selbst in Holz geschnitzt.

Die Sage stempelt ihn nun nicht blos zum Schnitzer, sondern auch zum Maler des Altars. Und — so erzählt sie — nachdem die Arbeit vollendet gewesen, haben die Mönche den Künstler gefragt, ob er sich getraue, einen noch schöneren Altar zu fertigen. Im freudigen Gefühl seiner Kraft bejahte er dieses. Darüber neidisch und aufgebracht, sollen ihm dann die Mönche beide Augen ausgestochen und so den lichten Farbenquell für immer versiegen gemacht haben. Dies war der Dank für das kostbare Werk. So war der Meister geblendet, und —

Aus den hohlen Blicken schwindet
Seiner Bilder Sonnenpracht,
Lebt nur noch im stillen Geiste
Tief in schmerzenvoller Nacht.
Und so liegt er eingesunken,
Wie ein Opfer am Altar;
Ihn bewacht, ihn zwingt zu schweigen
Seiner Henker finstre Schaar.

Und die Welt wähnt ihn gestorben;
Doch im dunkeln Winkel sitzt
In der Kirche stumm der Blinde
Dort im fernsten Stuhl und schnitzt.
Statt des Pinsels ist das Messer,
Das ihn stach, in seiner Hand;
Dieses führt er leise künstlich,
Schmücket still des Stuhles Rand.

Schnell verbirget er's am Herzen.
Wenn er Tritte gehen hört,
Wenn der Andacht stilles Beten
Vor dem eignen Bild ihn stört.

Ach, da brennen Farbenstrahlen
Ihm durch's tiefe, wunde Herz,
Und in Hand und Augenhöhlen
Zuckt der Sehnsucht heißer Schmerz.

Als er todt war und begraben,
Aufgerieben früh vom Gram,
Glaubten sich die Mönche ledig
Und vergaßen Furcht und Scham.
Doch es blieb des Frevels Zeichen
In den Kirchenstuhl gedrückt,
Wo, von Holz geschnitzt, ein Männlein
Traurig lauert, blind, gebückt.

Nur ihr Auge ward geschlagen,
Daß es ihn erkannte nicht;
Doch der Wandrer, doch der Pilger
Grüßt in Thränen dies Gesicht.
Ein Jahrhundert sagt's dem andern;
Zürnend, von der Bilder Pracht
Rücklings kehrt sich der Beschauer
Zu dem Antlitz voller Nacht.*)

Vier Stufen höher über dem Chorgestühle steht der Hochaltar. Von diesem Altar wenden wir uns links an die sechs großen gemalten Fenster des Chors, welche Bilder aus der Lebensgeschichte Jesu enthalten. Dann betrachten wir noch die Neidhardt'sche Kapelle, in welcher rechts am Eingang das Modell des Münsters, im siebenzigsten Theil der natürlichen Größe dargestellt, steht.

*) G. Schwab.

Dieser gegenüber öffnet sich uns die Besserer'sche Kapelle mit ihren schön gemalten Fenstern. Diese beiden Kapellen machen mit der Sakristei den unteren Theil der beiden Thürme aus, die zu beiden Seiten des Chors nach dem ersten Risse, der vom Münster verhanden ist, hätten aufgeführt werden sollen.

Gehen wir vom Mittelschiff zurück in die Seitenschiffe, so fällt uns vor Allem die Anordnung der hohen schlanken Rundsäulen mit den reichen Sterngewölben auf. Die Kirche hätte bekanntlich ursprünglich nur drei Schiffe, ein Mittel- und zwei Seitenschiffe, erhalten sollen. Als aber 1492 für die Erhaltung des Baues wegen vermeintlichen Sinkens des Thurmes und wegen des drohenden Ausbiegens der Sargwände der Seitenschiffe, welche dem Druck eines Gewölbes kaum zu widerstehen vermochten, sich die gerechtesten Bedenken erhoben, so wurde nach Berathung der Baumeister aus 28 Orten, durch Meister Burkhardt Engelberger von Augsburg nicht nur der Thurm unterfahren, sondern auch die beiden Seitenschiffe je in zwei Schiffe getheilt. Deßhalb hat auch das Mittelschiff statt zehn Bogen nur neun, weil der zehnte behufs des Unterfahrens des Thurms geschlossen wurde. Der Einbau der schlanken Säulen mit dem Gewölbe geschah von 1502 bis 1507.

Daß in diesen Seitenschiffen theilweise Freskomalereien, Bilder aus der heiligen oder Kirchengeschichte, sich befunden haben, läßt sich heute noch durch die dünne Tünche des Verputzes wahrnehmen.

Und was erzählt nun die Geschichte von diesem Bauwesen?

Schon im Jahr 600 soll — nach einer freilich unbeglaubigten und unwahrscheinlichen Sage — Ulm eine Kirche, die Allerheiligenkirche, vor dem Frauenthor gehabt haben.

Die Zunahme des Umfangs der Stadt und ihrer Bevölkerung, sowie der Umstand, daß man in unruhigen, kriegerischen Zeiten einen feindlichen Ueberfall während des Gottesdienstes zu befürchten haben müsse, veranlaßten die Ulmer zu dem einmüthigen Beschlusse, eine Kirche innerhalb der Stadtmauern zu erbauen, die, angemessen der Macht und dem Reichthum dieser Reichsstädter, alle anderen Kirchen an Größe und Pracht übertreffen sollte. Hieß es doch im Munde des Volks, Ulms Münster werde das Futteral über den Straßburger Münster!

Wie wir bereits hörten, begann das kolossale Werk im Jahr 1377. Es sei — so berichtet ein bewährter Geschichtsschreiber — eine furchtbar anzusehende, die ganze Länge und Breite des Münsters einnehmende und 50 Fuß Tiefe haltende Baugrube gewesen, in welche ein Pfahlrost von den stärksten Ulmen geschlagen und gelegt worden sei, um die mächtigen Mauerfundamente darauf zu setzen. Ohne die Treue des Geschichtsschreibers antasten zu wollen, dürfte doch mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen sein, der Münster sei geradenwegs auf Felsen gegründet, da diese nur in einer Tiefe von 27 bis 36 Fuß von Norden gegen Süden abfallend unter der Stadt durchstreichen.

Eine eigene Bauhütte, d. h. eine Loge von Baumeistern, Bildhauern und Malern hatte sich schon sehr frühe

in Ulm gebildet. Die Meister mit ihren Gesellen und Lehrlingen hielten treulich zusammen. Gewiß mögen die Meister, welche den Münsterbau leiteten, den Fortbestand dieser Loge sehr im Auge behalten haben. Ihre Hütte, d. h. ihr Haus steht heute noch und dient jetzt als Schulgebäude. Heute noch besteht eine eigene Bauhütte zur Restauration des sehr beschädigten Münsters unter der Leitung des Stadtbaumeisters Thrän, welche von diesem wackeren Künstler im Jahr 1844 nach altem Stil und Herkommen gegründet wurde.

„Hundert und drei Jahre hatte der Bau des Münsters gedauert, da wurde die Kirche eingeweiht. Dann baute man noch 122 Jahre am Thurme fort. Aber inzwischen war die neue Zeit herangekommen und vor dem Wissen und der Erkenntniß, die sie mitbrachte, trat die Religion in den Hintergrund. Der Enthusiasmus für den Bau nahm ab; die Goldquellen, welche das Unternehmen nährten, rieselten kaum noch. Der Hader in der Kirche öffnete der Menge die Augen. Zu ihrem Reichthum gesellte sich auch die Erschlaffung des Reichs. Die freien, einigen Gemeinwesen in den Reichsstädten zerfielen in Parteiungen. Bis in die untersten Schichten der Gesellschaft verbreitete sich die Lähmung. Gleichgiltigkeit für öffentliche Werke trat an die Stelle der Theilnahme; es erstarb der letzte Hauch der Begeisterung, der die Seckel von Arm und Reich über zwei volle Jahrhunderte lang zur Fortsetzung des Riesenwerks offen gehalten hatte. Es erschien der Tag, an dem die Steinmetzen die letzte Löhnung faßten. Der Thurm wurde, erst zu zwei Drittheilen fertig, im Jahr 1502 eingedacht. Was in der Kirche noch zu ergänzen war, blieb

ebenfalls unvollendet; was aber spätere Zeiten hinzugethan, war nicht Zier, sondern Verunstaltung und Unzier. Den nachfolgenden Geschlechtern, unter ganz veränderten Verhältnissen und Zeiten groß gezogen, fehlte das Verständniß, den Architekten mangelte die Einsicht in die bedeutungsvolle Tiefe des ursprünglichen Bauplans. Den alten Baumeistern war Alles Symbolik, die Formen waren ihnen nur die Träger des Gedankens; die neueren hingegen sahen, da die Begeistigung verflogen, nur starre, todte Bilder der Willkür oder der humoresken Laune, und in dem Maße, wie die innere Anschauung erblindete, bildete sich bei ihnen der Begriff der Berechtigung aus, andere willkürlich gewählte Formen an die Stelle der älteren zu setzen."

„Was dieser barbarische Umbildungstrieb anfieng, vollendete nachher wirkliche Zerstörungssucht. Mit Mäßigung hatten die Reformatoren im Beginn nur das Gerechteste begehrt; aber von der Gewalt ihrer Gegner auch ihrerseits zur Gewalt getrieben, konnte bald das richtige Maß nimmermehr gefunden werden; plumpe Rohheit, Gelüste nach Kirchenschätzen mischten sich darein und fanden ein weites Feld, den Leidenschaften zu fröhnen. Während jener bilderstürmenden Periode wurde auch der Münster seines Schmucks zumeist beraubt. Zweiundfünfzig Altäre und viele Kapellen wurden weggerissen; die Heiligenstatuen, viele Gemälde und unzähliger Zierat abgenommen und verschleppt oder vernichtet, und von der harmonischen Auszierung des Gotteshauses blieb nur Einzelnes zurück. Die öden Wände wurden während des dreißigjährigen Krieges noch öder. Später zwar hat die Kunst sich zur neuen Ausschmückung versucht; was sie that, war jedoch des Hauses nicht würdig und meist

ebenso dürftig, als geschmacklos. Erst 1817, bei Gelegenheit des Reformationsfestes, ist für die Wiederherstellung des Tempels Besseres geschehen. Aber unendlich viel ist noch zu thun übrig; ein Ausbau nach dem ursprünglichen Plane wäre der Zeit wohl würdig, die es unternommen hat, in Kölns Dom die größte architektonische Idee aller Zeiten und Völker zur vollendeten That zu machen."

Die Gegenwart scheint sich dem baufällig gewordenen Denkmal mit mehr Begeisterung als je zuwenden zu wollen. Sowohl von dem Staate, als von Körperschaften und einzelnen Personen fließen die Beiträge zur Erhaltung und Ergänzung des kunstvollen Baus reichlicher als zuvor. Die Stadt selbst wendet sich mit größter Aufopferung ihrem Wunderwerk zu; ein Beweis ihrer Liebe und Thatkraft ist die prächtige Orgel mit ihrem neuen Unterbau. Möge es ihr gelingen, durch die Handreichung, die jetzt von ganz Deutschland ausgeht, das Begonnene herrlich hinauszuführen! Mögen die spätesten Enkel noch fromm und gottbegeistert in diesen heiligen Hallen ihren Gott und Heiland verehren! Mögen aber auch Alle, die in diesen Tempel eingehen, bedenken, daß

„Schöner, werther
Und verklärter
Steigt ein andrer Gottesbau!"

Und drin fließen,
Zu genießen,
Lebensströme, Himmelsthau.

Möchten bauen
Dran und schauen
Alle dieses Tempels Blau.

Indem wir das Innere des Münsters verlassen, haben wir noch dem 337 Fuß hohen Thurm unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Er erhebt sich in den glänzenden, lebendig bewegten Formen des späteren germanischen Baustils. In seiner Dekoration zeigt sich eine eigenthümlich geistreiche und freie Fortbildung des Systems, welches Erwin von Steinbach bei der Façade des Straßburger Münsters zur Anwendung gebracht hatte. Es ist dies das Vorsetzen der Lissenen vor den tiefer liegenden Fenstern, welches in dem genialen und großartigen Gedanken am St. Martinsfenster über dem Hauptportal in einer Art und Weise ausgedrückt ist, wie man sie an keinem andern Dome findet.

Besteigen wir nunmehr den Thurm! Der Austritt auf die Altane über dem Hauptportal ist uns durch eine besondere, auf der südlichen Seite gelegene und auf jene abwärts führende Treppe gestattet. Sie gewährt uns eine durch die architektonischen Formen des Thurms wie in einem Bilderrahmen abgeschlossene Aussicht über die höchsten Gebäude der Stadt in das Blauthal. Wir gehen jetzt in den bequemen Wendeltreppen höher. Beim Uebergang einer Treppe in die andere stoßen wir auf das ruinirte Brustbild eines Mannes, Matthäus Böblinger. Man hält diesen für den letzten Baumeister am Werke, der von hier an weiter baute. Immer höher und höher steigen wir empor; endlich sind die 333 Stufen zurückgelegt und wir stehen auf dem sogenannten Kranz. Ein imposantes Panorama einer großartigen Landschaft überrascht uns. Wir genießen die weiteste Fernsicht ins bayerische Land bis Dillingen und Roggenburg, ins Donau- und Illerthal; im Hintergrund erscheinen die steyrischen und tyroler Alpen; die württember-

gische Alp vom Galgenberg an zunächst der Stadt über das Blauthal herüber mit der Citadelle der Bundesfestung bis hinunter nach Kloster Elchingen schließt das Ganze.

In nächster Nähe fallen uns aber einige Kunstarbeiten auf, die der trefflichen Leitung des Stadtbaumeisters Thrän ihre Entstehung verdanken und in Sandstein ausgeführt sind; das Wendeltreppenthürmchen mit seinen Ornamenten und einiges Andere legt den Wunsch nahe, den ganzen prächtigen Bau vollendet zu sehen. Auf der Kranzplatte sollte sich nach den im 16. Jahrhundert gezeichneten Planen ein achteckiges Stockwerk mit einem in der Mitte von zierlichem Steinwerk unterbrochenen hohen Fenster erheben, und eine zwölfeckige, hohe und schlanke Spitze in einer durchbrochenen Nadel mit Kränzen und dem vergoldeten großen Standbilde der Jungfrau Maria die überall durchbrochene Pyramidengestalt des ganzen Thurms in der Höhe von beinah 200 Fuß über der Platte vollenden. Dann würde er, die große Pyramide von Gizeh ausgenommen, das höchste Gebäude der Welt sein.

Wollen wir auch den Stein aufsuchen, in welchen eingegraben sein soll, daß der nachmalige Kaiser Maximilian I. noch als Prinz bei seiner erstmaligen Anwesenheit in Ulm den Kranz bestiegen und sich dann auf diesem Steine mehrmals auf einem Fuß herumgedreht habe? Die besonderen Thiergestalten, die Wasserspeier, möchten jedoch mehr interessiren. In denselben liegt eine christlich-kirchliche Symbolik. Der Widder über dem Hauptportal (im Westen) ist das Sinnbild des den Versühnungstod sterbenden Erlösers, der Adler (gegen Süden) das Sinnbild der siegenden christlichen Kirche, ihm gegenüber der Bär, das Sinn-

bild der nordwärts ziehenden Urkultur, und die Hirschkuh (gegen Osten), das Sinnbild der nach dem Aufgang gewendeten heilsbedürftigen Seele. Die sonstigen Thiergestalten in den Ecken des Kranzes sind die Sinnbilder der innern und äußern Feinde, mit welchen jene zu kämpfen hat.

Und nun noch auf die beiden Seitenschiffe, um die Anordnung der eben im Bau begriffenen steinernen Strebebogen, wie sie an keiner Kirche der Welt bestehen, zu überblicken! Zwölf siebenzig Fuß hohe Pyramiden bekrönen auf der Nord- und Südseite die Sargwände der Seitenschiffe mit einer durchlaufenden Gallerie zum Umgang auf dem ganzen Bau. Von diesen Pfeilern steigen diese Bogen, um das Mittelschiff vor dem drohenden Einsturz zu bewahren, in einer Spannweite von 66 Fuß auf, um sich an dieses Schiff anzulehnen. Sie sind mehr als noch einmal so weit, als alle bestehenden Bogen an anderen, selbst den großartigsten Domen. Wir staunen über ein solches Unternehmen und wünschen ihm den wohlgelungensten Fortgang.

Soll endlich zum Schlusse unserer Betrachtung des Münsters auch noch eines Spasses erwähnt werden? Auf dem First des Mittelschiffdaches, etwa 70 Fuß vom Thurm entfernt, behauptete Jahrhunderte hindurch das Wahrzeichen der Stadt, der Ulmer Spatz, seinen Standpunkt. Alt und gebrechlich und nur aus Ziegeln gemauert, konnte auch er der Vergänglichkeit nicht Trotz bieten und fiel endlich auseinander. Nun wurde statt seiner ein anderer Spatz geschaffen, sauber in Sandstein gehauen und in sechsmal natürlicher Größe. Aber siehe da, es erhub sich im Rathe ein großer Lärm, als man ihn aufsetzen wollte; doch nicht allzulange harrte er in seinem Käfig der Stunde, die ihn flügge machte,

und nun steht er oben trotz der Vorurtheile Einzelner, die in ihm nur eine Verhöhnung erblickten. Denn — sagen sie — dieser Spatz soll anzeigen, daß die Ulmer, die einen Balken quer vor's Thor führten, erst dann seiner Länge nach legten und ihn auf diese Weise endlich in die Stadt brachten, als sie einen Spatzen bemerkten, der einen Strohhalm auch der Länge nach im Schnabel trug, somit ihr Lehrmeister geworden sei. Wer wollte aber die Ulmer nicht für klüger halten? — Andere meinen, der Spatz sollte den Mittelpunkt der alten Stadt bezeichnen. Noch Andere glauben, er habe Bezug auf den Einzug eines deutschen Kaisers, der anstatt in der kaiserlichen Pfalz in einem anderen Hause (im neuen Bau) abgestiegen sei. Doch — dies Alles sind eben Vermuthungen.

5.

Außer dem Münster hat Ulm noch verschiedene andere Gebände von Bedeutung. Da ist zu nennen die Hospital- oder Dreifaltigkeitskirche, ein Bauwerk aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, mit gut geschnitzten Chorstühlen und gothischem Chor. — In der jetzigen katholischen Stadtpfarrkirche zu St. Michael, in dem ehemaligen Kloster zu den Wengen, das sich bis 1803 erhielt, befindet sich ein schöner Hochaltar. Ulm hatte überhaupt 15 Kirchen, 40 Kapellen, 4 Manns- und 8 Frauenklöster, 13 Klosterhöfe und eine Menge umfangreicher Gebäude, welche jetzt theils zu öffentlichen Zwecken, theils zu Beamtungen eingeräumt und eingerichtet sind.

Das alte Rathhaus mit seinem Säulengange und seiner künstlichen Uhr, der Marktbrunnen, Fischkasten genannt, sind ebenfalls der Beachtung werth.

Auch manch ein altes Patrizierhaus steht noch stattlich da, oft den Anforderungen der Neuzeit wenigstens äußerlich anbequemt. Diese Häuser mit den hohen Giebeldächern, Spitzen und Wetterfahnen, die sonnigen Erker, die unregelmäßigen, nur dem Gesetz wohnlicher Bequemlichkeit dienenden Fenster, die sogenannten Guckhäuslein, das zur Umschau auf dem First des Hauses angebrachte „Guckenhürle", machen keinen unangenehmen Eindruck. Der große Vorraum vieler Häuser heißt hier noch immer die „Laube", der uralte ehemalige Sammelplatz der Familie, der Freunde und Nachbarn nach gethaner Arbeit zu Gespräch, Gesang und Saitenspiel. Diese Laube oder Altane ist häufig mit Ziegelplatten nach Art der Mosaik ausgelegt und mit Gemälden ausgeschmückt. Aber in neuerer Zeit verschwindet dieser Theil der Häuser schneller; denn bei der Zunahme der Bevölkerung ist der Raum werthvoller geworden und wird sehr häufig zu Läden oder Wohnungen umgebaut. Trotzdem sucht Ulm das wohlbewahrte alte Gewand nicht leichtsinnig abzuschütteln, sondern putzt es und sucht es sich zu erhalten. Das gemüthliche Gesicht der alten süddeutschen großen Reichsstädte schaut uns in Ulm noch recht frisch an. Auch die unregelmäßigen, oft sehr engen und mit kleinen, fast spitzigen Steinen gepflasterten Straßen verhelfen hiezu.

Neben jenen alten Patrizierhäusern erheben sich aber auch namentlich in der Nähe des Bahnhofs schöne Neubauten. Und wenn Ulm in seinem beweglichen Leben keinen

Stoß erleidet, so wird es seinen Rang als Hauptstadt Oberschwabens glänzend behaupten.

Noch müssen wir zwei Häuser aufsuchen: das Schwörhaus und das Schuhhaus. Ersteres ist heute der Sitz des Gerichtshofes für den Donaukreis. Bis zum Jahr 1803 war es zur Abhaltung der jährlichen Huldigungsfeierlichkeit bestimmt. Die Bürgerschaft Ulms beschwor nämlich am Montag in der Laurentius-Woche (Lorenztag, 10. August) ihre von Kaiser Karl V. im Jahr 1558 neu bestätigte Verfassung und huldigte ihrem Stadtrathe. Freitags vorher wurde die Wahl eines neuen Bürgermeisters vorgenommen. An dem benannten Montage, dem Schwörtage, rief Punkt 9 Uhr Vormittags die Schwörglocke alle Bürger in ihren 21 Zünften zu ihren Zunftmeistern ins Zunfthaus, sämmtliche Mitglieder des Stadtraths aber in feierlichem Ornate in das Haus des neuerwählten Bürgermeisters. Alle zogen nun in Procession unter den Klängen der Musik auf den Weinhof in den großen mit Tapeten behängten Saal des Schwörhauses. Die dichtgedrängte Volksmenge, festlich gekleidet, manche Frauen mit silberner oder goldener Haube, silbernem Gütel mit goldenen Bukeln und mit kostbarem Perlenkranze oder Kette geschmückt, harrte in lautloser Stille des abtretenden oder alten Bürgermeisters, der endlich auf dem Balkon erschien und eine kurze Anrede hielt. Hierauf verlas der Stadtschreiber den Schwörbrief. Jetzt trat der alte Bürgermeister abermals auf und nahm den Bürgern und dem neugewählten Amtsnachfolger den Eid ab. Dieser versicherte sodann in einer kur-

zen, herzlichen Rede, daß er treulich und redlich das Beste der Bürgerschaft fördern und „der löblichen Commune und gemeiner Stadt zu aller Wohlfahrt ehrlich, nutzlich und fürständig sein wolle;" die Bürger aber ermahnte er zu williger Erfüllung ihrer beschworenen Pflichten. In feierlichem Zuge kehrten der Magistrat und die Bürgerschaft in ihre Wohnungen zurück, dem Bürgermeister aber wurde (seit dem Jahr 1750) bei seiner Rückkehr in seine Wohnung eine mit Gold verzierte silberne Krone auf rothem Sammtkissen vorangetragen, welche das ganze Jahr auf seinem Amtszimmer blieb.

Unter Jubel und Freude bei Jung und Alt verstrich nicht nur die übrige Zeit des festlichen Tages, sondern es folgten gemeiniglich noch mehrere Freudentage nach. Ein buntbewegtes Treiben machte sich geltend in hohen und niederen Gasthäusern, in der „hohen Schule, im Baumstark, staubigen Hut, faulen Pelz, in der goldenen Laus, blinden Kuh, Kinderlehre, in Himmel und Hölle" und wie sie sonst heißen mochten. Gewöhnlich reihte sich an dieses Fest auch das Fischer- oder Schifferstechen. Junge Fischer, 15 bis 20 an der Zahl, zogen dann als Weißfischer, Griechen, Ritter, oder als die diesen zugehörigen Damen verkleidet, mit Musik an das Donauufer. Bei ihrem Erscheinen wurden sie von der jubelnden Menge begrüßt. Die bereit gehaltenen Zillen (Kähne), deren eine von der Musik besetzt war, wurden sodann bestiegen. Schalksnarren durften dabei nicht fehlen. Die Hauptrolle spielten übrigens Bauer und Bäurin, in deren ländliche Frauenkleider gewöhnlich der beste Wasserturner eingehüllt war. Die Kämpfer stellten sich auf der hinteren Spitze des Nachens zurecht. Jeder ist mit

einem Speer, d. h. mit einer langen Stange versehen, an deren Spitze sich eine hölzerne Scheibe befand. Nun rannten je zwei gegen einander, um mittelst eines Stoßes den Gegner ins Wasser zu werfen. Häufig purzelten Beide. Manchmal blieb einer stehen. Wer aber alle Kameraden nach einander ins Wasser geworfen hatte und durchaus trocken geblieben war, der erhielt als Sieger den Preis. Dieser bestand aus einem silberbeschlagenen Kopf, einem silbernen Löffel, einem feinen Stück Tuch. Der Preis selber wurde dann an den Hauptspeer befestigt. Oft gieng der Zug erst nach vierstündigem Kampfe zum frohen Mahl und Tanz, um damit das Wasserturnier zu beschließen.

Ein solches Stechen wurde z. B. dem Kaiser Karl V. und seinem Sohne Philipp zu Ehren abgehalten im Jahr 1549. Auch in den Jahren 1836, 1838 und 1858 fanden solche Turniere aus Anlaß der Versammlungen von Sängern und gelehrten Schulmännern statt.

Das Schuhhaus in der Nähe des Münsters zieht uns an, weil sich in demselben nicht nur die Stadtbibliothek, sondern auch die Sammlungen des Kunst- und Alterthumsvereins befinden. Wenn wir auch von den 36,000 Bänden jener keinen auf längere Zeit in Händen behalten, so verweilen wir um so länger bei den Seltenheiten dieser. Die Bildnisse Karls V. und Gustav Adolf von Schweden; Christus am Kreuz, ein Glasgemälde und Oelgemälde; Gruppen alt- und neutestamentlicher Figuren im Charakter der Ulmer oder oberschwäbischen Malerschule; vier Bildsäulen in ein Drittel

Lebensgröße, Propheten darstellend; ein in Eichenholz geschnitztes Singpult mit der Jahrszahl 1458 und dem Namen „Syrlin" bezeichnet; ein in Holz geschnitzter Altaraufsatz vom Jahr 1516; dann eine gut erhaltene Vase aus rother edler Erde; zwei Gipsabgüsse von runden Schüsseln; das von dem Astronomen Kepler 1626 verfertigte Originalmaß für Ulm, welches das Längen=, Frucht= und Ellenmaß, das flüssige Maß uud das Gewicht in sich begreift; endlich die reiche Münzsammlung: dies Alles und noch manches Andere sind Gegenstände, die unser Interesse mehr oder minder fesseln.

Und nun begeben wir uns auf die Promenade, die sich um die Stadt zieht und sich beim ehemaligen Luginsland (Winkel, den die Blaumündung mit der Donau bildet) zu einem Rondel erweitert, wo man bei heiterem Wetter eine reizende Fernsicht genießt. Wir verlassen diesen schönen Punkt und schlendern auf dem Mauergange fort. Bald erreichen wir die schöne Donaubrücke. Auf der Mitte derselben haben wir die Grenzscheide zwischen Württemberg und Bayern. Nicht weit entfernt ist eine durch einen Arm der Donau gebildete schmale Insel, auf deren nordöstlicher Spitze der Schwal= oder der Landungs= und Ladungsplatz der Schiffe sich befindet. „Ulmer Schachteln" werden alljährlich in großer Zahl hier mit Gütern beladen und nach Wien und oft noch weiter hinab geführt und dort sammt der Last verwerthet. Wir sprechen später noch von diesen Fahrzeugen der Ulmer Schifferzunft.

6.

Machen wir uns nunmehr mit den Bewohnern Ulms bekannt!

Ulm zählt gegenwärtig etwa 18,000, mit dem Militär aber 24,000 Einwohner; es gehört somit auch in dieser Beziehung zu den bedeutendsten Städten Württembergs. Der eingeborne Ulmer ist ein biederer und thätiger, gerader und rechtlicher Mann. Wenn irgendwo, so findet man in Ulm die wohlthuendste Gemüthlichkeit und Gesellschaftlichkeit, und der Fremde findet sich hier bald heimisch; man ist gegen ihn zutraulich und zuvorkommend, ohne aufdringlich zu sein. Gastfreundschaft und Wohlthätigkeitssinn zeichnen die Ulmer vortheilhaft aus. Zugänglich für edle Zwecke, bedarf es keiner nachhaltigen Aufstachelung, wenn es gilt, gemeinnützig zu sein. Beweis hiefür sind die mancherlei Anstalten Ulms zur Wahrung und Förderung des allgemeinen Wohls. Unglücklichen Mitbürgern, fremdem Elend öffnet der ächte Ulmer sein Herz mit Freuden. Solchen Sinn hat er von seinen Vorfahren als kostbare Mitgift überkommen. Haben doch diese ihre Vaterstadt mit den reichsten Stiftungen bedacht! Und diesen Altvordern, die ihre Religiosität nicht nur durch die eben genannten Stiftungen und durch die kühnsten Bauten zur Ehre des Herrn, sondern insbesondere auch in den Zeiten der heißesten Drangsal und namenlosesten Noth bewährt haben, hat heute noch der Ulmer seinen ungefärbten religiösen Sinn zu verdanken. Mystizismus und Kopfhängerei und Sektenwesen haben aber bei ihm bis zur Stunde noch nicht Wurzel fassen können. Noch Eins kennzeichnet den Ulmer: er ist lebensfroh und lebenslustig, ohne

jedoch die Grenzen des Erlaubten zu überschreiten. Jeder Tag hat bei ihm, wenn auch seine Plage, so doch noch in weit höherem Grade seine Lust, seine Freude. Für jeden Tag ist besonders während der schönen Monate ein Ort bestimmt, wo die Bevölkerung zusammenströmt und sich einer sorgenlosen Gemüthlichkeit überläßt; heute besucht man die Friedrichsau, morgen den Felsenkeller, übermorgen geht man nach Söflingen, und wenn der Tag die Familie an's Haus fesselt, so muß dem Abend um so mehr sein Recht angethan werden, ihn in Gesellschaft am geeigneten Platze zu verleben. Man hat den Ulmern aus diesem Grunde schon manchmal Genußsucht, ja sogar Schwelgerei vorwerfen wollen; ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir billig dahin gestellt. Zu eigentlichen Volksfesten werden die sogenannten Kinder- oder Maienfeste.

In den Sitten und Gebräuchen und in der Kleidung hat sich bei den Ulmern seit den großen politischen Umwälzungen gar Manches geändert. Auch die Schaffung Ulms zu einer Bundesfestung hat nicht wenig zur Umgestaltung verschiedener Verhältnisse beigetragen. Uebrigens ließ sich der Ulmer von ächtem Schrot und Korn seither in seiner Behaglichkeit durch den Festungsgürtel nicht allzu sehr einengen.

Die alte Ulmertracht mit den kostbaren Perlenkränzen, weißen und auch silbernen, ja sogar goldenen Hauben, silbernen, mit goldenen Bukeln gezierten Gürteln und Preisketten, wie sie die Frauen vom höheren und Mittelstande besonders am Schwörtage trugen, sieht man nur noch an Porträts, die als schätzbare Familienstücke aufbewahrt werden. An ihre Stelle ist in den höheren und niederen

Ständen die allgemein herrschende Mode getreten. Was man auch über den Luxus unserer Zeit sagen mag, so war er doch in Ulm ehedem viel größer. So trugen zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs sogar „viele Handwerksleute und Gesellen seidene Strümpfe, silberne und vergüldete Degen und Sporen, silberne und goldene Gallonen und Borten, verbrämte Mäntel, sammetne Hosen, daffetne Kleider und Röcke; desgleichen Spitzen an Krägen und Ueberschlägen, große Krös von gar zarter Leinwand," und ihre Frauen „gar zu große und schwere silberne und vergüldete Gürteln und Messer, Schleyer uff eine ganz neue Manier, sammetne Pelzhauben, kalminkene Mäntel u. drgl. Kleider wider alles Herkommen." Was Wunder, wenn man 1648 wiederholt verordnete, „uff solchen übermäßigen pracht achtung zu geben, die Leute zu erinnern, sich dessen zu enthalten oder auch mit gebürender Strafe zu belegen!" Und diese Verordnung wurde 1719 „wegen des gottlosen Kleiderprachts" auf's neue publizirt. Dennoch sah man in Ulm hundert Jahre später noch Frauen von mittlerem Stande seidene, mit den feinsten Spitzen besetzte Kleider, an allen Fingern, in den Ohren und am Halse die kostbarsten Edelsteine, endlich auch Goldhauben tragen, auf welchen die schönsten Diamanten eingefaßt und die größten Perlen eingenäht waren! — Daß es heute ganz anders geworden, lehrt der Augenschein.

Die Häuser unserer Ulmer sind meist bequem eingerichtet, und geschmackvoll sind die Wohnungen ausgestattet. In allen gewahrt man eine außerordentliche Reinlichkeit; es wird die ganze Woche hindurch gescheuert und gefegt, und die Ulmer zeichnen sich in dieser Beziehung vortheilhaft aus.

Der Ulmer Dialekt ist der breit schwäbische. Dem lebenslustigen Charakter der Bewohner der Stadt, der hier Jahrhunderte lang herrschenden Betriebsamkeit, dem lebhaften Verkehr entspricht die Dehnung der Silben durchaus nicht; sie scheint mehr der gar nicht geringen Neugierde entsprungen zu sein, mit welcher die alten Reichsfreien behaftet sind. Sie ziehen die Worte so hinaus, als wollten sie ihren Nachbarsleuten, mit denen sie so viel und oft auf der Straße zu verhandeln pflegen, Zeit und Gelegenheit gönnen, sich auf ein „nagelfunkelneues" Ereigniß zu besinnen. Ein Dichter läßt eine Ulmerin, die in Stuttgart bei ihrer Freundin, des „Deissa Maia", die einen verwittweten Schreiner heirathete, einen Besuch machte, einer Nachbarin alle gesehenen Herrlichkeiten in der Behausung jener erzählen und läßt sie sprechen:

Aber wia der's ih (nämlich die Augen) aufreiß,
Was ih dau muoß gucka!
Unser Amtmah mit seim Praacht
Müßt se wärrle ducka.

An de tapezierte Wänd
Hanget Dir no Gmäla,
Gega ihre Vorhäng send
Unsre — Kuchezwäla.*)

Moischt, dau häb ma Stüal und Bänk?
In 'ra Ottomanna**)
Sitzt ma, wia a Dierdotsch***)
In 'ra Flädlispfanna.

---

*) Küchentücher. **) Ottomanne; Sopha. ***) Eierkuchen.

's Essa, des ischt fürnem gewea,
Lauter gmaulte Teller!
Und a koschbar Traktament,
Wei, wia Muschgateller!

Und dia Maia *) hot me g'hebt!
Ih hau miassa essa
G'sottes, Baches **), Siaß und Sauer,
Haun der's Meischt vergessa.

Wie's scho gar ischt, staußt ear sui,
D'Mei, der Moischter Schreiner;
Bringt se no zwue Schüßle vohl
Mit Komfekt und Fleiner.

In der Stubakahmer ischt
Au koi Larafare!
Denk no, jedes Nachtg'schirr hot
Dau sein Sekratare.

Ihren Buaba hoißt ma: „Herr",
Dea se hat antreata;
Dear kah's Vaterunser schoh
Ganz lateinisch beata.

Ihre Mädla, „Fraila" bnamst,
Gand ***) der zur Französe;
Und noch Kannstatt fahret se
Z'Sonntig in der Schöse. †)

Denk der nu dear Staat und Praacht!
Schüala, dünn wia d'Socka!
Deamantkreuz und Auravenk ††),
Seidne Hüat und Locka!

---

*) Maria. **) Gebackenes. ***) Gehen. †) Chaise; Kutsche.
††) Ohrengehänge.

Dieses Beispiel genüge, um einen kleinen Einblick in die Sprache des Ulmer Völkleins zu thun. Gehen wir durch die Straßen der Stadt, so können wir sie „ell Ritt" (jeden Augenblick) vernehmen; zudem läßt sie sich nicht „uf's Virgele" (auf's Haar) nachahmen, wenn man nicht geborner Ulmer ist. Das aber muß noch gesagt werden, daß der Ulmer nur „en Erbs", „a Lins" ißt, während man anderwärts Erbsen und Linsen (Gerichte) genießt. Auch hat er keine Bratkachel, in welcher die Speise warm erhalten bleibt, sondern ein „Räuh'rle".

Die Ulmer beschäftigen sich vorzugsweise mit Gewerbe und Handel. Seit Eröffnung der Eisenbahn steigert sich der Verkehr von Jahr zu Jahr. Ein rühriges Leben gibt sich überall zu erkennen. Der verarmt gewesene Handwerksstand hat sich wieder gekräftigt. Der anscheinend ganz erstorbene Unternehmungsgeist der Ulmer treibt neue Schößlinge zu starken Aesten. Der Handelsstand, vor etlichen Jahrzehnten an den Börsen verschollen, gebietet wieder über große Hilfsmittel; den uralten Ruf der Energie, Thätigkeit und Sparsamkeit hat er sich neu erworben und schon erntet er seine Früchte. So geht Ulm, wenn auch nicht eilig, doch sicher den Weg des Gedeihens und Verjüngens.

Langholz und Bretter (Schnittwaaren) aus dem Oberlande, Steine aus den Brüchen des Unterlandes und Getreide sind die bedeutendsten Artikel eines mächtigen Waarenzugs. Auf dem Fruchtmarkt in Ulm — wohl einer der großartigsten im ganzen Lande — werden jährlich über 110,000 Scheffel Kernen, Gerste und Haber verwerthet. Einige Zahlen mögen hier sprechen. Im Jahr 1859 wurden von Ulm aus versendet an Schnittwaaren 2,135,250

Stücke, von denen 1,653,700 über Heilbronn und dann auf Neckar und Rhein nach Holland kamen; an Stamm-, Bau- und Nutzholz 20,633 Stücke; an Frucht und Mehl 428,600 Zentner; an Bier 2,207,950 Maß.

Zu den bedeutenderen Gewerben gehören eine Messingfabrik, ein Kupferhammer, eine Papierfabrik, vier Tabaksfabriken, eine Spielkartenfabrik, eine Runkelrübenzuckerfabrik, ferner die Bierbrauereien, die Verfertigung von Pfeifenköpfen aus Holzmaser, von Großuhren, chemischen Feuerzeugen, die Bleichen, Gerbereien und Färbereien, die Zunderfabrikation u. s. w. Wer hätte nicht schon von Ulmer Köpfen, Ulmer Brod, Ulmer Geigen oder Mutscheln, Ulmer „Hären-“ (Herren) Broden, Ulmer Mehl, Ulmer Gerste, Ulmer Bier, Ulmer Spargeln gehört? Sie gehen, wie früher das Ulmer Geld, durch alle Welt. — Und wie berühmt war nicht früher die Ulmer Leinwand!

Die Hauptblüthezeit der Linnenindustrie fällt ins 14. bis 17. Jahrhundert.

In jener Zeit war Ulm der erste Platz der Leinenweberei und die Hauptniederlage des schwäbischen Leinwandhandels. Noch jetzt heißt die schwäbische Leinwand in der Handelswelt „Ulmerleinwand“. Und sie stand früher hoch über jeder andern Leinwand. Selbst der schlesischen Leinwand wurde der Ulmer Stempel aufgedrückt, um sie für Ulmer Waare auszugeben. Noch in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts sollen jährlich ungefähr 23,000 Stücke gebleichte und 32,000 Stücke ungebleichte Leinwand von Ulm versendet worden sein. Jetzt schlägt man den Verkehr im Ganzen noch zu drei bis viertausend Stücken an. Die Fabrikation wird namentlich in den nächstgelegenen Alp-

orten sehr stark betrieben. — Neben der Leinwand lief als ein sehr lebhaft betriebener Gewerbs- und Handelsgegenstand die Barchentweberei. Im 16. Jahrhundert sollen jährlich 40,000 bis 50,000 Stücke Barchent, die in Ulm verfertigt wurden, versendet worden sein.

Die Arten von Leinwand, welche jetzt hauptsächlich bereitet werden, sind die gewöhnliche glatte Leinwand (Loden, Haustuch), Kölsch (aus rohem oder gebleichtem und blau gefärbtem Leinengarn), farbige Leinwand (Schecken) und baumwollene Taschentücher.

In nicht geringem Umfang wird auch die Schifferei betrieben. Noch jetzt besteht ein „Schifferadel", vermöglichere Schifferfamilien, welche in Beziehung auf Reinlichkeit des Haushalts und blankes Aussehen der alten Möbel und Küchengeräthschaften „auf einander stechen."

Es fahren noch heute 70 Fuß lange und 14 Fuß breite sogenannte Wiener-Schiffe, „Ordinarischiffe", mit Waaren aller Art beladen in der Zeit von 10 bis 12 Tagen zur Kaiserstadt, wo sie vor dem „Schanzl" in der Regel um nicht gar hohen Preis verkauft werden. Ein Regensburger Schiff bedarf zehn bis zwölf Personen, um binnen 3 bis 4 Wochen wieder vor dem „Schwal" anzulangen. Beim Abgang eines solchen Ordinarischiffes wird im Katharinenstift unterhalb der Spitalkirche, im ehemaligen Binderhof, eine Andacht gehalten; darauf versammeln sich die Schifferfrauen in der Sonne zum Kaffee. — Bei gutem Wetter ist die Wasserfahrt nach Donauwörth sehr angenehm und billig. Man versieht sich mit einer Matratze, Kaffee- oder Theemaschine und einigem Proviante. Lustiger freilich sind die Fahrten in größeren Gesellschaftsschiffen, welche nicht

selten nach Elchingen, Günzburg gehen. Der Versuch, die Donau mit einem Dampfschiff zu befahren, ist gänzlich mißglückt.

Die Schiffe, welche man auf dem Schwal, dem Schiffsplatz, baut, sind entweder Hauptschiffe, oder Blätten, oder Schiffzillen. Die Hauptschiffe, auch Schwabenschiffe genannt, sind jene größeren Ordinarischiffe, die je nach dem Wasserstande drei bis sechshundert Zentner führen. Die Blätten, Schwabenblätten, welche sich durch ihre stumpf abgeschnittenen Hintertheile unterscheiden, sind 58 Fuß lang und 11 Fuß breit und laden zwei bis dreihundert Zentner. Die kleineren Blätten, Schiffzillen, 48 Fuß lang und 10 Fuß breit, sind sonst von gleicher Bauart, wie jene, und tragen hundert bis anderthalb hundert Zentner. Die beiden ersten Arten haben doppelte Kajüten: die vordere zur Aufbewahrung der Güter, die hintere, heizbare zum Aufenthalt der Schiffsleute und Reisenden. Die Bauart ist sehr einfach. Ein größeres Schiff kommt auf 300, ein mittleres auf 250 und ein kleineres auf 200 Gulden zu stehen. Seit dritthalbhundert Jahren fahren die Ulmer Schiffleute mit solchen Schiffen auf der Donau und zwar geht seit 1712 allwöchentlich regelmäßig — den strengen Winter ausgenommen — ein Schiff ab. Ihre Waaren führen sie für die östreichischen Staaten, für Rußland und die Türkei. In den letzten Jahren wurden im Durchschnitt jährlich 16,000 bis 17,000 Zentner und 300 Reisende auf 51 Schiffen befördert. Die Donau herauf kommen jährlich nur zwölf Regensburger und vier Deggendorfer Schiffe.

Die Schiffahrt der Ulmer ist zugleich eine Art von Schiffs- oder vielmehr Holzhandel. Der Preis, der zu Wien für ein größeres Schiff erlöst wird, ist 60 Gulden; für ein mittleres werden 40 Gulden, für ein kleineres aber 30 Gulden bezahlt. Es beschäftigen sich 64 Schiffmeister zu Ulm mit der Donauschiffahrt. Von diesen treiben 24 den Schiffbau; sie werden Schopper genannt. Das ganze Gewerbe wird von der Schifferzunft gemeinschaftlich betrieben. Seit aber die Eisenbahnstrecke sich bis Wien zieht, hat die Schifferei Ulms bedeutend verloren, ja schier den Todesstoß erhalten.

* * *

Wir haben nun in der Münsterstadt das Wichtigste gesehen.

Und welches Resultat ergibt unsere Umschau? — „Der goldene Tag Ulms ist längst vorüber; aber seine Gegenwart steht dem Morgen näher, als der Mitternacht. Schon die Urgroßväter sahen die Sonne untergehen; die Aelteren der jetzigen Generation haben die schwärzeste Nacht und das tiefste Weh überstanden. Geht auch die Nachkommenschaft der Lebenden noch im Zwielicht und Morgennebel; dauert es noch eine Weile, bis die Sonne wärmend durchscheint und der glänzende neue Tag da ist: er kann nicht ausbleiben; die Zeit und ihre Verhältnisse verheißen ihn zuversichtlich. In der rasch vor sich gehenden Umgestaltung des gewerblichen und Handelslebens Deutschlands und Europas überhaupt muß Ulms glückliche Lage an dem Punkte, wo der größte Strom des Welttheils zuerst Schiffe trägt, zur

vollen Geltung gelangen. Es wird ihm die Vermehrung der Bevölkerung, des Gewerbfleißes und Wohlstandes aus derselben Quelle fortströmen, aus der sie ihm vor Jahrhunderten so reichlich floß." Möge fürder Friede walten huldvoll über dieser Stadt, daß Ulms schöne Zeit sich wiederum erneure!

Ravensburg.

Eine Stadt, die theils durch den Reiz ihrer Lage und ihrer Umgebung, theils durch geschichtliche Erinnerungen den sinnigen Wanderer von jeher einlud, in ihr einzukehren, darf auch von uns nicht übergangen werden. Eine Stadt, die vor noch nicht langen Jahren einen Enkel der weltberühmten Welfen, den jetzt regierenden König von Hannover, Georg V., als hochwillkommenen Gast in ihren Mauern beherbergte, muß etwas mehr als nur Gewöhnliches zu bieten haben. Und diese Stadt ist — Ravensburg, die Wiege der Welfen. Kehren auch wir in ihr ein!

1.

Die reichbethürmte Stadt, das alte Ravensburg, liegt in dem freundlichen, fruchtbaren Schussenthale. Hochprangend erhebt sich dort auf grünem Felsengrund die eben so alte „Rauenspurc," sich höchlich verwundernd über die gewaltige Umgestaltung der Neuzeit. Jahrhunderte lang rauschte die Schussen an ihrem Fuße dahin, und sie hörte mit sichtlichem Wohlgefallen die traute Geschwätzigkeit des eilendes Flusses. Seit aber auf Eisengeleisen die Gespanne

des vielverzweigten Mechanismus dahinrollen, weiß sich die „Alte" noch immer nicht zurecht zu finden. Ist's ihr doch fast ein ungewohnt Ding, das Haupt so recht eigentlich eingehüllt zu sehen von Wolken aus eisernem Schlunde.

Gerade diese ehemalige Burg möchte nun der geeignetste Punkt sein, von dem aus wir eine prächtige Rundschau über die Stadt und ihre Umgebung genießen können. Der Weg auf den „Veitsberg" — so heißt heut zu Tage die Anhöhe, auf der die Welfenwiege gestanden — ist leicht zu erfragen und schwer zu verfehlen. Schon stehen wir am Fuße der nicht bedeutenden Erhebung. Der Berg ist aus Molasse, der in Oberschwaben vorherrschenden Gebirgsart, gebildet. Die Molasse ist häufig mit aufgeschwemmtem Gerölle, Torf, Lehm und Mergeladern bedeckt. Oft ist dies Trümmergestein durch einen Kalkteig zusammengekittet und zwar gewöhnlich so fest, daß man es zum Bauen benützen kann. Und in diesem Zustande nennt man das Gestein Nagelflue. Dem Veitsberg oder — wie man ihn gewöhnlich in Ravensburg heißt — dem Schloßberg dient das Gestein zum Fundamente. Ob es wohl zur Gestaltung dieser steilen Bergecke am östlichen Rande des Schussenthals beitrug?

Wir haben die Kuppe des Schloßberges erreicht. Ein offenbar künstlich gemachter Einschnitt trennt denselben von dem übrigen Bergrücken, auf dem die Pfarrei „St. Christina" liegt. Während wir drunten in der Stadt am Postgebäude 1369 par. Fuß über dem Meere standen, sind wir hier oben am Gartenhaus 1614 par. Fuß über dasselbe erhaben. Die Aussicht ist hier oben erhebend.

Wie reizend stellt sich nicht von hier aus das Schussenthal dar, begrenzt von üppigen Weingeländen und holzreichen

Waldungen! Es gleicht einem fruchtbringenden Garten, wo der städtische Markt Altdorf neben den herrlichen Gebäuden der vormaligen Benediktiner-Abtei Weingarten prangt; wo Ravensburg, das unverfälschte Bild des mittelalterlichen Bürgerthums, mit seinen vielen hohen Thürmen hinter starken Mauern neben den neuerbauten Gebäuden der ehemaligen Prämonstratenser-Abtei Weissenau und dem Schlößchen Rählen das Thal zieren, und wo von Nordost die Cisterzienser-Nonnen-Abtei Baind das Thal in anmuthiger Stille schließt. Nicht umsonst führt es in der Urkundensprache noch aus der Zeit der Welfen den wohlklingenden Namen „hortus floridus" (blühender Garten)! In seiner südlichen Breite wird unser Thal aber geschmückt durch das Schloß Montfort zu Tettnang und durch die jugendfrische Stadt Friedrichshafen. Lieblichkeit und Anmuth lagern sich über die Landschaft. Fülle des Wachsthums kündet die dem Süden sich nähernde Natur. Die wein- und obstreichen Gestade des Bodensees breiten sich aus, und der Anblick derselben erfüllt den Beobachter mit Bewunderung. Aber nicht die Gestade des Sees allein, der See selber zeigt sich uns theilweise. Wir sehen einen langen Silberstreifen des schönen Gewässers. Will es uns mit seinem Glanze verlocken, Alles eiligst zu verlassen und ihm zuzuwandern, um uns einzig an seinem Anblick zu weiden? Wie geruhig können wir von dieser Höhe aus seinen seltsamen Wunderschein betrachten! Auch das schmucke Konstanz hebt im Hintergrunde die Thurmspitzen hoch hinauf. Und in blauer Ferne verbreitet sich längshin das prangende Schweizerufer! Die himmelansteigenden Schneegebirge starren herüber zu uns und glitzern mit ihren Krystallen. Riesen an Riesen

reihen sich an einander und bilden einen mächtigen Grenzwall im Süden. Fürwahr ein kostbarer Punkt dieser Veitsberg! Und wir sollten uns wundern, daß sich die Welfen auf dieser sonnigen Höhe die Heimathburg gründeten? Und wir könnten zürnen darob, daß schon vor nahezu einem Jahrtausend an dieser Stelle sich manch ein junger Welfe eine Kaiserkrone träumen mochte? Wer solche Herrlichkeiten täglich anschaut, sollte nicht auch fürs Höchste begeistert werden?

Aber auch die nächste Nähe mit ihren bald sanft anmuthigen, bald wild romantischen Thälern, mit ihren malerischen Landschaften mit Burgen und Burgruinen, mit ihren großen und weiten Hochflächen gewährt dem Beschauer Vergnügen. Wie eng und wild erscheint nicht ganz nahe von Ravensburg das Höllenthälchen, wie düster und schaurig der Urbanstobel!

So zeigen sich uns der Punkte hier oben gar viele, wo der ernste Forscher und der sinnige Wanderer gerne verweilt, wo „ein empfindsames Gemüth ewige Liebe oder ewige Entsagung geloben möchte.“ In einem solch ernstfreundlichen Bilde stellt sich uns die landschaftliche Umgebung von Ravensburg dar!

Und auf diesem Berge stand einst die „Rauenspurc“ (rauhe Burg), deren Ursprung kein Lichtstrahl des Mittelalters erhellt. Dort steht noch ein festes Thor, durch welches wir in den inneren, von Mauern und alten Gebäuden umgebenen Raum, in den ehemaligen Burghof, gelangen. Außerhalb desselben, auf dem äußeren Burghofe, befand sich die Schloßkapelle „zum heil. Veit,“ von welcher der Berg auch den Namen „Veitsberg“ erhielt. Diese Kapelle wurde erst im Jahr 1833 abgebrochen.

Obschon Spuren **römischer** Niederlassungen in der Umgegend von Ravensburg nicht zu verkennen sind, so zeigt die alte Rauenspurc dennoch nichts, was auf römischen Ursprung schließen ließe, den ihr Einige durchaus geben wollen. Die römische Herrschaft war am Bodenseeufer flüchtig und unsicher. Darum wollen gelehrte Leute einen großen Theil sogenannter Römer- und Heidenthürme dem aufstrebenden Zeitalter der Karolinger einverleiben, „wo die rohe Kraft anfieng, sich für das Schöne zu veredeln und wo der Besitz ein sicherer und ruhmvoller geworden war.“ Auch die Stadt, unten am Berge liegend, besitzt keine römischen Ueberreste. — Selbst das künstliche Gefüge der Steinzeichnung an der mittägigen Seite der Kirche des Nonnenklosters, welche jetzt die Stadtmauer beim Mehlsackthurme — den wir vor Augen haben — bildet, und die einst die Burgkapelle des Welf'schen „Ammans von Ravensburg“ war, gehört nach der Ansicht Sachkundiger nicht der Römerzeit an.

Jedenfalls ist aber großartig zu nennen, was jene Zeiten zur Vollendung gebracht haben. In einem stundenweiten Umfange erhoben sich starke Mauern und hohe Thürme stolz und mächtig aus den um sie gezogenen breiten und tiefen Gräben, und die Spitze des Berges krönten einst drei feste Burgen. Mit der Hauptburg waren mehrere Gebäude der Stadt durch unterirdische Gänge verbunden. Manche derselben sind noch gut erhalten und bleiben immerhin herrliche Denkmale von dem Reichthum und der Vorsicht unserer Altvordern, die auf solche geheime Rettungsmittel denken und solchen Aufwand bestreiten konnten.

Die Stammburg war von einer Menge fester Burghuten nach allen Seiten gleich einem Gürtel umstellt. Diese

sind jedoch spurlos verschwunden, und man findet ihre Namen nur noch in alten Lagerbüchern und im Munde des Volkes als Güter- (Gewende-) Bezeichnungen. Alles deutet übrigens darauf hin, daß schon in frühester Zeit die militärische Wichtigkeit dieses Punktes recht wohl erkannt worden war.

Von der Festigkeit und Sicherheit, welche diese Burg und Stadt den Welfen gewährte, liefert die Geschichte mannigfache Beweise: hieher brachte Herzog Welf III. den gefangenen Bischof Sigfried von Augsburg (1088 n. Chr.) in sichere Verwahrung; hieher führte Herzog Heinrich von Bayern seinen Feind, den Grafen Konrad von Wolfrathshausen (1125); hieher derselbe seine Gemahlin Gertrud, Kaiser Lothars Tochter, nach den Vermählungsfeierlichkeiten auf dem Gunzlech (1127). Hier wurde auch Heinrich der Löwe, Heinrichs des Schwarzen Sohn, (1129) geboren. Ja, es soll sogar nach der Sage Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) hier geboren worden sein.

Obgleich mit der Stadt eng verbunden, blieb aber dennoch nachmals unter den Staufen und den späteren Kaisern die Burg von ihr getrennt und im unmittelbaren Besitze von Kaiser und Reich. Im Jahr 1647 gieng sie in Flammen auf und zwar durch die Bosheit zweier Taugenichtse, die sie anzündeten. Von dieser Zeit an ist das Schloß nicht wieder aufgebaut worden. Später aber wurden die Ruinen desselben mit einem Theile des Schloßberges der Stadt Ravensburg in lehnbarer Eigenschaft überlassen. Diese aber veräußerte im Jahr 1798 den Platz an Privatpersonen. Heute finden wir eine kleine Sommerwirthschaft auf demselben eingerichtet.

2.

Setzen wir uns in das Gartenhäuschen, um uns noch einen Augenblick mit der Vergangenheit zu beschäftigen! Obgleich wir schon in dem Gebiete der Geschichte verweilten, so dürfte ein näherer Einblick in die Erlebnisse der Burg und der Stadt nicht gerade überflüssig erscheinen.

Wir haben schon so Verschiedenes über die „Welfen“ gehört, daß wir zunächst wohl ihr Geschlecht sollten kennen lernen. Ueber den Ursprung ihres Namens geben gelehrte Forscher gelehrten Aufschluß. Die Sage weiß ebenfalls davon zu erzählen. Hören wir ihren Bericht!

Zu der reichen Gräfin von Altdorf im nahen Scherzachthale kam einst ein armes Weib und bat um eine Gabe für sich und ihre hungernden Kinder. Aber die Gräfin wies das Weib hartherzig ab und schmähte die Bettlerin noch.

Diese, erbittert und tiefgekränkt, wünschte der Gräfin, daß sie zwölf Kinder zumal gebären möge. Nicht lange nachher gieng dieser Wunsch der Bettlerin in Erfüllung. Zwölf Knaben erfüllten auf einmal das Schloß mit ihrem Geschrei. Darüber entsetzte sich die Gräfin gar sehr. Ihr Gemahl war zu dieser Stunde glücklicherweise ausgegangen. Um ihn nun nicht allzusehr in Schrecken zu versetzen, schickte sie auf der Stelle ihre Magd mit elf Knaben fort und befahl ihr, die Jungen in die nahe Scherzach zu werfen, damit sie daselbst ertränken. Zugleich bemerkte sie der Magd, so sie Jemand anhalte und befrage, solle sie nur sagen, sie müsse junge Hunde ertränken.

Schon war die Magd mit ihrem Korbe bis in die Nähe des Mühlbachs gekommen; da traf es sich, daß gerade der Graf des Weges kam. Der fragte sie, wohin sie wolle und was sie denn im Korbe habe. Die Magd that, was ihre Frau sie angewiesen hatte. Aber der Graf gab sich mit der erhaltenen Antwort nicht zufrieden; er verlangte die Hunde zu sehen. Wie die Magd sich wehren mochte: es half Alles nichts, und am Ende beichtete sie dem Grafen die ganze Geschichte. Dieser befahl nun der Magd tiefes Schweigen; sie solle der Gräfin nur sagen, daß sie ihren Auftrag vollzogen habe.

Hierauf ließ er die elf Knaben zu einem Müller tragen, der in der Nähe der Scherzach wohnte, und der Müllerin empfahl er, für die Kleinen zu sorgen und sie liebevoll zu pflegen. Die Knaben wuchsen auch rüstig und wacker heran, und es gedieh einer so lieblich als der andere. Als sie das siebente Jahr erreicht hatten, veranstaltete der Graf ein großes Fest, zu dem viele vornehme Gäste geladen wurden. Während des Essens brachte der Graf, wie zufällig, das Gespräch auf verschiedene Verbrechen und fragte dann die Gäste, welche Strafe sie für jedes derselben ansetzen würden. Jeder Gast äußerte seine Meinung freimüthig. Endlich kam auch die Reihe an die Gräfin, seine Gemahlin, und der Graf fragte sie, welche Strafe wohl eine Mutter verdiene, die elf Kinder umgebracht habe. „Ei", sagte die Gräfin rasch, „die verdiente, daß man sie lebendig in Oel siede." „So hast du dir selber dein Urtheil gesprochen", versetzte der Graf und öffnete eine Seitenthüre, durch welche er elf stattliche Knaben hereintreten ließ. Zudem erzählte er seinen Gästen die ganze Geschichte. Die Gräfin aber

fiel ihm todesbleich zu Füßen und bat um Gnade, die ihr der Graf auch gewährt haben soll.

Vor dem Rathhause zu Altdorf sind die zwölf Knaben nebst dem Müller und der Müllerin abgebildet, ebenso auf einem alten Oelbild im Innern dieses Hauses. Es enthält die Inschrift: „Eine unerhörte Historia von dem Ursprung und Namen der Guelfen, vor Zeiten Grafen und Herren zu Altdorf im Allgäu, nachmals Fürsten in Baiern, dergleichen von Anbeginn der Welt nie gehört noch vernommen worden: Isenbard, Graf zu Altdorf, lebt im Anno 780. Seine Gemahlin Irmentrudis brachte auf einmal zwölf Kinder zur Welt und wollte aylffe davon, gleich als junge Hunde lassen ins Wasser werfen." Das ist die schreckliche Geschichte mit den zwölf Knaben.

„Und wozu diese Sage?" — Nun, sie spinnt sich noch weiter fort und stempelt diese zwölf Bürschchen zu Stammherren des Welfengeschlechts.

Aber die strengen Gelehrten weisen die Mähr gnadenlos in das Reich der Fabeln, und finden einen ganz anderen Ursprung der Welfen.

Nach den vorliegenden geschichtlichen Urkunden sind die Welfen Nachkommen der alten Gaugrafen des Argen- und Linzgaus. Einer dieser Gaugrafen, Rudhard, war zugleich königlicher Kammerbote unter Karl dem Großen. Die zweite Gemahlin Ludwigs des Frommen soll eine Tochter des schwäbischen Grafen Welf, eines Stammvaters der Welf-Altdorf'schen Grafen, gewesen sein. Kaum zu bezweifeln ist ferner, daß die Gemahlin Karls des Großen, Hildegard, eine Welfin war. Ein Bruder dieser Kaiserin, Ulrich, wurde sehr vom König Ludwig begünstigt, daß er

neben dem Argengau auch noch die Verwaltung des Linzgaus erhielt. Jedenfalls dürften aber von diesem Ulrich an die Gaugrafen für Welfen zu halten sein. Auf den Grafen Ulrich folgten Graf Welf von 846 an, dann wieder ein Graf Ulrich von 861 bis 884 und jetzt ein Ulrich der Jüngere; dieser ist der Vater eines Rudolfs und Welfs, und letzterer wird in der Regel der „Erste" genannt. Dieser erhielt nach seines Bruders Tode auch die väterlichen Stammgüter in Schwaben und starb im Jahr 960. Welf II. trat zuerst den Kampf mit den Kaisern aus dem fränkischen Hause an. Dieser Welf wird auch als Erbauer von Ravensburg, der Stadt, aufgeführt. Uebrigens ist wahrscheinlich, daß er seine heimathliche Burg nur erweiterte und mehr befestigte; auch liegt die Vermuthung nahe, daß er den oberen Theil der jetzigen Stadt, der damals aus zahlreichen Burghuten seiner Ministerialen (Schultheißen) und Dienstleute bestand, zu einem Ganzen verband und dadurch der Ansiedlung um seine Stammburg ein mehr städtisches Ansehen verlieh. Welf III. erbte die deutschen Länder seines Vaters und behauptete kühn die Würde seines Geschlechts. Er ward der mächtigste der Großen in Schwaben. Mit ihm endete, da er 1055 unverehelicht starb, der alte Welfenstamm, und der Sohn seiner Schwester Cunizza (Kunigunde) wurde als Welf IV. von seiner Großmutter Irmengard zum Erben berufen und erhielt zu seines Vaters italienischen Besitzungen auch die ausgebreiteten deutschen seines mütterlichen Oheims. Er ist es auch, der den zweiten, zur Stunde noch blühenden Welfenstamm begründete. Als einer der angesehensten und tapfersten Krieger seiner Zeit war er

in dem großen Kampf zwischen Kirche und Staat, der unter Kaiser Heinrich IV. begann, recht ernstlich betheiligt.

In hohem Alter, im Jahre 1100 unternahm er einen Zug nach Jerusalem. Auf der Rückreise starb er auf der Insel Cypern. Acht Jahre später wurden seine Gebeine in der Familiengruft der Klosterkirche zu Weingarten beigesetzt. Er vergrößerte seine schwäbischen Besitzungen, so daß sie vom Bodensee durch Schwaben bis an den Kochergau reichten. Als Herzog in Bayern machte er sich und seine schwäbischen Erblande während des Kampfes mit den Hohenstaufen von der Herrschaft der alemannischen Herzoge frei und besaß diese nebst Bayern als eine dem Kaiser allein und unmittelbar unterworfene Herrschaft. Bemerkt muß noch werden, daß Welf IV. der Vollender des Stifts Weingarten war.

Von den beiden Söhnen des letztgenannten Grafen starb Welf V. früh und Heinrich der Schwarze vereinigte alle welfischen Besitzungen unter sich. Eine seiner Töchter, Judith, vermählte sich mit Friedrich von Staufen, Herzog in Schwaben, und war die Mutter Kaiser Friedrichs I. Trotzdem schlug sich aber Heinrich der Schwarze auf die Seite derer, die Lothar zum Kaiser erwählten; dieser aber verlobte seine einzige Tochter, Gertrud, mit Heinrichs gleichnamigem Sohne, Heinrich dem Stolzen, und eröffnete so dem Welfenstamm die wohl schon lang genährte Hoffnung auf die Königskrone. Das Glück entschied für den Hohenstaufen Konrad III. Zwölf Jahre lang führte nun Welf VI. den Krieg gegen den Kaiser mit Muth und Ausdauer. Dadurch wurde der Same zu dem tödtlichen Hasse beider Häuser ausgestreut. Die Namen Welfen und Gibellinen wurden als Partei-

namen damals zuerst gehört. Erst im Jahr 1151 legte er unter Vermittelung des Kaisers Friedrich I. die Waffen nieder. Welf behielt seine schwäbischen Güter und empfieng noch mehrere Reichsgüter zu Lehen. Die allgemeine Geschichte der Deutschen berichtet noch des Weiteren über die Kämpfe der Welfen und Gibellinen. Deßhalb möge hier nur noch angeführt werden, daß Welf VI., durch den Tod seines Sohnes Welf VII. im Jahr 1167 kinderlos, beschloß, den Rest seiner Lebenstage in Ruhe in seinen Lieblingsorten Ravensburg und Memmingen zuzubringen. Hier hielt er einen glänzenden Hof und überließ sich dem Vergnügen. Um die nöthigen Mittel hiezu zu bekommen, schenkte er seine italienischen Besitzungen — mit Uebergehung Heinrichs des Löwen — seinem Neffen Kaiser Friedrich I. und trat 1180 selbst seine deutschen Länder an ihn ab.

Nochmals entbrannte der Streit nach Welf VI. Tode zwischen Welfen und Gibellinen im Jahr 1198. Philipp von Schwaben und Otto, der Sohn Heinrichs des Löwen, kämpften um die Kaiserkrone. Wenn auch Otto 1208 empor kam, so erlag er doch 1212 dem Gegenkönig Friedrich II. aus staufischem Blute.

Die Besitzungen der Welfen giengen nun an die Hohenstaufen über. Aber noch strahlt der Glanz des Hauses in den Nachkommen Heinrichs dies- und jenseits des deutschen Meeres auf zwei Königsthronen: England und Hannover, sowie in dem noch regierenden Hause Braunschweig.

Die früheste Stammburg des Welfengeschlechts war das nahe Altdorf. Als aber das von den Welfen gestiftete Kloster Altdorf 1053 abbrannte, räumte Welf III.

den Mönchen sein daselbst auf einem Hügel gelegenes Schloß zur Wohnung ein, welches, weil der Hügel mit Reben bepflanzt war, von den Mönchen Weingarten genannt wurde. Von jener Zeit an, bewohnten die Welfen ihr Schloß, die alte Rauensspurc, ununterbrochen bis zur Besitzergreifung der Staufen.

Die Stadt selbst, die sich zu den Füßen der Burg lagerte, wurde 1100 mit Mauern umgeben und zur angesehenen Fürstenstadt erhoben. Dadurch wurde ihr aber auch der Weg gebahnt zu dem nachherigen Wohlstande und der Höhe ihrer politischen Freiheiten, auf welche sie sich in stufenweiser Reihenfolge nach dem Untergange der Staufen und des Herzogthums Schwaben emporschwang.

Halten wir uns daher noch einen Augenbick bei der Geschichte der Stadt auf.

Mit der Zunahme ihres eben erwähnten Wohlstandes und ihrer Bevölkerung zeigte sich auch das Bedürfniß einer Vergrößerung ihres Umfangs. Auf solche Weise entstanden ihre Vorstädte. Heute noch besteht Ravensburg aus der eigentlichen Stadt und den drei Vorstädten Oehlschwang, Pfannenstiel und Heiligkreuz. Ihre Mauern sind mit mehreren Thürmen besetzt und mit Gräben umgeben, um welche angenehme schattige Spaziergänge führen.

Wie belebt Ravensburgs Märkte schon früher gewesen sein müssen, dafür sprechen Urkunden aus jener Zeit. Besonders lebhaft war der Linnenhandel mit Italien. Nebenbei ertheilten ihr die Welfen manche Begünstigungen und Freiheiten. Die Hohenstaufen hatten in der Stadt ihren

„Ammann" oder Schultheißen, welcher in ihrem Namen die Gerichtsbarkeit übte. Mit dem Verfall dieses Kaisergeschlechts hob sich die Macht Ravensburgs; auch während des Zwischenreichs unterwarf es sich keinem neuen Herrn. Rudolf von Habsburg und Adolf bestätigten die Freiheiten und Rechte der Stadt. So war Ravensburg eine unmittelbare Reichsstadt geworden. Der Wohlstand nahm sichtlich zu. Mit dem inneren Wohlstand wuchs auch das Ansehen der Stadt nach außen. Sehr erschüttert, ja zerstört wurde dieser glänzende Zustand der Stadt durch die Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs. — Der Reformation wendete sich ein großer Theil der Bürgerschaft zu, so sehr auch der Abt Blarer von Weingarten und der Graf Hugo von Montfort sich widersetzten. Nach 1649 wurde eine gewisse Gleichheit zwischen beiden Konfessionen ziemlich hergestellt und namentlich die städtische Verwaltung von beiden Konfessionsverwandten gleich besetzt. Die „Geschlechter" waren größtentheils katholisch geblieben.

In Ravensburg gab es — wie in Ulm und andern Reichsstädten — zweierlei Einwohner: edle (Geschlechter, Bürger) und nicht edle (gemeine). Die Regierung war anfänglich in den Händen der Geschlechter, bis sich aus den reichen Kaufleuten und den bedeutenderen Gewerbsleuten ein Mittelstand bildete, der eine dritte Klasse von Einwohnern ausmachte. So gab es also Geschlechter, Kaufleute und Zünfte (Patrizier, Honoratioren, Handwerker), welche mit der Zeit große Bedeutung erhielten. Die Gesellschaft der Patrizier hieß „Gesellschaft zum Esel", führte einen Esel im Wappen und besaß ihren „Eselsbrief". Die „Gesellschaft zum Esel" löste sich erst im Jahr 1818 völlig

auf. Der Zweck derselben war, eine Trinkgesellschaft zu bilden, ein Gesellschaftshaus zu besitzen. — Die Gesellschaft der Honoratioren hieß die „Gesellschaft zum Ballen.“ Sie führte ihren Namen von ihrem Gesellschaftshause, das „Ballen“ genannt wurde. — Die acht Zünfte hatten eben so viele Trinkstuben.

Durch den Frieden zu Luneville (1801) und den Separatvertrag zwischen Frankreich und Bayern kam Ravensburg an Bayern und im Jahr 1810 an die Krone Württemberg. Wenn auch in den ersten Zeiten nach Aufhörung der Reichsunmittelbarkeit und Reichsfreiheit die Patrizier und Honoratioren und Zünfte sich nicht gar wohl fühlten unter der königlichen Herrschaft, so hat insbesondere die milde Regierung des Königs Wilhelm die Herzen versöhnt und gewonnen, und als ein Theil von „Neuwürttemberg“ blüht die Stadt sichtlich empor und erfreut sich des glücklichsten Gedeihens und eines steigenden Wohlstandes.

3.

Beinahe hätten wir uns hier oben zu lange aufgehalten. Die Pfarrei zu St. Christina, wo voreinst der welfische Burgkaplan wohnte, wo auch das welfische Hofgesinde sich aufhielt, lassen wir unbesucht, obgleich die Pfarrstelle eine der ältesten in dieser Gegend ist.

Wir merken wohl, daß die Stadt gegen den Schloßberg nicht wenig ansteigt, daß sie überhaupt uneben ist. Dennoch ist ihre Lage äußerst angenehm und freundlich. Die Fruchtbarkeit der Gegend, geschmackvolle Gärten und Landhäuser, Weingärten, hübsche Waldungen, romantische Thaleinschnitte, Thürme, Burgen, der rauschende Fluß: dies

Alles vereinigt sich hier zu einem schönen Landschaftsbilde. Die Eisenbahn und mehrere hier zusammenstoßende Landstraßen beleben den Verkehr außerordentlich. Neben Feldbau und nicht unbeträchtlichem Weinbau — von Weingarten an bis zum Bodensee wird die Rebe wieder gepflegt — treibt Ravensburg auch lebhaftes Gewerbe und nicht unbedeutenden Handel. Besonders stark ist der Umtrieb auf den jeden Samstag stattfindenden Wochenmärkten, da Ravensburg zu den bedeutendsten Fruchtmärkten in ganz Württemberg zählt. An solchen Tagen ist in der Stadt ein Getriebe, wie man es anderwärts höchstens an Jahrmarktstagen zu sehen gewohnt ist. Seidenspinnereien, Baumwollwebereien, Strumpffabriken, eine Wollenspinnerei, Färberei, Tuchmacherei, Papier- und andere Fabriken erheben sich zu immer bedeutenderem Umfang und scheinen sich fortdauernd vermehren zu wollen. Wen sollte es wundern, daß unter solch günstigen Verhältnissen die Stadt ein gutes und wohlhabendes Aussehen hat? Ihre Straßen und Gassen sind — wie dies in Oberschwaben gewöhnlich der Fall ist — mit Gerölle (großen Kieseln) gepflastert. Die Gebäude zeigen Wohlstand an, wenn sie auch sonst sich nicht auszeichnen. Manche derselben haben ein sehr alterthümliches Aussehen, wie das Rathhaus, das Kornhaus, die Halle. Wenn auch die Bauart der Privathäuser im Ganzen die gewöhnliche des Landes ist, so nähert sie sich doch darin etwas der italienischen, daß die bedeutenderen Gebäude mit einem durch Altane verbundenen Hinterhause versehen sind und in ihrer Mitte einen Hofraum einschließen.

Die Stadt besitzt drei Kirchen, zwei katholische und eine evangelische. Die erste katholische Pfarrkirche ist die

„Lieb Frauenkirche,“ in welcher sich zwei Monumente der Familie Martini aus karariſchem Marmor befinden; die zweite ist die St. Jobok- oder Jos-Kirche, auch untere Pfarrkirche genannt, da sie für die Bewohner der unteren Stadt bestimmt war. Die evangelische Pfarrkirche ist die ehemalige Carmeliter-Kirche, 1701 neu gebaut.

Diese Kirche war ursprünglich eine flach gedeckte Basilika mit Spitzbogen-Arkaden. Längst war sie einer Ausbesserung und Verschönerung dringend bedürftig, und diese wurde in den letzten Jahren mit großen Opfern zu Stande gebracht. Die vier Schiffe und der Chor wurden eingewölbt und durchweg mit neuen, zum Theil reichen und prächtig geschnitzten Stühlen versehen. Altar und Kanzel sind in reinen gothischen Formen äußerst schön aus Eichenholz geschnitzt; aus dem Altar wächst ein Kreuz mit einem herrlichen Crucifix. Der schönste Schmuck der Kirche sind aber ihre Glasgemälde, die für immer ein glänzendes Denkmal der Kunst und der Opferwilligkeit des kirchlichen Sinnes der Gemeinde sein werden, sofern sie theils Stiftungen einzelner Familien sind, theils durch freiwillig gegebene einzelne Beiträge ermöglicht wurden. Im Chor bescheint die Morgensonne die majestätische Darstellung der Auferstehung Christi, welche die drei Fenster des Chorschlusses einnehmen, während ihnen gegenüber am Ende des Mittelschiffes zwischen den beiden Orgelgehäusen die Prachtgestalt des königlichen Sängers David in dem 32 Fuß hohen und 10 Fuß breiten Fenster auf die Gemeinde herniederschaut. Die Fenster des südlichen Seitenschiffs sind durchweg mit Männern der Reformationszeit geschmückt, nämlich mit drei Reformationsfürsten: Friedrich der Weise, Herzog Christoph und Gustav Adolph, und

mit vier Reformatoren: Luther, Melanchthon, Zwingli und Johannes Brenz.

Am 10. August 1862 wurde die auf diese Weise neugeschmückte und wahrhaft prachtvolle Kirche feierlich eingeweiht und den evangelischen Gemeindegenossen übergeben.

Unter den Thürmen der Stadt verdienen besonders genannt zu werden der schlanke Mehlsack, hoch und am höchsten Saume der Stadt im 15. Jahrhundert zum Schutze gegen die Veitsburg erbaut, seinen Namen führend von seiner schlanken Form und weißen Farbe; ferner der Blasenthurm neben dem Rathhaus, im Jahr 1556 neu erbaut und 154 par. (175 württ.) Fuß hoch.

Früher besaß Ravensburg mehrere Klöster, im Jahr 1802 noch drei, nämlich ein Carmeliter-, ein Kapuziner- und ein Franziskaner-Nonnen-Kloster, die sämmtlich im Jahr 1806 aufgehoben wurden.

An wohlthätigen Anstalten und Stiftungen besitzt Ravensburg eine nicht unbedeutende Zahl. Der Ursprung des „Heil. Geistspitals" geht ins 13. Jahrhundert zurück; er gehört unter die vorzüglichst ausgestatteten seiner Art. — Ravensburg ist in geistlicher und leiblicher Richtung ein wohlberathener Ort und die etwa 5000 Einwohner der paritätischen Stadt führen ein behäbiges Leben und wissen sich durch Bälle und Conzerte — Musik und Gesang werden sehr gepflegt und hoch in Ehren gehalten — und durch Schauspiele, sowie durch Feste aller Art die Zeit der Erholung angenehm zu würzen.

Ein solches Fest, das alljährlich im August gefeiert wird, bringt Jung und Alt in Ravensburg viele Freude und Vergnügen: es ist das Ruthenfest.

Wochenlang freuen sich Kinder und Eltern, Jünglinge und Greise auf die schönen Tage des Ruthenfestes. Vorbereitungen aller Art werden zur würdigen Feier desselben getroffen; unter ungeduldigem Harren verstreicht der stürmischen Jugend die Zeit viel zu langsam. Endlich ist die Festwoche angebrochen. Der Abend des Sonntags derselben muß hievon der Stadt die nöthige Kunde darbringen. Sechs etwa zwölfjährige Knaben durchziehen mit rasselnden Trommeln die Stadt. Kaum hat der kommende Morgen gegraut, so sind unsere Bürschlein schon wieder lebendig. Abermals Ungeduld, aber auch Freude auf jedem Gesicht. Es will so lange nicht sechs Uhr schlagen! Horch! der Hammer verkündet die sechste Stunde des Tages. Ha! eine stolze Musikbande von gesundheitstrotzenden Knaben bewegt sich mit klingendem Spiel durch sämmtliche Straßen. Jetzt herrscht das regste Leben allwärts. Die Arbeit ruht: es ist Festtag in der Stadt. Die Kinder prangen im größesten Festschmuck. Auch die Erwachsenen haben für heut ihren schönsten Putz hervorgesucht. Schon Tags zuvor rückte Festgast um Festgast ein. Aber auch der Morgen des Festes bringt noch der Gäste gar viele. Kein Haus, in welchem sich nicht die Freunde von auswärts hätten zahlreich zusammen gefunden! Und in den Gasthöfen herrscht ein buntes Gewimmel. Die Fremden eilen von allen Seiten herbei.

Es ist halb neun Uhr. Die Glocken aller Kirchen der Stadt rufen zum Gottesdienst. Eine Predigt, ganz der Schuljugend angemessen, gibt dem Ganzen die höhere Weihe.

Kaum ist die „Kirche beendigt", so versammelt sich die Gesammtschülerschaft mit ihren Lehrern und mit den städtischen Behörden vor dem Lyceum. Unter eigenen, zu diesem Feste gedichteten Gesängen zieht das ganze Volk zuerst durch mehrere Straßen der Stadt und dann hinaus auf den Festplatz, die Kuppelnau. Die ganze Versammlung stimmt — begleitet von brillanter Musik — in das Lied ein: „Heil unsrem König, Heil!" Die Kinder werden mit Wecken beschenkt und dann nach Hause entlassen. Man kommt gerade recht zum Festschmause. — Der Nachmittag sammelt um halb zwei Uhr wieder sämmtliche Schüler und ihre Lehrer, auch die geistlichen und weltlichen Beamten und die meisten Frauen und Jungfrauen in schönstem Schmucke beim Lyceum. Die Musik fehlt ebenfalls nicht. Diese voraus, zieht man wieder auf die Kuppelnau. Alles stellt sich in nette Ordnung. Es wird auf einmal ganz stille. Die Festrede beginnt. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgt ihr Jung und Alt. Sogar die flatterhaften und stets zerstreuten Schüler sind diesmal ganz Ohr. Aber nicht zu lang darf der Redner die Aufmerksamkeit fesseln. Eine andere Freude harrt noch der Jugend. Es werden die Preise vertheilt an die tüchtigsten Knaben und Mädchen. In erster Reihe kommen die Lyceal- und dann die Realschüler; ihnen folgen die Schüler der Volksschulklassen, welche die Preise in Empfang nehmen. Wie sie strahlen, die Augen der Preisträger! Sie sind die Glücklichsten unter den Glücklichen. Aber auch Thränen und traurige Mienen lassen sich — trotz des festlichen Tages — wahrnehmen. Doch ist der Schmerz über getäuschte Hoffnungen jählings verweht; der Strudel der Freude verschlingt ihn nach wenigen Augenblicken.

Die glänzendste Rolle beim Feste spielen zwei „Königinnen." Sie sind die besten Schülerinnen der obersten evangelischen und katholischen Mädchenklasse. Ein weißes Kleid mit blauer und rother Schärpe und eine prachtvolle Krone auf dem Haupte zeichnen diese „Königinnen" aus. Die Umgebung, der Hofstaat, dieser Beiden wird gebildet von je sechs ebenfalls weißgekleideten, blumenbekränzten Mädchen aus denselben Klassen. Diese müssen den Königinnen in der Lokation am nächsten stehen, um ebenbürtig zu sein. — Und wie sieht's bei den Knaben aus? Die besten Schüler unter ihnen prangen mit Federhut, Schärpe und Schwert an der Seite; sie heißen „Oberstfähndriche" und haben auch eine Umgebung, ein Gefolge, die „Fähndriche", von je sechs ähnlich gekleideten Knaben der gleichen Klasse. Wie sie sich fühlen in ihrer besonderen Auszeichnung, diese Königinnen und Oberstfähndriche! Wie manch ein Auge sieht aber auch mit heimlichem Neide auf sie? Wie manch ein Herz mißgönnt den Glücklichen die Lust! Doch die Freude nimmt ihren ungestörten Fortgang, und wenn der Himmel auch sein blaues Auge auf die Menge liebend lenkt, so fehlt zum Hochgenuß des Tages nicht Ein Gut.

Die Preise sind vertheilt, die Preisträger von ihren Angehörigen geherzt, geküßt. Jetzt wird gespielt in dieser oder jener Weise, Karrousel gefahren, in den Glückshafen gesetzt, kurz: es ist ein Leben, wie auf dem größten Jahrmarkt. In den naheliegenden Gärten spielen zahlreiche Musikbanden. An Speisen und Getränken zur Erfrischung ist kein Mangel. Man sieht, die Freude hat an allen Tischen ihren Thron aufgeschlagen. Aber nur allzuschnell zerrinnt die Zeit. Schon ist es Abend geworden. Um halb sieben Uhr

zieht froherregt die Schülerschaar zurück in die Heimath. Noch eine kurze Andacht — und beendigt ist die Feier des ersten Festtages.

Und damit wär's genug? — O nein! Ein zweiter Festtag folgt. Der Dienstag hat sein ganz besonderes Vergnügen. Schon um halb acht Uhr Morgens eilt Klein und Groß ins Schauspielhaus. Da spielen Lyceal-, Real- und Elementarschüler für Kinder berechnete Stücke. Es ist oft zum Verwundern, wie gut sie ihre Rollen geben. Die Pausen zwischen dem ersten und zweiten Schauspiel werden ausgefüllt durch Deklamationen theils ernsthafter, theils komischer Gedichte. Und Zuschauer und Zuhörer — das ziemlich geräumige Theater ist jedesmal schier zum Erdrücken voll — sind Aug und Ohr. Mag auch das Spiel so lange dauern, als es will, kein Mensch klagt über Zeitverlust. Zudem ist's heut ja gerade so gut noch Festtag, wie am jüngstverfloßnen Tage. Auch heute ruht die Arbeit.

Der Nachmittag lockt wieder den größten Theil der Schülerschaft und Alle, die sich gestern eingefunden, hinaus auf den bekannten Festplatz. Das „Adlerschießen" der Schüler der höheren Lehranstalten wird jetzt vorgenommen. Es herrscht abermals das bunteste Gewimmel auf der Kuppelnau. Die Knaben aber mühen sich mit größtem Eifer, den Adler seiner Federn und Kleinodien zu berauben mittelst ihrer Armbrust. Wer den Reichsapfel trifft, der ist „Schützenkönig", der wird im Triumph von sämmtlichen Schützen und sehr vielem Volke nach Hause begleitet.

So vergeht auch der zweite Festtag unter Scherz und Lust. Die Abende aber werden von den Erwachsenen bei Bällen zugebracht, zum klaren Beweise dafür, daß nicht blos

für Kinder, sondern für alle Stände und Altersklassen das Ruthenfest ein Freudenfest sei, das sich oft bis zum Schluß der Woche fortspinnt. Ja, wer an solchen Tagen in Ravensburg weilt, dem mag das bewegte nnd lustige Leben nicht wenig auffallen.

Worauf gründet sich aber die Feier dieses Festes? Der Ursprung desselben reicht sehr weit in die Vorzeit hinauf. Die am meisten verbreitetste Sage berichtet, es habe im 16. Jahrhundert eine pestartige Krankheit in Ravensburg gewüthet und sehr viele Einwohner, namentlich aber viele Kinder weggerafft. Nachdem man alle ärztliche und religiöse Mittel erschöpft gehabt habe, da haben die Kinder mit „Ruthen" (Baumzweigen) in Händen unter Gebet eine Prozession durch die ganze Stadt gehalten und sehr bald sei dann die Seuche verschwunden. Zum Danke dafür habe der Rath beschlossen, jedes Jahr das Andenken an die Rettung der Stadt durch das Gebet der Kleinen durch ein Schuljugendfest zu feiern. Von den Zweigen, welche jene Kinder in den Händen trugen, habe das Fest dann seinen Namen bekommen.

Eine andere Sage, in den Hauptpunkten mit der eben erzählten übereinstimmend, leitet den Namen davon ab, daß diejenigen Personen, in deren Hause ein Angesteckter krank lag, „Ruthen" (Zweige) in der Hand haben tragen müssen, wenn sie ausgegangen seien, um die Begegnenden zu warnen, ihnen nicht zu nahe zu kommen.

Die historischen Quellen sind hierüber leider sehr unvollkommen. Nur eine alte Ravensburger Kronik, die vom Jahr 1100 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts das Merkwürdigste meldet, berichtet aus dem 16. Jahrhundert zwei

verheerende Seuchen, die eine vom Jahr 1541, welche — nach den Worten der Kronik — über tausend Menschen schnell wegraffte; die andere wüthete im Jahr 1558; die Kronik nennt diese Seuche die „rothe Ruhr" und sagt, sie habe im Monat August über hundert Kinder „gefressen." Da das Ruthenfest regelmäßig und seit uralter Zeit im August, und zwar am Montag nach Mariä Himmelfahrt gefeiert wird, so wäre gar nicht unmöglich, daß die letztgenannte Seuche die wirkliche Veranlassung des Festes gewesen. Auch im Jahr 1634 war, nach derselben Kronik, ein großer „Sterbent"; täglich wurden 40 Menschen begraben und in wenigen Monaten waren über zweitausend Personen gestorben; die evangelische Schule zählte nur noch 4 bis 5 Kinder.

4.

Verlassen wir nun die Stadt, um uns auch in der Umgegend umzusehen! Wir gehen durch die Heiligkreuzvorstadt nach Altdorf und Weingarten. Links von dieser Vorstadt liegt die berühmte mit hohen Linden besetzte Kuppelnau. Der Weg ist äußerst angenehm. Die Thürme Weingartens ragen schon hervor. Noch etliche Schritte und wir haben Altdorf, den einzigen Ort von Bedeutung im Oberamt Ravensburg, betreten. Es war ehemals der Hauptort der östreichischen Landvogtei, liegt in fruchtbarer, freundlicher Gegend und bietet mit den schönen Klostergebäuden einen äußerst malerischen Anblick dar. Die Scherzach durchrauscht den Ort, der etwa 2500 Einwohner zählt. Altdorf ist zugleich eine der ältesten Pfarreien Oberschwabens. Droben am Martinsberg saß jenes mächtige Geschlecht der Welfen, das wir bereits kennen lernten. Am Fuße der Martinsburg

entstand dann der Flecken, von dem die alte Grafschaft und die alten Grafen von Altdorf ihren Namen führten. Die Verlegung des Wohnsitzes der Welfen nach Ravensburg hemmte das Emporblühen des Orts; auch die Nähe des Klosters scheint dem Flecken zur Erringung einer gewissen Selbstständigkeit und eines größeren Wohlstandes hinderlich gewesen zu sein. Obgleich Altdorf und Weingarten fast durchgängig durch eine hohe Mauer geschieden sind, so bilden sie doch nur Einen Ort und sind sehr eng mit einander verbunden.

Weingarten selbst liegt auf einem schönen Hügel über Altdorf, an der von da aufsteigenden Bergwand und stellt sich eben so großartig als malerisch und freundlich dar. Gehen wir von Altdorf die schöne steinerne Treppe von 70 Stufen hinauf, so gelangen wir auf eine Terrasse mit herrlicher Aussicht auf das Schussenthal. Aber auch die wahrhaft fürstlichen Gebäude fesseln das Auge, das sich hier eben so sehr an den Wundern der reichen Natur, als an den Gebilden der Kunst weidet und labt. Besonders beachtenswerth ist die Kirche. Sie ist eine der größten und schönsten im Lande. Von 1715 bis 1724 im neuromanischen Stil in Kreuzesform neuerbaut, beträgt ihre Länge 353, ihre Breite im Chor 100, im Langhaus aber 150 Fuß. Mit der mit Kupfer bedeckten Kuppel ist sie 232, der Vordergiebel 140 Fuß hoch. Zu beiden Seiten steht je ein massiver, von Quadern erbauter, 208 Fuß hoher Thurm. Das Langhaus ist nur 47 Fuß kleiner als das des Kölner Doms und wird von sechzehn gewaltigen Pfeilern getragen. Der Hauptaltar ist von rothem Marmor; vier große Säulen mit goldenen

Kapitälen tragen einen mit vielen allegorischen Figuren verzierten Aufsatz. Zwei große Nebenaltäre mit blauen und rothen Marmorwänden sind reich verziert. Zwei Altarbilder, Kreuzigung und Kreuzabnahme, schmücken sie. Unter den vielen Wand- und Deckengemälden — der Plafond allein zeigt an 50 Fresco-Gemälde — befinden sich auch solche, welche auf die Geschichte des Klosters und dessen Stifter, die Welfen, Bezug haben.

Eine Hauptzierde dieser Kirche ist aber die Orgel, die zu den größten Deutschlands zählt. Zwölf Personen arbeiteten 15 Jahre lang unter Leitung des berühmten Orgelbauers J. Gabler aus Ravensburg. Die Orgel hat 76 Register und 6666 Pfeifen. Das ganze Werk gewährt einen majestätischen Anblick. Besonders zierlich hängt das fein konstruirte Glockenspiel in Form zweier großen Weintrauben — das Sinnbild des ehemaligen Klosterwappens — an diesem Orgelwerk herab. Die zweite Orgel im Chor dieser Kirche enthält 24 Register und 3333 Pfeifen. Somit sind 100 Register mit 10,000 Pfeifen weniger Eine in dieser Kirche vorhanden.

Unter der alten Klosterkirche befand sich die Gruft der welfischen, sowie der Königsegg'schen Familie. In Folge des Abbruchs dieser Kirche wurden die Gebeine beider Familien herausgenommen und in die Gruft der neuen Kirche versetzt.

Besonders zu bemerken ist — als Seltenheit — eine Reliquie: sie besteht aus einem Theil von dem heiligen Blute Christi. Wie dieses Heiligthum nach Weingarten gekommen, das sagt eine besondere in der Kirche aufbewahrte Druckschrift: „Wunderwürkender auf dem heil. Calvarienberg entsprungener Gnadenbrunnen, d. i. gründlicher Bericht und

ausführliche Beschreibung deß Hochheiligen Herz- und Seitenbluts Christi Jesu, welches von Longino, dem Soldaten, erstlich nach Mantua gebracht 2c. Altdorf, 1735." Dieser Longinus soll derselbe Kriegsknecht gewesen sein, der dem Erlöser mit einem Speer die Seite öffnete; glaubig soll er einen Theil des Blutes in einem Gefässe aufgefaßt und dasselbe später in Mantua vergraben haben. Nachher dort aufgefunden, sei es in drei Theile getheilt worden, wovon der eine in Mantua geblieben, der andere nach Rom gebracht und der dritte von Kaiser Heinrich III. zur Hand genommen, durch diesen aber an den Grafen Balduin von Flandern und hierauf an dessen Tochter, die Gemahlin Welfs IV., übergegangen sein soll, die dann dem Kloster Weingarten im Jahr 1090 damit ein Geschenk machte. Es ist in einem Gefäß, reich in Gold mit Edelsteinen gefaßt, aufbewahrt und wird hoch in Ehren gehalten. Alljährlich wird es am Tage nach dem Himmelfahrtsfest, am Blutfreitage, in einer großartigen Prozession herumgetragen. Von nah und fern erscheinen Tausende, um an dieser Handlung Theil zu nehmen. Das Fest selber führt den Namen „Blutritt." Ein junger katholischer Geistlicher, hoch zu Rosse sitzend, trägt die Reliquie in den Händen. Viele hundert berittene Landleute folgen dem Vorreiter. Die Musikchöre aus der ganzen Umgegend und unzählige Wallfahrer begleiten den Zug. Das ganze Fest hat den Charakter eines Volksfestes. — Durch den Ritt und die Herumtragung des Blutes sollen die Felder und ihr Ertrag gesegnet werden, daß ihnen kein Wetter schadet. Der Ritt geht seit alter Zeit immer durch die Scheuer eines Bauern in der Nähe von Weingarten. Einer der Theilnehmer hat die heilige Blutglocke, die während des

Segens beständig geläutet wird. — Auch den Pferden soll dieser Blutritt Gedeihen bringen, weßhalb die Landleute sich in so großer Zahl zum Ritte einfinden.

Von ganz besonderer Bedeutung ist die Martinskirche aber als Grabstätte des alten welfischen Hauses. Unter dem Hochaltar des nördlichen Kreuzschiffes ruhen die Gebeine von neun Mitgliedern dieses edlen Geschlechts. Ueberreste derselben wurden beim Neubau der Kirche gewissenhaft gesammelt und in einer gemeinsamen hölzernen Truhe beigesetzt. Diese Truhe entbehrte aber, wie der sie umgebende unterirdische Raum alles äußerlichen Schmuckes. Erst die jüngste Zeit hat den Gebeinen dieser längst Verstorbenen eine würdigere Stätte bereitet.

Als nämlich im Jahr 1853 der gegenwärtig regierende König von Hannover, Georg V., die Wiege seiner Ahnen besuchte und auch an ihre unscheinbare Gruft trat, faßte er den Gedanken, seinen Ahnen eine würdigere Ruhestätte zu bereiten. Dieser Gedanke wurde durch kunstverständige Techniker verwirklicht. Innerhalb der aus geschliffenen Backsteinen gemauerten Krypta (Gruftkirche), deren Raum durch angebrachte Rundfenster beleuchtet wird, ruht der mächtige Sarkophag aus polirtem Granitmarmor. Die verwitterten Schädel und gebräunten Gebeine, welche Stück für Stück, Hand voll um Hand voll in die neue kühle Todesbehausung übertragen wurden, gehören nach sicherer geschichtlicher Bürgschaft folgenden Personen an: Rudolf † 992; Heinrich † 990; Welf II. † 1030; Welf III. † 1055; Welf IV. † 1101; Welf V. † 1119; Heinrich dem Schwarzen † 1126 und Wulfhilden. Ein Schlüssel der Gruft liegt in dem württembergischen Archiv, ein zweiter in den Händen

des erlauchten Welfensprößlings, der sich durch seine Pietät gegen die Ahnen verewigt hat. —

Weingarten, vormals unmittelbare Reichsabtei des Benediktinerordens, leitet seine Stiftung von einem Schüler des heil. Bonifacius, Alto, her, der unter Pipin um 750 n. Chr. die Zelle Altomünster zwischen Augsburg und Freising gebaut haben soll, welche von Herzog Heinrich, des Welfen Eticho Sohn, vermehrt und erweitert worden sei. Eben derselbe soll auch zehn Jahre später zu Altdorf im Schussenthale ein Kloster, das jedoch die Hunnen bald wieder zerstört hätten, erbaut haben, das Welf II. wieder herstellte und mit Mönchen aus Altomünster besetzte. Nach einem Anschlage im Jahr 1802 hatte das Kloster ein Gebiet von sechs Quadratmeilen mit 11,100 Einwohnern und 100,000 Gulden Einkünfte. Nicht mit Unrecht wurde es das reichste Kloster in Schwaben genannt. Das Jahr 1810 brachte es nach vielen Streitigkeiten und Federnkriegen an die Krone Württemberg. Uebrigens wurde das Kloster schon im Jahr 1802 aufgehoben.

Und ein Dichter fragt nun:

Was ist aus den Benediktinern geworden,
Die einst diese prächtigen Hallen bewohnt?
Wo ist der Krummstab, der heilige Orden,
Die Aebte, die über den Vätern gethront?
Sie liegen bestattet in dunkler Gruft,
Um ihre Gebeine weht Moderluft;
Mit ihren Geistern sei Gottes Frieden —
Vergänglich ist Alles, was athmet hienieden.

Die größte der Orgeln, mit Donnerlauten
Sie drängt sich noch immer zur Kuppel empor,
Doch anders, als da sich die Beter erbauten
Der Priestergemeinde im festlichen Chor;
Die mächtigen Pfeiler, der Hochaltar,
Ganz wie es in grauen Zeiten war;
Die Väter aber sind heimgegangen,
Die einst die heilige Messe hier sangen.

Noch schwimmt um die herrlichen Kapitäler
Der klassische Duft der Vergangenheit,
Noch mahnen der Andacht Riesenmäler
An eine fromme, romantische Zeit;
Doch der Tritt der Sandale erschallt nicht mehr,
Die Zellen sind ausgestorben, sind leer,
Aus den stattlichen Gängen und Corridoren
Hat sich das Gesumm' der Breviere verloren.

Und dennoch wimmelt's vom rührigsten Leben,
Und trippelt geschäftig im eiligen Lauf;
Dreihundert geborgene Waisen heben
Die Hände zum himmlischen Vater hinauf.
Zwar längst sind Vater und Mutter todt,
Doch die Sinne sind frisch und die Wangen roth,
Sie haben noch einen Vater gefunden,
Wir kennen und lieben ihn alle — hier unten.

Drum laßt Euch, Ihr guten Väter, versöhnen,
Und laßt Euch nicht stören in Eurer Ruh';
Was irdisch ist, muß sich an Wechsel gewöhnen,
Der Veränderung strebt das Vergängliche zu;
Nur drüben ist Alles vom Wandel frei,
Und ob's auch bleibe, doch ewig neu;
Laßt friedlich das Kloster als Waisenhaus stehen
Bis Priester und Waisen in's Vaterhaus gehen.*)

*) F. Cleß.

Ja, ein herrlicher, lieblicher Aufenthaltsort ist das Kloster geworden für die große Schaar Waisen, die wir hier so munter und fröhlich sich umtreiben sehen, daß wir nothwendig schließen müssen, es gefalle ihnen an dieser Stätte gar gut. Und die Geister der heimgegangenen Klosterinsaßen rumoren nicht ob dem kindlich-freudigen Getriebe der Jugend; sie „lassen friedlich das Kloster als Waisenhaus stehen."

Die Umgebungen Weingartens sind sehr reich an Naturschönheiten, wie an geschichtlichen Erinnerungen. So fällt uns Weingarten gegenüber der „Schloßberg" in die Augen, wo einst ein welfisches Schloß stand, das vor Erbauung der „Rauenspurc" das Hauptschloß der Welfen gewesen sein soll. Weiter hinauf, am Walde Haslach, stand die Haslachburg. In Urkunden ist von zwei andern Burgen in dieser Gegend die Rede, von denen die eine Reuti, die andere Wildeneck genannt wird. Zwischen beiden liegen noch im Thale die Trümmer des großen Steins, an den sich eine Sage von dem wilden Ritter knüpft. Von all' diesen Burgen ist heut zu Tage keine Spur mehr zu finden. Wir ziehen daher weiter im „Laurathal." Die Scherzach durchfließt dieses wilde, enge Waldthal. Der Pfad zieht sich an dem murmelnden Gewässer hin. Etwa anderthalb Stunden lang windet sich das Thal unter dem Laub hochstämmiger Bäume aufwärts. Da und dort bildet das Flüßchen auch einen kleinen Wasserfall. Es bäumt sich, aber schäumend muß es dennoch hinunter zur Tiefe. Doch — beinah hätten wir jene Sage vergessen! Ein junger Ritter von Wildeneck — so berichtet sie — warb um die Hand der Tochter eines

benachbarten Ritters. Allein Gunda — so hieß die Schöne — verschmähte den „wilden Ritter" und gab einem Andern den Vorzug. Wildeneck konnte solche Zurücksetzung nicht verschmerzen. Am Tage der Hochzeit raubt er die Braut, zündet die Burg an und ermordet den Bräutigam. Im Thale — bei jenem großen Stein — rastet er mit der geliebten Beute. Aber Gunda entreißt ihm kräftig das Schwert und stürzt sich in dasselbe. Verfolgt von der Vehme und gepeinigt von seinem Gewissen irrt der „Wilde" unstät und flüchtig umher. In einer Gewitternacht führt ihn sein Weg wieder ins Laurathal an jenen Stein, und hier wird er jählings vom Blitze erschlagen!

Unser Thal wird immer enger. Endlich kommen wir auf eine freie Höhe. Vor uns liegt das Dorf Schlier, früher eine Besitzung des Klosters Weingarten. Bienenzucht ist hier ganz besonders zu Hause. Wanderten wir weiter und immer weiter, so würden wir die hoch und romantisch gelegene Waldburg erreichen und uns der herrlichen Aussicht daselbst erfreuen. Doch versagen wir uns diesen Genuß, so verlockend er auch sein mag.

* *
*

Die freundliche Stadt will uns nochmals beglücken und uns noch länger mit ihren holden Reizen fesseln. Allein wir danken ihr herzlich für die dargebotene Freundlichkeit, die wir — auch fern — im Andenken behalten werden.

Indem wir aber von dieser Stätte mit ihren Schönheiten und Schätzen scheiden, fragen wir und antworten mit dem Dichter:

„Was suchen wir, wenn wir das Land durchziehen? —
Der einen Sonne Licht- und Lebensspuren!
Und strahlt sie nicht, so kann kein Garten blühen,
Wir wandeln achtlos durch die reichsten Fluren.
Nur Licht bedarf Natur und Menschenseele,
Dann grünt lebendig, was sonst arm und wüste;
Zum Friedenstempel wird die düstre Höhle,
Zum heitern Ruhesitz die nackte Küste."

Die Oberschwaben.

Nicht die Natur allein mit ihren Reizen oder Schrecken, mit ihrer Anmuth oder Wildniß verlangt Betrachtung und Beschauung. Kann sie, die allzeit jugendliche Mutter, den Wanderer erfreuen; mag sie mit ihren Wundern empfängliche Gemüther zum Staunen, zur Bewunderung hinzureißen: nicht minder groß als die Natur ist das Geschöpf, dem Gott, der Herr, den Geist des Lebens eingehaucht; nicht minder fesselt uns der Mensch mit seinem Thun und Treiben, mit seinem Raffen und Ringen, mit seinem Hoffen und Sinnen. Den Menschen nachzugehen in ihren weiten oder engen Kreisen gewährt Befriedigung ganz eigener Art. Und haben zudem noch die Menschen etwas Ureigenes, so steigern sie das Interesse um so höher. So sei es diesmal unsere Aufgabe, Menschen kennen zu lernen. Und mögen wir des Guten und Erfreulichen die Fülle finden an den — Oberschwaben!

1.

Besehen wir uns zunächst auf der Karte das Land,*) das die Oberschwaben bewohnen. Es ist die Hoch-

---

*) Nach Schwarz und Völter.

ebene von Oberschwaben, deren einzelne Ländertheile vor einem halben Jahrhundert (in den Jahren 1806 und 1810) an Württemberg kamen; noch heute nennen sich deßhalb die Bewohner dieser Hochfläche „Neuwürttemberger". Es mag der Flächeninhalt dieser Hochebene etwa 70 Q.-M. betragen. Sie bildet ein großes Viereck, das im Norden von der Donau, im Westen und Osten von der Landesgrenze, im Süden vom Bodensee und der Landesgrenze eingeschlossen ist. Die oberschwäbische Hochfläche dehnt sich übrigens noch viel weiter aus. Alles Land zwischen dem Südostrande der Alp, also von der Donau bis zur Lechmündung, und dem Bodensee und dem Rheine bis Schaffhausen, sowie zwischen dem Lech im Osten und dem Höhgäu im Westen zählt zu derselben.

Wenn wir diese Landschaft betreten, so bringt der erste Anschein in uns die Meinung hervor, als stünden wir auf dem Boden eines Tieflandes, da wir von Norden her in sie herabsteigen müssen und im Süden ein gewaltiges Gebirge aufsteigen sehen; wir befänden uns also dem Scheine nach in einer Niederung, die zwischen den Alpen und der schwäbischen Alp sich weithin ausbreitet. Allein wenn wir bedenken, daß diese scheinbare Niederung durchschnittlich 1800 bis 1900 Fuß über dem Meere (also 200 bis 300 Fuß höher als die Höhen des Welzheimer Waldes) liegt, daß das Klima ziemlich gegen das des Unterlandes absticht, und daß endlich die Natur des Gewächsreiches in seinen edleren Gestalten derjenigen des Unterlandes nicht gleichkommt, so müssen wir diese Landschaft zu den Hochebenen zählen.

„Zwar herrscht auf dieser Hochebene die reizlose Einförmigkeit der Alp nicht vor; sie zeigt eine mannigfaltige Abwechselung von Berg und Thal und den Anflug eines leichten Lächelns, womit die Natur uns hie und da begrüßt; aber bald legt sie sich wieder in ernstere Falten und wir sehen ihre Sterne düster umwölkt. Breite, einförmige Wellen, welche sich zwischen die Flußthäler lagern, müssen passirt werden; finstere Nadelwaldungen begrenzen nach allen Seiten den Blick. Nirgends erfreut uns das freundliche Bild der Landschaften des Unterlandes, welche durch ihren beständigen Wechsel von Wiesen und Fruchtfeldern, Weinberghalden und hellen Laubwaldungen, zahllosen Städten und Dörfern immer wieder neue Reize entfalten. Nur weite Fruchtfelder, nackte, sumpfige Thalmoore und Rieder, düstere Wälder breiten sich vor uns aus, und wie verloren liegen die einzelnen Häuser und Höfe in der Vereinödung da. Eine liebliche Unterbrechung verursachen übrigens die zahlreichen Seen und Weiher, durch welche Oberschwaben sich auszeichnet. Trotz dieser Einförmigkeit der Oberfläche ist eine große *Unregelmäßigkeit* derselben leicht zu erkennen. Während auf der Ebene zwischen dem Schwarzwald und der Alp die Hügelbildungen in größeren Massen zusammen geordnet erscheinen und zum Theil einer bestimmten Richtung folgen, ist es hier ganz anders. Flache Anhöhen, längere Hügelreihen, kleinere Massen von Hügeln, einzelnstehende Berge treten hier regellos auf und durchziehen nach allen Seiten das Land; auch größere und kleinere Flächen breiten sich zwischen denselben aus. Alles Eckige, Scharfe, Kühne in den Umrissen dieser Anhöhen und Thäler ist verbannt. In vollen runden *Wellenlinien* liegt Alles vor uns;

keine Gipfel ragen über die allgemeine Höhe der Hügel empor, höchstens sind es flach abgerundete Kuppen; nur die Höhen gegen Süden fallen etwas steiler ab, während sie sich gegen Norden allmählich verflachen. Die beinahe ganz baumlosen, auch mit Ortschaften sparsam besetzten *Thäler* sind meist flach, hundert oder höchstens zweihundert Fuß tief in die Oberfläche eingekerbt, sehr breit und mit sanft aufsteigenden Gehängen eingefaßt. Doch fehlt es auch nicht an ganz engen, steilen Rinnen, die nicht selten den breiten Thalgrund auf eine Strecke unterbrechen, was wiederum ein Beweis für die oben bemerkte Regellosigkeit ist."

Das ganze Gebiet der Hochebenen läßt sich übrigens leicht in zwei größere *Gürtel*, einen *nördlichen* und einen *südlichen*, theilen. Jener reicht von der Donau bis zu einer halbkreisförmigen Linie, die von Westen nach Osten, von Ostrach, Saulgau, Schussenried zur Aitrachmündung zieht; dieser erstreckt sich hinunter bis zum „schwäbischen Meer." Jener gehört zum Gebiete der Donau und sendet seine Gewässer alle nördlich; dieser zählt zum Rheingebiet und spendet in seinen Flüssen — mit Ausnahme der Aitrach — dem Bodensee seinen Tribut. Jener ist der Gürtel der *Landrücken*, dieser der *Hügelreihen*. Jener hat eine Breite im Westen — zwischen Riedlingen und Saulgau — von vier, im Osten — zwischen Ulm und der Aitrachmündung — von zehn Stunden; dieser dagegen ist durchschnittlich zehn Stunden breit. Jener hat die Wohnungen der Menschen meist zu *Dörfern* vereinigt, dieser ist das Land der *Einöden* (wie die Bauern selber die zerstreut liegenden Bauernhöfe nennen). Jener ist die

Heimath der ermüdenden, ja sogar abschreckenden Gegenden, die man mit dem Namen „Ried“ bezeichnet; dieser enthält jene zahlreichen Seen, die wenigstens einiges Leben in die nächste Umgebung, jedenfalls aber eine freundliche Unterbrechung der erdrückenden Gleichförmigkeit hervorbringen.

Im südöstlichen Winkel Württembergs streichen noch die allgäuer Alpen aus dem Bayerischen zu uns herüber, nehmen aber höchstens eine Breite von einer Meile ein. Der höchste Punkt in diesem kleinen Gebiete und in ganz Oberschwaben ist der schwarze Grat, 3420 par. Fuß hoch.

Das Gestein, aus welchem das flache Land Oberschwabens besteht, ist die Molasse, die jüngste Flötzgebirgsart. Sie theilt sich in den Molasse-Sandstein und in die Nagelflue. Jener ist das unterste Glied der Molasse, bedeckt den Jurakalk und wird gegen Süden bis zu 700 Fuß mächtig; über ihm liegt derselbe Sand, nur lose, durch keine Bindemittel verbunden. Die Nagelflue besteht aus Trümmern verschiedener Gesteinsarten, z. B. aus Granit, Gneuß, Glimmerschiefer, Quarz, Thonschiefer, Kalk ꝛc., die durch einen sandsteinartigen Kitt verbunden sind. Unverbunden liegen dieselben Trümmer auf diesem Gebilde als Gerölle in größeren Massen durcheinander. — Auch Süßwasserkalk und Kalktuff treffen wir häufig in diesem Gebiete.*) Versteinerungen sind ebenfalls nicht selten.

*) Sodann dürfen wir die Braunkohlen, die sich in dieser Formation finden, nicht vergessen.

Gerade die Beschaffenheit dieser Gesteinsarten erklärt auch die Form der Oberfläche unserer Hochebene. Die ursprünglichen großen Wasserströme konnten breite Thäler auswaschen, denn das Gestein leistete keinen großen Widerstand. Wegen seines lockeren Zusammenhalts konnten aber auch nirgends steile, scharfe, eckige Formen entstehen; flache Gehänge, abgeplattete Kuppen ergaben sich von selbst. —

Die vielen Seen, Sümpfe und Waldungen erzeugen auf dieser Hochfläche eine große Feuchtigkeit der Luft. Diese Feuchtigkeit bringt viele und anhaltende Nebel mit sich; ungesunde niedrige Nebel lassen sich auf den Thalniederungen fast das ganze Jahr des Morgens und Abends erblicken. Bei der hohen und freien Lage dieser Landschaft ist die Wärme ebenfalls nicht sehr bedeutend. Dagegen steigt die Kälte des Winters in diesem feuchten Klima auch nie so hoch, wie in milderen und trockneren Gegenden. Am angenehemsten ist die Gegend von Ravensburg bis an den Bodensee. Am rauhesten aber ist die Gegend um die Wasserscheide zwischen Donau und Rhein. Heftige Stürme, besonders im Frühjahr, sind nicht selten, Reifen und Fröste häufig.

Dies das Land, das unsere Neuwürttemberger bewohnen! Schauen wir uns aber endlich unter ihnen selber um!

2.

Das Volk, das Oberschwaben inne hat, läßt in seiner Eigenthümlichkeit den Einfluß der natürlichen Beschaffenheit des Landes mit großer Bestimmtheit erkennen.

Seiner Nationalität nach gehört es dem schwäbischen Stamme an, dessen gutmüthiger Sinn auch in ihm lebt; indessen bildet der Oberschwabe einen Uebergang zum eigentlichen alemannischen Volke, das wenigstens in seiner Sprache, seinen blonden Haaren, blauen Augen und weißen Hautfarbe noch erkennbar ist. Daher nähert er sich weit mehr dem Schweizer, zu dem auch sein Land in offener Verbindung steht, als dem Altwürttemberger, von welchem das Hochland der Alp ihn trennt, von welchem er auch durch die Schranken der Konfession und durch den Einfluß der politischen Herrschaft, welcher der Oberschwabe in früheren Zeiten unterthan war, immer noch mehr oder weniger geschieden ist. — Die ganze Bevölkerung ist nicht so ansehnlich, als sie sein könnte, wenn alles baufähige Land als solches benutzt würde. Es mögen etwa 250,000 Menschen in Oberschwaben leben. Von diesen sind weitaus die meisten der katholischen Konfession zugethan; nur in Ulm, Biberach, Leutkirch, Ravensburg, Ißny und Friedrichshafen leben auch Protestanten.

Stattlich erscheint der Oberschwabe seiner Körpergestalt nach. Wie die Gestalt seines Landes, so geht auch die seines Körpers mehr ins Breite, ohne weder den geistigen Ausdruck, noch die Kräftigkeit des Körpers des Gebirgsbewohners oder Weinländers zu besitzen. In beiden Beziehungen steht er dem Schwarzwälder, in letzterer dem Weinbauern des Unterlands und dem Alpbauern nach. Sein wohlgenährtes, rundes Aussehen weiß er auch dadurch zu fördern und zu erhalten, daß er nicht zu harter und anstrengender Arbeit nachgeht, sondern sich in seinen Geschäften mäßigt. Behagliche Ruhe, in welcher der Oberschwabe bei

friedlichem Spiel und Tanz seines Lebens sich freut, ist ihm ein unentbehrliches Bedürfniß. Der leichte Erwerb seines Bedarfs zwingt ihn zudem auch nicht, sich durch anhaltende herbe Arbeit den Lebensunterhalt zu verschaffen. Zudem haben ihm die der Gesundheit nachtheiligen Einflüsse des feuchten Klimas seiner sumpfigen Niederungen und der scharfen, von der Alp her wehenden Luft die Körperkraft zu solcher herben Arbeit versagt. Darum ist er kein Freund von den Handarbeiten; darum liebt er auch die Gewerbe nicht; darum ist sein einziger Betrieb, in welchem er sich vor den Bewohnern des übrigen Württembergs auszeichnet, die Viehzucht, noch mehr aber die Pferdezucht, zu welcher ihn nicht minder sein Stolz als sein ausgedehnter Güterbesitz hingeleitet hat. Bei seinen schwierigsten Geschäften bedient sich der Oberschwabe stets seines wohlbeleibten und gutgenährten Stellvertreters, des Pferdes, das nicht nur den Acker und die Saat bestellt, sondern auch die Kartoffeln ein- und auspflügt. Das Getreide selber wird nicht geschnitten, sondern gemäht. So weiß sich der Oberschwabe seine einzige Beschäftigung, den Ackerbau, die ihn überdieß nur zu gewissen Zeiten in Anspruch nimmt, so viel als möglich zu erleichtern.

Zu der Wohlbeleibtheit unserer Neuwürttemberger trägt aber auch ihre Lebensweise namhaft bei. Sie leben gar gut und machen Kartoffeln und Wasser nicht zu ihren Hauptgenüssen. Viel lieber wird Fleisch gegessen und Bier getrunken. Das Fleisch weiß man sich leicht in seinen Schweinen herbeizuschaffen, das Bier aber ist nicht so theuer, daß man das Geld dazu nicht jederzeit aufbringen könnte. Eine Hauptliebhaberei bilden Sauerkraut, Spätzlein und Speck.

Sagt der Oberschwabe dem Wein zu, so muß es ein „feiner" sein; eher greift er zum Branntwein, als zu schlechtem Wein. Die Tabakspfeife bringt er den ganzen Tag hindurch kaum aus dem Munde; der mit Silber beschlagene Ulmerkopf wird selten kalt.

Dürfen wir uns wundern, daß der Oberschwabe bei solcher Lebensweise und solcher Mäßigung in der Geschäftigkeit volle, runde Formen des Körpers zeigt und gewöhnlich ein blühendes Aussehen hat? Wer so der Behaglichkeit pflegen und dem Leibe jegliche Aufmerksamkeit zollen kann, der wird auch in seinem Aeußeren die Wirkungen hievon nicht verleugnen können.

Was die Tracht anbelangt, so ist die alteinheimische fast ganz verschwunden und ein buntes Gemisch von Farben und Formen an ihre Stelle getreten. Luxus in der Kleidung hat auch beim Oberschwaben eine freundliche Aufnahme gefunden. Im Ganzen zeigt sich bei ihm große Vorliebe zum Hellen, Bunten, sogar zu schreienden Farben, letzteres besonders beim weiblichen Geschlecht. Der Landmann trägt gewöhnlich ein tuchenes Wams, ein buntes Halstuch, eine manchesterne Weste, schwarzlederne Hosen, weiße Strümpfe, Schuhe mit Schnallen oder kurze Stiefel. Völlig verbannt ist der Dreimaster des Unterländers; ein runder Filzhut und Sommers ein Strohhut mit breitem Rand und Schnalle bilden die Kopfbedeckung des Oberschwaben. Nicht fehlen darf die silberne Uhrkette und in der Seitentasche der Hosen ein Dolch (ein „Stilet").

Während übrigens die alten Trachten nicht selten ganz verschwunden oder doch mit neuen sehr vermischt sind, sieht man doch noch da und dort Bauersleute, die dem Alten

treu geblieben sind. So finden wir's beispielsweise im Illerthale. Ein Bauer vom echten Schlage kleidet sich dort in einen feinen schwarzen Rock ohne Taille, bis an die Fußknöchel reichend; seine rothe Weste ist mit schweren Silberknöpfen vollständig zugeknöpft; die hirschledernen Hosen sind am Knie gebunden, wodurch die weißen Zwickelstrümpfe ebenfalls festgehalten werden. Auf seinen Schuhen glänzen silberne Schnallen. Sein schwarzer, langhaariger Hut ist in der Mitte von einer goldenen Trobbel eingeschnürt. Unter dem Hute schaut der Zipfel einer seidenen Kappe neckisch hervor. Im Winter wird das „Häß" oder der „Kotzen" bei schlechtem Wetter übergeworfen; dieser eigenthümliche Mantel ist ein großes Stück weißen Wollenzeuges mit einer Oeffnung, durch welche der Kopf gesteckt wird, so daß die ganze Gestalt wie mit einem Talar umhüllt erscheint.

Die Bäuerin erscheint in ihrem Sonntagsstaat nicht minder schön; ihr Haupt wird von einer großen goldenen Radhaube umschattet; das Halstuch mit goldenen Fransen schlingt sich um den Hals und hängt in langen Zipfeln über den Rücken herab. Ein seidener Spenser und Rock, eine Schürze von gleichem Stoffe vollenden den Anzug. Neben der Goldhaube erscheint aber auch häufig die Bayerhaube, eine niedere Pelzmütze mit kleiner Goldverzierung. — Gerade durch die Radhauben, Gimpenhauben genannt, unterscheiden sich die Weiber Oberschwabens von den Bewohnerinnen anderer Gegenden. Und wenn wir bedenken, daß eine solche Haube von 5 bis 11 Gulden kosten kann, so werden wir daraus auf die „Kostbarkeit" des Anzuges der Oberschwäbinnen einen Schluß machen dürfen.

Wer nun in Oberschwaben umherwandert, wird überall seine Freude haben an der freundlichen, aufrichtigen und herzlichen Zuvorkommenheit seiner Bewohner. Gemüthlichkeit bildet den Grundzug in dem geistigen Charakter derselben. Darum findet sich der Fremde bald bei diesen Leuten zurecht. Es thut im innersten Herzen wohl, diese gesunden, gutmüthigen Naturen in ihrer ungeschminkten und ungekünstelten Weise kennen zu lernen. Sie geben sich, wie sie sind; dem Scheinwesen sind sie ganz abhold; Verstellung ist ihnen fremd. Und wen sollte dieses natürliche, ungekünstelte, offene Wesen nicht ansprechen? Weil der Oberschwabe nicht mit dem bloßen, kalt berechnenden Verstande die Angelegenheiten des Lebens auffaßt, so ist sein Urtheil nur ein um so gesunderes und treffenderes. Redselig gegen Jedermann, weiß er doch den gehörigen Anstand zu wahren. Fest hält er zu seinen Familiengliedern und Stammesgenossen.

So höflich und freundlich der Oberschwabe ist, so findet sich doch keine Spur von Unterthänigkeit oder Kriecherei bei ihm. Immer wieder weiß er zu rechter Zeit sein Selbstgefühl, seine Ehre geltend zu machen. Und diese Selbstschätzung hat ihren Grund in der mit leichter Müh und wenigem Schweiß erworbenen Wohlhabenheit, sowie in der Abhängigkeit, in welcher andere Länder von dem Kornreichthum seines Landes stehen. Damit hängt zusammen die bereits berührte Liebe zur behaglichen Ruhe und Bequemlichkeit, welcher sich der Oberschwabe sorgenlos beim Glase Bier überläßt, während der Bewohner des fast übervölkerten Unterlandes durch saure Arbeit und möglichste Sparsamkeit seine Lebensbedürfnisse erringen und seinen Platz behaupten muß.

Aus jener Behaglichkeitssucht läßt sich gar manche Erscheinung bei unseren oberschwäbischen Landleuten ableiten und erklärlich finden. Aus derselben entspringt z. B. die Vorliebe zum Alten, Herkömmlichen in Betrieb des Ackerbaues, in den verschiedenen Sitten und Bräuchen, im religiösen Leben und Treiben 2c.

Vorherrschende Sinnlichkeit, eine gewisse Lebenslust und ein Hang zum Vergnügen, der sich vorzugsweise in der Liebe zum Scheibenschießen, zum Kegelspiel, zu Faschingslustbarkeiten, oft sogar über die Schranken der Mäßigkeit hinaus, äußert, kennzeichnen im Allgemeinen den Oberschwaben.

Dagegen sind Treue und Redlichkeit auch ein Erbstück des Oberschwaben. Was er versprochen, hält er gewissenhaft. Auf seinen Handschlag kann man sich fest verlassen. Wozu er sich einmal entschlossen, dabei bleibt er auch fest.

Besehen wir uns die Wohnungen der Oberschwaben! Je nach der Gegend sind sie verschieden. In den sogenannten Einöden sind sie anders beschaffen, als in den geschlossenen Ortschaften. Schindel- und Strohdächer finden sich noch allenthalben. Ganz steinerne Gebäude sind selten; dagegen tauchen häufig vollständig aus Holz erbaute Häuser auf. Gegen den Bodensee hin nähert sich die Bauart immer mehr der schweizerischen mit weit vorspringendem Dache. Statt der Verblendung sieht man die Giebel mit Schindeln beschlagen, und die Wohlhabenden lassen diese roth oder grün anstreichen. Eiserne Oefen kennt man hier nicht; statt ihrer steht in den Wohnzimmern der Vermöglicheren ein kolossaler Porzellanofen oder auch ein Ofen von gebranntem Thon,

welcher zwar langsamer heizt, aber die Hitze nur um so länger hält. In den einfacheren Haushaltungen ist der Hausbackofen zugleich auch der Stubenofen. Vor jedem Hause befindet sich — und wäre es auch noch so klein — ein Gemüsegärtchen. Wenn aúf der Alp der unansehnliche Kirchthurm kaum über die niedrigen Hütten hervorragt, so sind dagegen die stolzen, meist mit Kuppeln versehenen Thürme mit ihren geräumigen, schönen, zum Theil prachtvollen Kirchen, die schon in weiter Entfernung dem Auge sich darbieten, sammt den vielen Klöstern und Schlössern eine Zierde des oberschwäbischen Flachlandes.

Schließlich halten wir noch in einem Bauernhaus des Allgäus nähere Umschau. Vor uns steht ein älteres Gebäude, niedrig und lang, nicht ganz von Holz, sondern in Riegeln gemauert, mit weit vorspringendem und steinbeschwertem Schindeldach. Ein Brunnen steht seitwärts; ein kleines Stück Grasfeld, mit Obstbäumen bepflanzt, umgibt das Haus. In der Nähe ist der Garten. Die schönste Unordnung desselben beweist, daß er sich nicht der besonderen Aufmerksamkeit der Insaßen des Hauses rühmen darf; Hauswurz, Salbei, Rosmarin, weiße Lilien finden sich in demselben. Wir treten aber in das Haus selber ein. Die geräumige, zierlich getäfelte und an den Wänden bemalte Wohnstube nimmt uns auf. Der harthölzerne Tisch ist rein gefegt und mit Bänken, die an den Wänden stehen, von zwei Seiten umstellt. In dem Winkel, den der übertünchte Back- und Stubenofen mit der Wand bildet, steht die sogenannte „Faulbank", die „Gautsche." In die Stubenwände sind mehrere Schränke eingelassen. Zwei Schwarzwälderuhren laufen um die Wette. Heiligenbilder aller Art zieren das Ge-

laß. Und in schmucke Rahmen ist der „Abschied“ gefaßt, den unser Hausbesitzer voreinst als „gutgedienter“ Soldat vom Regiment erhielt.

Neben der Stube ist das Schlafgemach der Eheleute, „Gaden“ genannt. Auch hier herrscht Reinlichkeit vor, die uns sehr angenehm überrascht.

Im oberen Stockwerk aber befindet sich das „Staatszimmer.“ In diesem steht ein großer, schöner Kleiderkasten und ein Glasschrank mit Raritäten aller Art: Gläsern, Tellern, Gefässen, Wachsstöcken u. s. w. Aber auch zwei „feirige“ Betten, wie noch neu, prangen mit ihrer Nettigkeit und Sauberkeit; sie sind überzählig und für Besuche eingerichtet. Auf die Bühne hinauf lassen wir uns nicht führen; wir können uns die Vorrathskammern schon denken, und die gefüllten Speicher wollen wir nicht schätzen lernen nach ihrem Werthe.

Dagegen will uns der freundliche Landmann seinen Stall aufschließen. In diesem ist ein Theil seiner Habschaft: Kühe, Rinder, Kälber rc. untergebracht, und mit nicht geringem Stolze weist er uns auf seinen prächtigen Viehstand. Großen Gewinn zieht er aus diesem Theil seiner Wirthschaft. Eine Thüre führt aus dem Stall in die lange, holzgebohnte Tenne. Stattliche Heulager, mächtige Garbenstöcke ruhen bis weit in den First hinauf in dieser Abtheilung des Hauses; sie bezeugen uns abermals den Wohlstand unseres Freundes. Wieder öffnet sich eine Thüre, und die stolzesten Rosse wiehern uns aus diesem Stalle entgegen. Es schwelgt das Auge des Bauers auf diesen schmucken Gestalten und seine Lieblinge scheinen ihn alle zu kennen, denn sie sehen so traulich zu ihrem Herrn herüber!

Noch ist das Haus nicht durchwandert. Es folgt jetzt der „Schopf", in welchem Wagen und Pflüge, Acker- und Hausgeräthschaften, Holz und Torf ein buntes Durcheinander bilden. Und dieser „Schopf" ist der Schluß des langen Gebäudes.

Womit sich der Oberschwabe fast durchaus beschäftigt, wurde schon mehr als einmal gesagt. Ackerbau und Viehzucht sind es, die seine ganze Thätigkeit in Anspruch nehmen. Gewerbe werden nur in den Städten getrieben.

In den südlicheren Theilen Oberschwabens ist das Vereinödungssystem, d. h. die Art und Weise, einzeln auf einem geschlossenen Gute zu wohnen, so vorherrschend und beliebt, daß selbst da, wo keine Vereinödung der Güter stattfindet, doch vereinzelt gebaut wird. Ja, es bestehen oft Dörfer und Weiler aus einzelnen Höfen, nur mit dem Unterschiede, daß diese etwas näher beisammen stehen. Zählt doch das Oberamt Ravensburg allein gegen 700 Weiler, Höfe und einzelne Wohnplätze!

Obgleich das Vereinödungssystem, die Arrondirung der Güter, die Ablösung der Zehnten 2c. jede Bewirthschaftung erlaubt, so ist doch die Dreifelderwirthschaft meist üblich. Uebrigens wird das Brachfeld fast allenthalben sehr zu benützen gesucht. Beim Ackerbau wird meist der gewöhnliche Pflug angewendet und durch ein Pferdegespann gezogen. Nur Söldner und Kleinhäusler bauen ihr Gütchen mit Ochsen oder Kühen, die mit Kummeten bespannt sind. Das

schmähliche Doppeljoch ist von dem Oberschwaben längst verbannt.

Die Hauptgegenstände der Kultur sind im Winterfeld Dinkel (Veesen genannt in einzelnen Gegenden) und Roggen; im Sommerfeld Haber, Gerste, Hülsenfrüchte. Flachs, Reps, Kraut, Rüben, Kartoffeln sind ebenfalls ergibige Kulturpflanzen, die dem Oberschwaben manchen Gewinn abwerfen.

Seine größte Freude genießt aber der oberschwäbische Landmann beim Anblick seines wogenden Aehrenfeldes. Mit Wonne und Behaglichkeit überschaut er sein weites Kornmeer. Wie verklärt sich sein Antlitz bei dem Gedanken an eine volle Ernte! Und wenn muntere Schnitter unten am Ende des großen Feldes eben Hand anlegen, den Segen einzuheimsen, so überwallt sein Herz von Entzücken. Sein Getreide ist zwar nicht ohne seine Hülfe und Thätigkeit zur Reife gelangt; aber es bedurfte nicht der ängstlichen Wartung und Pflege fast volle 12 Monate hindurch; es brauchte ihm nicht immer und ewig zu bangen vor Gefahr und Unglück. Er vertraute seinem Gotte die Saaten. Auch wurden ja die Felder im Frühling durch festliche Prozessionen, durch den sogenannten „Kreuzgang", eingesegnet und eingeweiht. So konnte er ruhig dem Wachsthum zusehen; jetzt helfen ihm willige Knechte und Taglöhner und des Himmels freundliches Angesicht den Segen des Feldes einsammeln. Darben aber dürfen die Schaffenden nicht; sie theilen die Früchte ihrer Mühe am reichlich bestellten Tische; der Herr der Ernte lebt mit den Seinen aus der gefüllten Vorrathskammer. *)

---

*) Und während der Ernte genießt man Gerichte mit ganz sonderbaren Namen, z. B. Sähbräu, Stopfer, Brenz, Kratzat ꝛc.

Der Ueberfluß aber wird zu Markte gebracht. Und wenn die Ernte vorüber ist, werden allerlei Feste — die „Sichelhenke,“ die „Pflegelhenke“ — begangen; da wird dann tüchtig gegessen, getrunken, getanzt. — Nun, solch ein Hofbauer mit seinen 70 bis 100 und noch mehr Morgen Ackerland kann schon etwas aufgehen lassen, wenn Alles glücklich nach Hause gebracht und der Stadel über und über voll wurde.

Der Ueberfluß wird zu Markte gebracht. Und welch ein Glück ist dies für die getreidearme Schweiz! Sie ist diesem nahen Kornlande ewig zinsbar. Denn Oberschwaben ist so eigentlich die „Kornkammer“ des alpengeschmückten Schweizerlandes. Dieses weiß der oberschwäbische Bauer recht gut; darum ist ihm wegen seines Ueberflusses niemals bange. Wäre dieser noch so groß, er würde seiner los und zöge die schönsten Zinsen aus seinem Hofgut. Wie leicht der Bewohner des fruchtbaren Oberschwabens gegenüber dem Weingärtner des Unterlandes seinen Wohlstand erwirbt! Es entrinnt ihm kein Pfennig, wenn er auch noch so sehr der Bequemlichkeit pflegt.

Aber zu Markt muß er fahren. Nun ja, das ist ihm so sehr erwünscht, daß er nicht leicht einer Aufgabe mit mehr Gewissenhaftigkeit nachkommt und mit mehr Geschick ihrer Lösung obliegt. Und Gelegenheit zu dieser Lösung gibt jede Woche das ganze Jahr hindurch. Denn Ulm oder Biberach oder Ravensburg oder Leutkirch und wie die Städte alle heißen, halten allwöchentlich wenigstens einen Markt, auf dem Frucht und Vieh zum Verkaufe kommen.

Begleiten wir einen Bauern auf einen solchen Fruchtmarkt! — In aller Frühe fährt der Knecht mit dem schwerbeladenen Wagen der Stadt zu. Kernen wird heute verkauft, so hat es des Bauers Spekulationsgeist bestimmt. Der Knecht weiß es schon, wohin er in Biberach zu fahren, — auch wo er dort einzustellen hat. Sein sogenanntes „Bernerwägelchen" läßt sich der stattliche Hofbauer etwas später einspannen; das ist ein leichtes Wägelchen, von einem Pferde gezogen. Darauf fährt es sich so leicht und so angenehm und so schnell, daß unser Bauer seinen Kernenwagen noch vor der Stadt einholt. Aber von allen Straßen her bewegt sich Wagen an Wagen herbei. Und jeder Hofgutsbesitzer und jeder „rechte Bauer" kommt mit seinem Einspänner gefahren. Es entsteht in der Nähe der Stadt ein großes Gedränge. Endlich sind wir mit unserm Begleiter beim Kornhause angelangt. Da herrscht die rührigste Thätigkeit. Frucht in Fülle und in jeglicher Gattung ist aufgestellt: Kernen und Dinkel, Roggen und Gerste, Haber und Hülsenfrucht. Doch schlägt bei weitem der Kernen vor. Von der Schweiz her nahen eben die Haupteinkäufer. Der Bahnzug hat sie gebracht. Wie jetzt unser berechnender Bauer aufpaßt! Es will lange kein Kauf vor sich gehen. Jeder Verkäufer möchte den höchst möglichen Erlös erzielen. Der Handel geht deßhalb noch flau. Die behäbigen Schwaben stützen sich auf ihre strotzenden Kernensäcke: Jeder schaut zufrieden und gleichgiltig drein. Man muß ja nicht verkaufen! Es ist noch nicht aller Tage Abend; die nächste Woche bringt wieder einen Markttag; darum kann man geruhig dem Treiben zusehen. Aber schau! dort werden zwei in ihrem Handel einig. Ein Wort und ein deutscher Hand-

schlag — und der Kauf ist im Reinen. Jetzt geht's vom Plaudern zum Handeln. Der Preis ist annehmbar; es läßt sich etwas verdienen. Schon wieder ein Kauf und abermals einer! Kauf um Kauf wird geschlossen. Unser Freund, den wir begleiteten, will aber „it a so." Ihm ist der Preis noch zu niedrig. „'s muaß no maih in d'Haih, wenn i jo saga soll", brummt er vor sich hin. Ein neuer Kauflustiger naht ihm. Die Frucht ist tadellos; er bietet mehr als Jeder vor ihm. „'s ist a bärigs Braisele, was ear maih geit", bemerkt unser Bauer trocken; „i ka it a so." So wird wieder nichts aus dem Handel. „Aells no it laus", ruft ihm ein Nachbar zu, „du muost a Heaz von Marfelstoi hau." „'sischt it a so", entgegnet er ruhig, „i ka schau no-ne wengle waata." Aber jetzt aufgepaßt. Neue Händler erscheinen. Diesmal wird er wohl „losschlagen". Richtig — der Preis ist ihm genehm und ein verstohlenes Lächeln sagt, daß er den Handel klüglich geschlossen. Mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtet er die blanken Thaler. Seine lederne Gurte öffnet sich, um die schwere Münze aufzunehmen. Hei, wie sie sich füllt! Mit nicht geringem Anstand schnallt er die „Aufgeblasene" keck um den Leib. So trägt sich der Reichthum am leichtesten. „Des mol haun is oadele verd'wischt", sagt er vor sich hin im Weggehen, und schmunzelnd schlendert er dem Wirthshause zu. Dort wartet sein Knecht auf den „Moischter"; dort steht sein „Fuhrwerk"; dort will er sich gütlich thun; er kann ja mit ruhigem Gewissen zur Schenke wandern, Weib und Kinder dürfen deßhalb daheim nicht darben. Längst haben sich zur Zeche die Nachbarn von nah und ferne zusammengeschaart. Da geht es gar lustig her. Man macht großen Aufwand; auch der „kleinere

Mann" scheut eine bedeutendere Auslage nicht. Hat man doch Geld in Menge gelöst und so mag es schon etwas leiden.

Lassen wir unsern Bauern nun wieder allein und bewegen wir uns noch eine Zeitlang auf dem Markte herum! Immer noch ist's ein Gedränge, als ob heute Jahrmarkt hier wäre. Ueberall lebendiger Verkehr! Eine schwere Menge Geldes wird umgesetzt. Auch Vieh ward zu Markt gebracht. Alles steht in hohem Preise was nur die Landleute feil bieten mögen. Nicht umsonst ist jegliches Auge so freundlich, jedes Antlitz so hell. 's ist ein Erntetag, ein solcher Wochenmarkt. Und die geldumgürteten Bauern eilen nicht sehr nach Hause. Wenn des Tages Lasten getragen, gönnt man sich weidlich Erholung, wenn auch die Sonne noch hoch am Himmel stünde. Wo wir auch einsprächen in den Gasthäusern, keines würde um Zechlustige jammern. — Endlich rasseln die leergewordenen Wagen durch die Stadt; die Knechte fahren nach Hause. Aber die „Herren" lassen sich's immer noch wohl sein. Erst wenn der Abend anbricht, wohl erst, wenn der Mond am Himmel dem tollen Treiben verwundert zuschaut, wird Wägelchen um Wägelchen eingespannt, und die Heimfahrt beginnt in süßester Behaglichkeit und heiterster Gemüthsruhe. Der Tag ist vollendet und es ist ihm sein Recht vollständig angethan worden. Lassen wir sie dieses Glaubens leben! —

Aber nicht bloß der Bauer muß fast in jeder Woche zu Markt fahren; auch die Bäuerin hat allerlei in der Stadt zu besorgen, weßhalb sie manchmal den Ehegemahl begleitet. Was das Haus bedarf, das holt man sich in der Stadt. So ruft ein solcher Markttag immer ein unge-

wohntes, den Städtern äußerst erwünschtes Leben hervor. Und wie großartig der Geldumsatz, der Verkehr auf den bedeutenderen Marktplätzen ist, mag daraus hervorgehen, daß binnen eines Jahres wohl 300,000 fl. und noch größere Summen einzig für Früchte auf einer Schranne erlöst werden. Und hiezu kommt noch der Handel mit Vieh und Pferden, der nicht minder ergibig ausfällt.

Somit ist dem oberschwäbischen Landmann die Natur eine treuherzige Mutter, die ihn mit Gütern reichlich erfreut und ihm gar leicht zu Wohlhabenheit, ja zu Reichthümern verhilft. Und des Dankes gegen den, der dies Alles so gütig hat eingerichtet, vergißt er nie; weiß er doch, daß ihm einzig der Allgnädige auch seine Güter geschenkt hat!

4.

Von den verschiedenartigen Sitten und Gebräuchen, die das oberschwäbische Volk nicht abgehen läßt, mögen einige, die besonders hervorstechend und eigenthümlich sind, näher gewürdigt werden.

Zum Ackerbau, wie überhaupt zur landwirthschaftlichen Beschäftigung gehören je nach der Größe eines Guts mannigfache Hände. Auch die Kraft der Jugend, ja des Kindesalters vermag schon Erfolge hervor zu bringen. Darum besteht namentlich im südlicheren Theile Oberschwabens die Gewohnheit, Kinder zu miethen, die den Sommer hindurch allerlei leichtere und schwerere Geschäfte zu besorgen haben. Diese Kinder kommen mit Beginn des Frühlings entweder einzeln oder mit Begleitung älterer Personen schaarenweise ins Land. Sie treffen an geeigneten Tagen in den Oberamtsstädten Saulgau, Waldsee, Ravensburg,

Leutkirch ein und haben ihrer Heimath in dem benachbarten Voralberg oder Tyrol oder auch in den ärmeren Gegenden unseres Schwabenlands auf viele Wochen ein trauriges Lebewohl zugerufen. Arme, bedauernswerthe Geschöpfe! Erst acht bis vierzehn Jahre alt, und schon sauer seinen Bissen verdienen müssen!

Versetzen wir uns in eine solche Stadt, die eben von solchen Kindern besucht wird! Es mögen wohl zweihundert derselben eingetroffen sein. Sie stehen alle in einer langen Reihe und warten der Dinge, die nunmehr kommen sollen. Dort sind einige Mädchen, die sich der Thränen nicht erwehren können. Ihr Herz mag noch bei der verlassenen Mutter verweilen. Ach, kein Mensch eilt herbei, sie zu trösten. Sie weinen bitterlich. Trauriges Geschick, in den frühen Tagen der Jugend in die Fremde hinausgestoßen zu werden! — Hier sitzen einige Knaben im ärmlichen Gewande, barfuß und kaum die Blöße bedeckt. Es ist ihnen auch nicht recht freudig um's Herz. Näher steht ihnen Weinen als Lachen. Sie haben es noch nie verschmeckt, was es heißt, bei fremden Leuten zu „dienen". Und doch vermochte sie der elterliche Herd nicht zu sättigen, das Elternhaus konnte sie länger nicht mehr behalten. Nun müssen sie ihr Brod mit Thränen würzen.

Der Markt füllt sich mehr und mehr. Es sind Bürschchen im Alter von 10—16 Jahren. Mit Stock und Strauß und umgehängtem Säckchen zogen sie daher. Und wenn man nach ihrer Heimath fragt, so sagt der Eine, er komme aus dem Lichtensteinischen, der Andere, er sei in der Gegend von Laudeck oder Finstermünz zu Hause; dort ruft sogar Einer, er sei aus Glurus am Fuße der Ortlerspitze gebür-

tig. So sind sie also Alle weit hergekommen, diese Jungen; trotz ihrer langen Reise sehen sie aber im Ganzen doch fröhlich und frisch in die Welt hinein.

Die Hofgutsbesitzer kommen nach und nach auch an. Schon markten dort Einzelne um solche Kinder. Der Handel mit Menschen — denn so kann man diesen Vorgang wohl nennen — hat also begonnen. Der Preis steigt nicht hoch, den ein solches Kind hat. Kleidungsstücke, freie Kost und an Geld drei bis zehn Gulden für die Dienste während eines langen halben Jahrs: das ist das gewaltige Anbot, das im Allgemeinen gemacht wird. Und trotz dieser Kleinigkeit geben sie sich selber weg, oder werden sie von ihren Begleitern den Käufern überlassen. Und viele der Kleinen sind endlich noch zufrieden darüber, daß sie nur ein Unterkommen gefunden. Schon führt dort ein Bauer zwei solcher Knaben mit sich. Nicht lange währte der Abschied von Vater oder Bruder. Aber siehe, einer derselben wendet sich noch einmal um und schickt einen langen Seufzer zu seinem Vater. Dieser kann's aber kaum mit ansehen, wie er seinen zarten Liebling muß anderer Hand anvertrauen. Ob sie sich wohl wiedersehen? — Herber, bitterer wird aber hier diesem Mädchen der Augenblick des Scheidens. Kaum vermag es sich loszureißen von der schluchzenden Mutter. Und dennoch — dennoch muß es geschieden sein!

Wahrlich, Scenen ganz eigener Art entrollen sich hier unsern Augen! Aber hier springt ein rothwangiges Bürschlein von etwa dreizehn Jahren einem stattlichen Bauern voll Freuden entgegen, und dieser grüßt den Jungen treuherzig. Die Beiden kennen sich wohl von früheren Tagen her. Und der Bauer ist's ganz zufrieden, daß dieser Knabe sein

Versprechen gehalten, das er ihm beim Abschied im letzten Herbste gegeben. Da bedarf es keines langen Feilschens; die Beiden sind, ohne ein Wort zu verlieren, ganz einig. Fürwahr, dieser Junge muß eine trauliche Heimath gefunden haben! Aber welche Scene entwickelt sich dort? Einem Bauern thut zwischen Zweien die Wahl wehe; er veranstaltet nun eine Balgerei zwischen denselben. Und richtig zerren sich die Beiden tüchtig herum. Endlich siegt der Eine und dieser — als der Stärkere — wird nun von dem unschlüssigen Bauern angenommen oder vielmehr — gekauft. Fürwahr, eine sonderbare Art, sich seiner Ungewißheit zu entledigen! Möchten nur Alle, die hier sich vermiethen, sich glücklich finden in ihren neuen Verhältnissen!

Und welches ist nun das Loos dieser Kinder, an deren Schicksal wir innigen Antheil nehmen? Die Knaben haben der Geschäfte gar viele im Haus und auf dem Felde zu verrichten: sie müssen als Treibbuben dienen, das Vieh füttern, es auf der Weide sorgfältig hüten, Holz spalten und was dergleichen Arbeiten mehr sind. Die Mädchen aber haben die Kinder des Hofbauern zu pflegen, müssen also „Kindsmägde" werden und der Bäuerin jederzeit zu Dienst bereit sein. Und Tag für Tag dauert das gleiche Geschäft. Daß unter solchen Umständen von Schulbesuch und Unterricht keine Rede sein kann, ist leicht einzusehen. Und daß es den Kleinen in der Fremde gar verschieden ergeht, wird eben so klar sein. Kein Wunder deßhalb, daß sie nach zurückgelegter Dienstzeit meist mit jubelndem Herzen nach Hause zurückkehren! Kein Wunder, daß die wenigsten derselben den Tag Martini, der ihre Dienste löst, in weite Ferne wünschen! Aber nicht blos deßhalb sind sie so freudig

gestimmt, daß sie die Heimat bald wieder sehen und Vater und Mutter ins Auge schauen dürfen; sie freuen sich insbesondere auch deßwegen, weil sie die sauer verdiente Geldsumme den Ihrigen als Beweis ihres Fleißes einhändigen können. Wird ihnen nicht der rauhe Winter willkommener sein, als der lebenerweckende Frühling? Wer mag entscheiden? — Glücklich, wer sich einer lieblicheren Kindheit erfreut!

Wenden wir unsern Blick wieder auf die Alten! Vergnügungssüchtig darf man im Ganzen genommen die Oberschwaben wohl nennen. Und diese Sucht zu befriedigen, stehen allerlei Sitten und Gebräuche zu Gebot. Da ist das Scheibenschießen ein allbeliebtes Vergnügen. Es stammt aus alten Zeiten. Die Reichsstädter mußten sich doch im Gebrauche der Waffen üben, um ihrer Freiheit sorgenlos froh zu sein. Ganz besonders einheimisch ist ferner das Kegelschieben. Nicht bloß Männer betheiligen sich an diesem Spiel; auch das weibliche Geschlecht findet sich auf der Kegelbahn ein und nimmt lebendigen Antheil an diesem Vergnügen. Große Belustigung bringt auch die Fastnacht, der allbekannte Fasching, der ein buntes Getriebe, einen tollen Jubeltag hervorzaubert, dem aber oft nur ein allzu trauriger Aschermittwoch auf dem Fuße nachfolgt.

Besonders großer Aufwand wird bei Hochzeiten gemacht; am bedeutendsten ist derselbe natürlich, wenn der Erbe eines Hofguts, der älteste Sohn, in die Ehe tritt. Da gilt es, allen Reichthum und alle Schätze zu zeigen.

Dabei kommen oft viele Eigenthümlichkeiten zum Vorschein. Im Allgäu geht der Hochzeit voraus das sogenannte Stuhlfest, d. h. die Schließung eines gerichtlichen Ehevertrags, dann die Anfahrt des Brautfuders, das die Gesammtaussteuer der Braut enthält, die Bestellung der Hochzeitgäste. Ist die Hochzeit gehörig vorbereitet, so erscheinen am Tage derselben die Geladenen im Hause des Bräutigams oder der Braut und nehmen die „Morgensuppe" ein. Man betet und zieht dann zur Kirche. Die „Bestjungfer" und der „Bestjunggesell" eröffnen den Zug. Ihnen folgen Ehrenvater und Ehrenmutter, dann die Braut mit dem Brautführer, Verwandte und Freunde, und den Schluß des Zuges bildet der Hochzeiter und seine Begleiter. Nach der kirchlichen Feier folgen die Ehrentänze und das Hochzeitsmahl, bis der „Abdanker" am späten Abend in salbungsvoller Rede Zeit und Ewigkeit, Essen und Trinken untereinander mischt. Zum Schlusse geht das „Gaben", d. h. das Darbringen von Geldgeschenken vor sich, die in eine Schüssel gelegt werden.

In anderen Gegenden Oberschwabens folgen die „Hochzeitschenken" am Sonntag darauf und noch später, und bestehen in Tanzen und Zechen. Es wird dabei nicht geschenkt, sondern nur etwas mehr Zeche bezahlt, was den Verheiratheten zu gut kommt. Nur Verwandte geben eigentliche Hochzeitsgeschenke, diese aber sehr bedeutend. Die sogenannten „Hochzeitschenken" werden mehrmals in verschiedenen Wirthshäusern oft noch ein Vierteljahr nach der Hochzeit wiederholt. So kommt es, daß z. B. in der Gegend von Ravensburg selten ein Sonntag vorübergeht, an welchem nicht öffentliche Tanzmusik stattfindet.

Aber auch andere Gelegenheiten bieten sich dem lebenslustigen Oberschwaben zur Befriedigung seiner Vergnügungssucht dar. Gedenken wir nur der obgenannten allwöchentlichen Märkte in den größeren und kleineren Städten! Auch die Jahrmärkte sind gar verlockende Tage. Nicht minder wurde die „Kirbe" (Kirchweih), wenigstens in früherer Zeit, mit einer gewissen Ausgelassenheit gefeiert.

Zu den Absonderlichkeiten bei unsern oberschwäbischen Landsleuten gehört das Funkenfeuer und das Johannisfeuer. Beide Gebräuche stammen aus längst entschwundenen Jahren.

Der erste Sonntag, welcher dem Aschermittwoch folgt, heißt hier Funkentag, Funkensonntag, auch Scheibensonntag. An diesem Tage werden auf Bergen „Funkenfeuer" gemacht und feurige Scheiben in die Luft geschlagen. Früher sammelte man Holz im ganzen Orte, baute auf einem nahen hohen Berge einen Scheiterhaufen, steckte eine Stange hinein, und befestigte an derselben ein mit lumpigen Kleidern und mit einem Strohhute bedecktes Strohbild. An diesem war eine Rakete angebracht, bei deren Losknallen ein großer Jubel entstand. Der Holzstoß wurde sodann angezündet und jenes Strohbild verbrannt. Es waren dabei immer mehrere hundert Menschen anwesend, junge und alte, welche ein geistliches Lied absangen. War dieses geschehen, so begann die Hauptfeierlichkeit, das „Scheibenschlagen." Man machte nämlich runde, dünne Holzscheiben von dem Umfang einer Faust, steckte sie, da sie in der Mitte ein Loch hatten, an zugespitzte Stöcke, hielt sie so ins

Feuer, und wenn sie brannten, schwang man sie einige Male mit dem Stock und schleuderte sie in die Höhe.

Jede Scheibe, die aufstieg, wurde Jemanden verehrt, die erste gewöhnlich zu Ehren der „höchsten Dreifaltigkeit", und man sagte dann während des Schwingens: „Scheible aus und ein, wem soll die Scheibe sein? Die Scheibe soll der höchsten Dreifaltigkeit sein."

Am Funkensonntag sieht man auch vom südlichen Theile Oberschwabens aus in der Schweiz, Tyrol und Vorarlberg viele solcher feurigen Scheiben aufsteigen. Die Alten sagten, wenn der Mensch an diesem Tage keine „Funken" mache, so mache unser Herrgott welche durch ein Wetter.

Auch „Funkenringe" werden am Funkensonntag gebacken und mit Lust verspeist. Sie haben etwa die Form der Laugenbretzeln, werden dann aber mit frischem Teig überschüttet und so in Schmalz gebacken, daß der Ring größer und zackig wird.

Die Johannisfeuer werden am Tage Johannis des Täufers, also zur Zeit der Sonnenwende im Sommer fast überall in Oberschwaben angezündet. Man sammelt Holz dazu ein, und im Freien machen die ledigen Bursche dann die Feuer an, die oft acht Tage hindurch allnächtlich brennen. Knaben und Mädchen reichen sich häufig die Hände und springen zusammen über das Feuer hinüber, indem sie rufen: „St. Johann, mach's Werg (den Hanf) drei Ellen lang!" Oft werden noch andere Spiele bei diesen Feuern aufgeführt.

Gegen diese „Feuertänze", als einen Ueberrest des Heidenthums, eiferte schon die Kirchenversammlung im Jahr 680; gleichwohl erhielten sie sich bis auf die neueste Zeit,

wenn auch die Verbote derselben nicht bloß einmal erneuert wurden.

5.

Achten wir zum Schlusse auch auf die Sprache des oberschwäbischen Völkleins. Seine Mundart nähert sich, je weiter man gegen Süden, also gegen den Bodensee kommt, der schweizerischen. Die Hauptlaute werden tiefer aus der Kehle hervorgeholt, die Nasenlaute nähern sich den Gaumenlauten, a geht über in eine Verschmelzung von a und o, die Aussprache wird gedehnter, breiter und voller. Wir glauben diese Mundart in dem folgenden Weitzmann'schen Gedicht am besten zur Verdeutlichung bringen zu können.

Der Frühling.

Es kommt a lustigs Büble und singt dur Wald und Fealð;
So heazig und so lieble geit's koi's maih uf der Wealt.

Wie lacht's mit Rausabäckla oin doch so freundli a!
Wie golde sinket d'Löckla uf's Bluamaröкli na!

Sei G'sichtle glitzt wie d'Sonna, sei Hauch ist Bluamaduft,
Und d'Aeugala sind g'sponna us bloer Himmelsluft.

Vergißmeinnichtla winket vom g'stromten*) Seiteband,
Und Farbaperla blinket am grüna Morgag'wand.

Goht's Büeble über d'Haida, goht unter ihm der Schnai;
As Mäle **) schreit vor Freida und's Böckla hupft in d'Haih.

As Imavölkle trollat***) prozessionaweis
Uf d' Wiese 'naus und hollat vom Büeble Honigspeis.

---

*) gestreiften. **) Schäflein. ***) bewegt sich.

As Würmla ka verwarma, er lait's an's Heazle na;
Er thuat a so verbarma, er küßt's und hauchet's a.

Drauf regt sie däs arm Tröpfle, macht sei Kapüzle auf,
Hängt d'Flügela ums Köpfle und fluigt zum Himmel nauf.

As Quealle, sonst weit stiller, bleibt nimmer gean dohai;*)
Es gurglat welsche Triller und springt dur Stock und Stoi.

As Windle, gar it foindli, schleicht her mit leichtem Tritt;
Es streichlat 's Büble froindli und küßt's und spielt darmit.

As Bäumle möcht' ihm danka, wenn's deutli schwätza könnt;
Däs zoigt sein freudigs Schwanka und 's höfli Complament.

Der Unschuld lächlat 's Büeble in d'Aeugla klor und mild;
So lächelt still und lieble im Thau as Himmels Bild.

Sein Vatter möcht' i kenna; denn luegt ma 's Büeble a,
So weat**) ma saga könna: 's ist gewies a braver Ma!

Bald aber zuiht däs Büeble Berg auf und goht Land ei;
's mueß hoimli döt***) und lieble im Vatterländle sei!

Doch kommt's in d' Fremde wieder, im goldna Himmelsschei,
Und lot†) sie froindle nieder — 's mueß wohl a Engel sei.

So kindli fromm, wie 's Büeble möcht' i zur Heimath mit;
Und führt's mi an a Grüeble: ††) i schreit' — und fürcht' mer it.

Wohl mag i's it ergründa, doch trau' i 's Büeble's Tritt:
's ka epas†††) zeitli schwinda, und schwindat ebig it.

* * *

---

*) daheim. **) wird. ***) dort. †) läßt. ††) Grube, Graben. †††) etwas.

Damit soll unsere Betrachtung des oberschwäbischen Völkleins zu Ende gehen. Wir haben der Eigenthümlichkeiten bei ihm in Lebensweise, Sitten und Sprache nicht wenige gefunden. Eines haben wir aber auch erfahren dürfen, daß man sich nämlich bei den Oberschwaben bald „heimlich“ fühlt, daß man bei ihnen bald daheim, mit ihnen bald vertraut ist. Ihr offenes, zutrauliches Wesen hat uns angesprochen, und die Gemüthlichkeit, die in ganz Schwaben so wohlthuend auf den Wanderer einwirkt, hat uns auch hier erfreut. Möge des Edeln immer mehr keimen und gedeihen bei unsern oberschwäbischen Landsleuten!

Der Bodensee.

„Nach Dir, gepries'ner Schwabensee,
Ergriff mich längst geheimes Weh;
An deinen lockenden Gestaden,
An deiner Nachbarberge Pfaden,
Hier will ich meine Rosen pflücken!
Sei mir vertraut und hold genug,
Im fröhlichen Vorüberzug
All deine Lust an's Herz zu drücken."*)

Ist nicht des Dichters Sehnen nach dem schönsten der deutschen Seen auch in unserer Brust erwacht? Das Herz hüpft vor Freuden; der Tag ist gekommen, der uns in jenen herrlichen Garten führt, darinnen „Milch und Honig fließt." Verklärten Angesichts fliegen wir darum dem Schwabenmeere zu. Frohen Muthes und fröhlichen Herzens entrinnen wir dem Alltagstreiben. Die glücklichste Natur mit ihrem süßen Zauberreich soll uns heute aufnehmen. „Und welch ein luftig lindes Hauchen!" Schon öffnen sich die Lustgefilde. „Es glänzt, es zittert, wird lebendig!" O schauet doch —

*) J. G. Fischer, Bilder vom Bodensee.

„Aufrauscht vor uns, eh' wir's gedacht,
Ein junges Meer in seiner Pracht;
Gott grüße dich, wir sind am Ziel,
Du ewigfrisches Wogenspiel!"

1.

Wir sind am Ziele. Friedrichshafen ist erreicht. Vor uns liegt die große Wasserfläche. Wie „schillert so hoffnungsgrün ihr Wellenkleid!" Stellen wir uns an's Gestade! Immer und immer wieder kommen und gehen die Wellen. Bald kräuselt sich die Wassermasse kaum, bald rauscht sie lauter und lauter, bald braust und tobt sie wild in hohen Wänden. Und was sich die Wasser jetzt wohl „erschleichen, erhaschen wollen mit ihrem Rieseln und Laufen und Wellenschlag?" Was sie sich wohl zu erkosen suchen, wenn sie mit „weicher und kühler Hand streicheln das warme Uferland?" Ist's nicht ein entzückendes Spiel, das sie zur eignen Ergötzung stets spielen? Und was sie sich Alles zu erzählen haben mit ihrem trauten Geplätscher! Aber horch! dort haben sie sich die lange Freundschaft gekündigt. Sie prallen in feindlicher Rüstung zusammen. Wie furchtbar die Zwietracht! Auch hier sogar Krieg? Oder wär's nur ein Zweikampf? Die Massen sind wiederum ruhig. Als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, gleiten sie her und hin und küssen sich wieder die Wangen und grüßen in eigenen Lauten die Planken. Und den heißen Winden bieten sie labend die kühlende Stirne. Wie lange wir auch in die Wasser hineinblicken: es ist immer dasselbe Rieseln und Kosen, Murmeln und Plaudern, Enteilen und Kommen. Wenn aber das Auge hinausschweift auf die weite, weite Wasserfläche; wenn

es sich auf dem See ergeht, der gegen Westen hin unbegrenzt erscheint, gegen Südost aber seine Krümmung und seinen Abschluß mit Lindau und Bregenz sehen läßt; wenn der Blick jenseits bei den Obsthainen Arbon's und Rorschach's ankommt und in blauender Ferne die üppigen Gelände des Schweizerufers findet; wenn endlich die mächtigen Kulme der Alpen im Hintergrunde sich zeigen und der Säntis sein fürstliches Haupt auf schroffen Felsenwänden erhebt: dann fühlt sich das Gemüth erhoben, erheitert, und willkommen heißt es die Gegenwart mit all' ihren Reichthümern; dann tauchen sich Sorgen und Mühen hinab in den tiefsten Grund des Gewässers, und tausendfach wonnig überrascht, findet der Mund nicht Worte, zu stammeln, was in solcher Stunde des Herzens Tiefe durchzittert; dann löst sich das heilige Schweigen in stille, sel'ge Anbetung; verklärt schaut das Auge empor zu dem Vater der Welten und das trunkene Herz lobsingt dem Allgegenwärtigen voll Inbrunst und Liebe.

Und wieder wendet das Auge sich zur unruhvollen Fläche des Wassers, indeß vor dem Geiste die wechselnden Jahrhunderte in stürmischen Wellen vorüberrauschen. Sieggewohnte Römergestalten, riesige Germanen, trotzige Alemannen, völkerbeglückende Boten des Herrn, stillfromme Klostergenossen, aufgeklärte Mönche, friedliche Sänger, fanatische Priester, gefesselte Wahrheitsverkündiger, sterbende Märtyrer, sengende, raubende Kriegerhorden: wandeln sie nicht am geistigen Auge vorbei in jäher Flucht? — Liebliche Bilder — schaurige Thaten: die einen verscheuchen die andern; aber hell ertönt einer göttlichen Stimme Zuruf: „Nur im Kampfe bewährt sich das Gute! Ob sie auch noch so lang läge in Banden und Ketten: dennoch behält die Wahrheit den Sieg!"

Aber wir hätten uns beinah' in ganz absonderlichen Gedanken verloren. Dort winkt eine liebliche Laube, die freundlich zur Ruhe einladet. Sie läßt uns den Blick auf den See offen. Und da soll uns ein liebgewonnener Dichter, G. Schwab, kund thun

Die Schöpfung des Bodensees.

Als Gott der Herr die dunkeln Kräfte
Der werdenden Natur erregt,
Und zu dem schöpf'rischen Geschäfte
Die Wasser und den Grund bewegt;
Und als sich nun die Tiefen senkten,
Die Berge rückten auf den Platz,
Die Ebnen sich mit Bächen tränkten,
In See'n sich schloß der Wasser Schatz:

Da schuf sich auch die Riesenkette
Der Alpen ihrer Thäler Schoos,
Da brach der Strom im Felsenbette
Aus seinem Eispalaste los.
Er trat heraus mit freud'gen Schrecken,
Er wallet hell in's off'ne Land,
Und ruht in einem tiefen Becken
Als blauer See mit breitem Rand.

Und fort, von Gottes Geist getrieben,
Wogt er hinab zum jungen Meer;
Doch ist sein Ruhsitz nicht geblieben,
Und Wälder grünen um ihn her.
Und über ihm hoch ausgebreitet,
Spannt sich der heitern Lüfte Zelt,
Es spiegelt sich, indem sie schreitet,
Die Sonn' in ihm, des Himmels Held.

Und wie nun auf den weiten Auen
Des ersten Sabbaths Ruhe schlief,
Ließ sich der Bote Gottes schauen
Im lichten Wolkenkranz und rief.
Da scholl gleich donnerden Posaunen
Des Engels Stimme durch den Ort,
Es horchten Erd und Fluth mit Staunen
Und sie vernahmen Gottes Wort:

„Gesegnet bist du, stille Fläche,
Vor vielem Land und vielem Meer!
Ja rieselt fröhlich nur, ihr Bäche,
Ja ströme, Fluß, nur stolz einher;
Ihr füllet euch in einen Spiegel,
Der große Bilder bald vereint,
Wenn Einer, der der Allmacht Siegel
Trägt auf der Stirn — der Mensch erscheint.

Erst lebt ein dumpf Geschlecht, vergessen
Sein selbst, im Walde mit dem Thier,
Dann herrscht ein Fremdling stolz, vermessen,
Ein Sieger mit dem Schwerte hier;
Er zimmert sich den Wald zu Schiffen,
Er öffnet Straßen, baut das Haus;
Dann hat ihn Gottes Hand ergriffen
Und schleudert ihn zum Land hinaus; —

Und führt den Stamm mit goldnen Haaren,
Mit blauem Aug' an's Ufer her;
Er hat noch nichts vom Herrn erfahren,
Sein Gott ist Eiche, Fluß und Meer.
Doch schläft im tüchtigen Gemüthe
Noch unerweckt des ew'gen Bild,
Ein Strom der höchsten Kraft und Güte
In seinen vollen Adern quillt.

Der Himmel wird ihm Boten senden,
Die sagen ihm von Gottes Sohn,
Die bauen mit getreuen Händen
In dichten Wäldern seinen Thron.
Dort wird das Licht des Geistes leuchten,
Von dorther der Erkenntniß Quell
Der Erde weites Feld befeuchten,
Dort bleibt's in tiefem Dunkel hell.

Dann werden sich die Haine lichten,
Wie sich der Menschen Herz erhellt,
Dann prangt ein Kranz von goldnen Früchten
Um dich, du segensreiches Feld;
Die Rebe strecket ihre Ranken
In deinen hellen See hinein,
Und schwerbeladne Schiffe schwanken
In reicher Städte Häfen ein.

Und die des Höchsten Krone tragen,
Statthalter seiner Königsmacht, —
An diesen Ufern aufgeschlagen,
Sonnt oft sich ihres Hofes Pracht.
Und Völker kommen aus dem Norden
Und aus dem Süden, See, zu dir!
Du bist das Herz der Welt geworden,
O Land, und aller Länder Zier!

Drum sind dir Sänger auch gegeben,
Zween Chöre, die mit deinem Lob
Die warme Frühlingsluft durchbeben,
Wie keiner je sein Land erhob.
Das eine sind die Nachtigallen,
Auf Wipfeln jubelt ihr Gesang;
Das andre sind in hohen Hallen
Die Ritter mit dem Harfenklang.

Wohl ahnst du deinen Ruhm, du wallest
Mit hochgehobner Brust, o See!
Doch daß du dir nicht selbst gefallest,
Vernimm auch deine Schmach, dein Weh!
Es spiegeln sich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Fluth,
Und deine grünen Ufer traufen
Von lang vergoßnem Bürgerblut.

Sei nur getrost, du blühest wieder,
Du wischest ab die Spur der Schmach,
Und große Sagen, süße Lieder
Sie tönen am Gestade nach.
Zwar dich verläßt die Weltgeschichte,
Sie hält nicht mehr am Ufersand
Mit Schwert und Wage Weltgerichte,
Doch stilles G'nügen wohnt am Rand

Der Hauch des Herrn treibt deine Boote,
Dein Netz soll voll von Fischen sein,
Dein Volk nährt sich vom eignen Brode
Und trinkt den selbstgepflanzten Wein.
Und unter deinen Aepfelbäumen
Wird ein vergnügt Geschlecht im Glück
Von seinem alten Ruhme träumen:
Wohlan, vollende dein Geschick!"

Der Engel sprach's; der Sabbath endet,
Der Schöpfung Werktag hebt sich an;
Es rauscht der See, die Sonne wendet
Ihr Antlitz ab, die Wolken nah'n;
Die Stürme wühlen aus den Schlünden
Den trüben Schlamm an's Licht herauf,
Der Strom hat Mühe sich zu münden
Und sucht durch trägen Sumpf den Lauf.

Doch webt und wirkt im innern Grunde
Der schwerarbeitenden Natur
Das Wort aus ihres Schöpfers Munde,
Sie folgt der vorgeschriebnen Spur.
Von Licht verklärt, von Nacht verhüllet,
Sein bleibt das Wasser, sein das Land,
Und was verheißen war, erfüllet
Der Zeiten Gang auf Fluth und Strand.

Rollt dies Gedicht nicht den Vorhang zu den Bildern auf, die uns die Geschichte des Bodensees gemalt hat? Einzelne jener Bilder mögen uns näher vor das Auge treten, um wenigstens das Wichtigste aus der Geschichte des Sees und seiner Anwohner zu wissen.

2.

Unter der Regierung des römischen Kaisers Augustus — so erzählt Ottmar Schönhuth — wird der Bodensee zum erstenmal in der Geschichte erwähnt. Als nämlich die beiden süddeutschen Völker, Rhätier und Vindelizier, in die benachbarten römischen Provinzen einfielen, schickte Kaiser Augustus zuerst seinen jüngeren Stiefsohn Claudius Drusus gegen diese wilden Horden. Ehe sich die Vindelizier mit ihren Verbündeten, den Rhätiern, vereinigen konnten, schlug Drusus die letzteren am Fuße der tridentinischen Alpen auf's Haupt. Sie wichen zurück, aber nicht auf lange. Bald brachen die beiden Völker wieder los, wahrscheinlich vom Bodensee her, und verwüsteten die gallische Provinz. Nun sandte Augustus seinen älteren Sohn, Tiberius Nero, seinem Stiefsohn zu Hülfe. Die beiden Feldherrn rückten jetzt in getheilten Heerhaufen gegen die Feinde. Drusus kam von Italien her über das Gebirge, Tiberius aber zog wahrschein-

lich von der gallischen Provinz aus dem Feind entgegen. Tiberius kam rheinaufwärts an den See, den die Römer zum ersten Male erblickten. Und der See wurde jetzt für diese eine natürliche Schutzmauer, die den Tiberius zwar hinderte, sich mit seinem Bruder Drusus zu verbinden, aber ihn nicht abhielt, gegen die Feinde zu handeln. Er rüstete eine kleine Flotte, fuhr über den See und besetzte eine in demselben befindliche Insel. Nach Einigen soll es die Insel Reichenau, nach Andern die Insel, auf welcher Lindau liegt, gewesen sein. Ohne Zweifel befestigte er diese Insel und lieferte von ihr aus den Vindeliziern eine Schlacht, in der er Sieger blieb.

Der Geograph Strabo (20 Jahre nach Christus) gibt uns aus dieser Zeit den ersten Bericht über den Bodensee, ohne seinen Namen zu nennen. Nach seiner Angabe betrüge der Umfang des Sees 15, die Länge 10 Stunden. Julius Solinus — im dritten Jahrhundert nach Christo — nennt „das rhätische Gefilde reich an Feldfrüchten, fett und ergibig, geadelt durch den brigantinischen See".

Den letzten, aber ausführlichsten Bericht über den Bodensee gibt als Augenzeuge der Römer Ammianus Marcellinus, dem wir die beste Kunde über die Seegegend und das ganze Alemannenland zu verdanken haben. „Zwischen den Klüften der höchsten Berge — schreibt dieser römische Grieche aus Antiochien — entspringt der Rhein mit gewaltigem Stoß, bahnt sich über abschüssige Klippen ein Bett ohne Zuwachs fremder Wasser und strömt hin mit stürzendem Falle, wie der Nil durch seine Katarakten. Und er könnte vom Ursprung an beschifft werden, da er Ueber-

fluß an eigenem Wasser hat, wenn er nicht einem rennenden ähnlicher dahin liefe, als einem fließenden. Und schon ins Freie getreten und die tiefen Spaltungen seiner Ufer bespülend, tritt er in einen runden und ungeheuren See ein — Brigantia (Bregenzersee) nennt ihn der anwohnende Rhätier — der 460 Stadien (23 Stunden) lang ist und fast in gleiche Breite sich ergießt, unzugänglich durch das Grauen trauernder Wälder, außer wo jene alte nüchterne Römertugend einen breiten Weg angelegt hat: denn die Natur der Oerter und des Himmels Unfreundlichkeit streitet wider die Barbaren. Durch diesen Sumpf also reißt der Strom mit schäumenden Wirbeln, wandelt durch die träge Ruhe des Sees, durchschneidet ihn wie mit einer scharf begrenzten Fläche, und wie ein durch ewige Zwietracht getrenntes Element löst er sich wieder vom See mit nicht vermehrtem, nicht vermindertem Strome, sondern mit dem ganzen Namen, den er mit sich gebracht; und mit voller Kraft, auch ferner keine Ansteckung erleidend, taucht er sich in des Oceans Tiefen. Und — was noch vielmehr zu verwundern ist — das ruhende Gewässer wird durch den reißenden Durchfluß nicht bewegt, noch der eilende Fluß durch den unter ihm schwimmenden Schlamm aufgehalten; beider Wasser vereinigt und vermischt sich nicht; und lehrte der Anblick nicht, daß es wirklich so geschehe, so würde man kaum glauben, sie möchten durch keine Gewalt auseinander gehalten werden."

Seitdem ist nun der See aus einem Sumpf ein helles Wasser geworden und die gleichartig gewordenen Elemente haben sich längst friedlich vermählt. Denn wenn auch heute noch viele Schiffer behaupten, der Rhein fließe durch den

See, ohne sich mit dem Wasser desselben zu vermischen, so hat doch noch keiner derselben selbst bei dem stillsten Wetter daran gedacht, diesen Strom auf der Fahrt von Rheineck nach Konstanz zu benützen. Und wenn man sich auf die verschiedenen Streifen beruft, die sich selbst bei dem ruhigsten Stande des Wasserspiegels unterscheiden lassen, so beweist dies für jene Behauptung zu viel, also nichts; denn diese Streifen werden ganz natürlich durch die Winde und die verschiedene Tiefe des Sees gebildet, welche auf die Farbe des Spiegels eine große Wirkung übt.

Daß Ammianus die Länge und Breite des Sees bedeutend überschätzt, wird uns nicht wundern, wenn wir bedenken, wie schwer es damals sein mußte, auf sichere Resultate zu kommen, da der See mit dunkeln Wäldern umgeben war und dichte Nebel auf ihm lagen.

Nachdem wir die Berichte älterer Schriftsteller über den Bodensee hörten, wollen wir auch über die ältesten Anwohner desselben Einiges vernehmen.

Wahrscheinlich waren die urältesten Anwohner des Sees noch rohe deutsche Volksstämme, von denen immer einer den andern vertrieb, die auch wenig für den Anbau des Landes thaten. Als die Gegend um den Bodensee später durch die Römer bekannter wurde, finden wir drei wichtige Volksstämme an seinen Ufern: die Helveter, die Rhätier und die Vindelizier.

Die Helveter, in vier Gaue getheilt, die unter sich verbündet waren, lebten friedlich in ihren Wohnsitzen, bis die Cimbern bei ihnen erschienen, welche höhere Wünsche

in ihnen rege machten. Sie vereinigten sich, namentlich auf Antrieb der Tiguriner, die Thurgau und die Zürcher Gegend bewohnten, um Gallien zu plündern. Allein als die Cimbern geschlagen worden waren, stund es nicht lange an, bis die Helveter, also auch die Tiguriner, unter römische Botmäßigkeit gebracht wurden.

An die Tiguriner grenzten die Rhätier, welche die ganze südöstliche Seite des Bodensees bewohnten. Sie bildeten vor uralten Zeiten den Stamm der Tyrrhener, Tusker oder Hetrusker in Italien. Beim Anzug der Gallier flohen sie weit in die Alpen hinein. Hier aber trieben sie Raub und wurden allem Gehorsam, aller Furcht und Menschlichkeit fremd. Sie erhielten sich lange frei und unabhängig in ihren Alpen, bis sie mit den von Norden sich anschließenden Vindeliziern nach hartem Kampfe der Macht der Römer unterlagen.

Die Vindelizier bewohnten den größten Theil des nördlichen Seeufers. Ihre Sitten waren ähnlich denen der Rhätier. Schon oben wurde bemerkt, wie sie zur Zeit des Kaisers Augustus unter das römische Joch kamen.

Damals hatten die Römer das ganze Uferland des Bodensees inne. Durch sie bekam es aber auch eine ganz andere Eintheilung und Verfassung. Die Wildheit in den Sitten der Bewohner verlor sich. Der Boden wurde milder. Die Römer bauten Straßen, legten Kastelle am See an und eröffneten Gemeinschaft und Verkehr von einem Ende zum andern. In kurzer Zeit waren die alten Gebräuche und Sitten verdrängt; am See war römisches Land und romanisirtes Volk. Durch die Römer war auch die erste eigentliche Kultur in die Gegend gekommen. Das jetzige

Arbon war wohl das erste Römerkastell am See; hier wurde wahrscheinlich zuerst der dichte Wald ausgerottet, der erste Obstbaum gepflanzt (was der Name des Städtchens andeuten möchte).

Die Römerherrschaft dauerte bis in die Mitte des dritten Jahrhunderts. Da erschien ein ächt deutscher Volksstamm an den Ufern des Sees, der sogar bis an die Grenzen des eigentlichen römischen Reiches vordrang. Es waren die Alemannen, kräftige, riesige Gestalten, die deutlich ihre ächt germanische Herkunft bekundeten. Sie waren in verschiedene Gaue getheilt. Ein Theil derselben wohnte an der nördlichen Seite des brigantinischen Sees in dichten Waldungen und zog oft verheerend über die Grenzen. Unter abwechselnden Schicksalen erhielten sich die Alemannen in ihren Wohnsitzen; immer blieben sie den Römern beunruhigende Nachbarn. In der großen Völkerwanderung schloß sich ein anderer deutscher Volksstamm an sie an: die Sueven. Mit diesen vereinigt, breiteten sie sich bald vom Lech bis ins Rheinthal und an die Quellen der Donau unter dem Namen der Suev-Alemannen oder Schwaben aus. Sie erhielten sich unangefochten in ihren Wohnsitzen, bis im Jahr 495 der Frankenkönig Chlodwig den großen Alemannenbund bei Zülpich besiegte und dadurch auch die Schwaben am Bodensee unter sein Joch brachte. Die Franken setzten ihnen jetzt Grafen und Herzoge fränkischer Abkunft. Alemannischer Stamm und alemannisches Wesen blieb unangetastet; dagegen war ihnen mit dem Verlust ihrer Freiheit ein Glück geworden, das ihnen letztere ersetzen konnte: mildere Sitten und christliche Aufklärung, die jetzt in

das von Gebirgen und Barbaren umlagerte öde Alemannenland drangen.

Ueber die frühere Verfassung und die religiösen Gebräuche der Alemannen gibt der byzantinische Geschichtschreiber Agathias aus dem 6. Jahrhundert folgenden Bericht: „Die Alemannen haben wohl auch jetzt noch gesetzliche Einrichtungen von ihren Vätern her; was aber ihre öffentliche Verfassung betrifft, so hängen sie vom fränkischen Staat ab und haben dieselben Gesetze. Aber in Beziehung auf Gottesverehrung sind sie von den Franken durchaus verschieden. Sie verehren gewisse Bäume, Ströme, Hügel, Waldberge; diesen gilt ihr Gottesdienst, und sie weihen ihnen Pferde, sowie eine Menge anderer Thiere als Opfer, denen sie den Hals abschneiden. Jedoch übt der tägliche Umgang mit den Franken einen wohlthätigen Einfluß auf sie und bildet sie allmälig zum Bessern um; er zieht bereits die Verständigeren nach und wird zuletzt ihr hartnäckiges Wesen überwinden".

Mit der Herrschaft der Franken, die unter Chlodwig Christen geworden, wurden jene irrigen Glaubensansichten ganz andere. Dazu mag sehr viel beigetragen haben, daß der austrasische König Chlotar I. wahrscheinlich in der Mitte des 5. Jahrhunderts das früher zu Windisch bestandene Bisthum nach Konstanz verlegte. So war die erste Pflanzschule des Christenthums für die Seegegend gegründet. Vielleicht in Folge dessen finden wir schon mit dem Anfang des 7. Jahrhunderts zu Arbon einen christlichen Lehrer, Willimar, der einem Bethause vorstand. Er war ein schlichter Christ, selber noch der höheren Belehrung bedürftig, aber voll Liebe und Herzensgüte, darum geachtet und sicher

vor den heidnischen Bewohnern. Willimars Wirksamkeit war wohl nur eine geringe, aber bald vereinigten sich mit ihm zwei Männer, die die eigentlichen Glaubensboten für diese Gegend wurden: Columbanus und sein Schüler Gallus. Als freiwillige Boten des Evangeliums waren sie von Irland her über England und Frankreich gekommen wo sie zuerst die Lehre des Heils verkündigten. Von dort durch Widersacher vertrieben, wanderten sie nach Helvetien und predigten an der Limmat das Evangelium. Auch da wurden sie von den ergrimmten Heiden verjagt. Jetzt wanderten sie mit zwölf Gesellen an den Bodensee, um ihr segensreiches Werk fortzusetzen. Als sie im Jahr 605 zu Arbon über Willimars Schwelle traten, rief dieser ihnen erfreut entgegen: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ „Von den Enden der Welt hat uns der Herr versammelt!“ antworteten gerührt die Irländer. Willimar führte sie zuerst in sein Bethaus, dann in die Hütte. Ehe sie sich zum Mahle niedersetzten, betete Gallus auf seines Lehrers Geheiß so inbrünstig, daß der Kirchenvorsteher weinte. Sieben Tage pflegte dieser den Leib seiner Gäste, sie aber nährten seinen Geist. Endlich fragte Columban, ob ihm kein Ort bekannt wäre, wo in der Einsamkeit sich eine Zelle für fromme Uebungen bauen ließe. Wohl ist, antwortete Willimar, in unserer Gegend ein Ort, Spuren alter Gebäude unter Trümmern bewahrend; fett ist der Boden und verspricht reichen Ertrag an Korn; hohe Berge steigen im Halbkreis auf, und eine öde Wüstenei zieht sich hin über sie; aber unter der Stadt liegt ein eben, fruchtbar Land, das wird den Arbeitern den Lohn nicht versagen. Und diese Stadt ist Brigantium“. Dorthin steuerten die gottbe-

geisterten Männer, begleitet von ihrem seitherigen Wirthe. Der Ort gefiel ihnen wohl; sie bauten sich deßhalb kleine Hütten nahe an einem Bethause, das in frühereu Tagen von frommen Händen zu Ehren der heiligen Aurelia erbaut worden war, aber schon lange verlassen und verödet stand.

Am Tage eines großen Götzenfestes, als Männer, Weiber und Kinder herbeigeströmt waren, predigte Gallus hier zum erstenmal voll Begeisterung vom wahren Gott. Da sie ihm ihr Ohr nicht versagten, so ergriff er die Götzenbilder, zerschlug sie mit einem Stein und warf die Trümmer in den See. Manche bekehrten sich und wurden gläubig; andere giengen fort, ergrimmt über die Zertrümmerung ihrer Götzen. Columban aber weihte den Tempel seinem ersten Herrn und belegte den Altar wieder mit den Reliquien der h. Aurelia; dann las er die Messe, und die Gläubigen giengen fröhlich aus einander. Drei Jahre wohnten diese Boten des Herrn unangefochten in Bregenz; sie bauten eine Zelle, reuteten den Wald aus, legten Gärten an, pflanzten Fruchtbäume, und waren somit nicht blos Bekehrer der Heiden, sondern — nächst den Römern — auch Urbarmacher der wilden Seegestade.

Aber selbst die frommen Verkündiger der reinen Lehre konnten sich der Schauer dieser Wildniß nicht erwehren; ihre Einbildungskraft wurde von den Schrecknissen des Aberglaubens, den sie bekämpfen wollten, ergriffen. So hörte Gallus einmal, als er in der Stille der Nacht am Ufer stand und seine Netze ins Wasser warf, einen Dämon von der Höhe des Bregenzerwaldes herab mit lauter kreischender Stimme einem andern Geiste, der sich in der Tiefe des Sees aufzuhalten schien, mit Namen rufen. Der letztere antwortete,

und der auf der Höhe schrie noch lauter: „Erhebe dich zu meiner Hülfe, damit wir jene Fremdlinge vertreiben, die meine Bilder im Tempel zerbrochen und das Volk, das mir diente, zu sich abgewendet haben. Auf, laß uns die gemeinsamen Feinde über die Grenze jagen!“ Aus dem See erscholl es: „Wehe! daß du die Wahrheit sprichst, erfahre ich an mir selber; denn Einer derselben setzt mir im Wasser zu und verödet meine Reiche; nie vermag ich seine Netze zu zerreißen, noch ihn selbst zu täuschen, weil auf seinen Lippen unaufhörlich die Anrufung des wahren Gottes schwebt“. — Da ermannte sich der heilige Mann, schlug das Kreuz zu seiner Sicherheit, bedräuete die Teufel in Christi Namen und eilte zu seinem Meister in die Zelle, ihm zu erzählen, was vorgefallen. Dieser berief noch in der Nacht eine Versammlung der Brüder, und kaum hatten sie angefangen zu beten, als auch sie das grausige Geschrei der Dämonen vernahmen, die mit verworrenen Klagen über die Gipfel des Gebirges scheidend dahinzogen.

Allein furchtbarer als diese Gebilde der Phantasie wurden den frommen Männern irdische Gewalten und Feinde. Die noch immer zürnenden Heiden wußten die Christenkolonie bei dem Herzoge Gunzo zu Ueberlingen anzuschwärzen, als ob durch sie die öffentliche Jagd gefährdet würde. Auf Gunzo's Befehl mußten die heiligen Männer ihre bisherige Wohnstätte verlassen. Columban zog über die Alpen zu dem Lombardenkönig Agilulph; Gallus aber mußte wegen eines plötzlichen Fiebers bei Willimar bleiben, wo er unter der Pflege der Brüder bald genas. Und jetzt zog er in eine nur wenige Stunden landeinwärts liegende Einöde, wo noch Bären und Wölfe heulten. Dort fieng er an, den

Wald zu lichten und eine Hütte zu bauen, wo jetzt die St. Gallen-Kapelle steht. Aber auch Herzog Gunzo mußte noch seine Zuflucht zu diesem frommen Manne nehmen. Die Tochter des Fürsten, Friedeburg, war nämlich schwer erkrankt. Alles Volk glaubte, sie sei von einem bösen Geiste besessen. Nach langem Toben der Krankheit verlangte die Prinzessin, daß der fromme Gallus aus seiner Wüste geholt werden solle, sie zu heilen. Anfangs glaubte dieser, dem Ruf an den Hof nicht folgen zu dürfen. Er entwich mit seinen beiden Schülern. Willimar, sein Freund, gieng ihm nach, suchte und fand ihn und wußte ihn zugleich zu bestimmen, dieses Werk der Liebe zu üben. Eilends kehrte er um, fuhr über den See nach Ueberlingen, und auf sein Gebet wurde die Jungfrau gesund. Der dankbare Herzog verlangte, Gallus solle die eben erledigte Bischofsstelle in Konstanz annehmen. Aus ungeheuchelter Demuth weigerte er sich und bestimmte einen eingebornen Alemannen, Johannes, dazu, der unter seiner Anleitung die h. Schrift studirt hatte. — Als der fromme Apostel mit des Herzogs reichlichen Geschenken nach Arbon zurückgekehrt war, versammelte er die Dürftigen um sich und vertheilte sämmtliche Schätze unter dieselben.

Noch lange lebte Gallus mit seinen Schülern, die sich nach und nach auf zwölf vermehrten, in seiner Einöde; er zog umher und that Gutes, wo er nur konnte; nicht mit Unrecht heißt er deßhalb der Apostel der Alemannen. In seinem 95. Jahre verschied er zu Arbon. Die Brüder setzten den Leichnam unter Zuströmung unzähligen Volkes in der St. Gallen-Zelle bei. Bald wallfahrtete alles Volk dahin als zum Grabe eines Heiligen. — Aus

der Zelle wurde aber nach und nach eines der umfangreichsten Klöster, genannt St. Gallen, das die Pflanzschule der Gelehrsamkeit für die Christenheit zu werden schien und von dem aus das Licht der Wissenschaft in das dunkle Europa hinein leuchten sollte.

Das Licht des Glaubens, welches die gottbegeisterten Männer an den Ufern des Bregenzersees angezündet hatten, erlosch nimmer, sondern wurde zur hellen Gottesflamme, die bald alle Ufer des Sees überstrahlte und immer mehr die finsteren Herzen erleuchtete.

Neben den Klöstern erhoben sich allmälig Paläste und Burgen an schönen, frei und hoch gelegenen Punkten. In diese Wohnungen der Reichen und Mächtigen zog Kultur und Gesittung ein, die sich unter den Karolingern in immer weiteren Kreisen verbreiteten. Wir erblicken Karl den Großen mit seiner Gemahlin Hildegard zu Konstanz, wo er Freiheiten aller Art ertheilt. Die Blüthe gelehrter Bildung keimt besonders auf der Insel Reichenau empor, wo Karl der Dicke sein Grab fand. Das edle Gewächs, das mit seinen Reben jetzt fast den ganzen See umschlingt, wird heimisch an seinen Ufern und der finstere Wald lichtet sich immer mehr zu Anpflanzungen aller Art. Höfe, Weiler, Dörfer entstehen, von denen viele bis zur Stunde ihren alten Namen behielten. Im Jahr 1183 schloß Friedrich Barbarossa den denkwürdigen Frieden zu Konstanz. Im Schlosse Arbon sagt der letzte Hohenstaufe, der unglückliche Konradin, seinem deutschen Vaterlande Lebewohl. Die fruchtbaren Ufer des Oberrheins und das Gestade des herrlichen Sees waren unter den Hohenstaufen „ein Garten der Ritterehre und des Sängerruhms“ geworden. Das

14. Jahrhundert bringt den Kampf und endlichen Sieg des Bürgerthums an den See. Dies ist die Zeit des Emporblühens eines kräftigen Städtelebens und reichen Handelsverkehrs an vielen Uferpunkten. Der reiche, gebildete Bürgerstand nimmt fortan an der Staatsverwaltung Theil; die Herrlichkeit des Adels geht zu Ende; die Geschlechter, welche Jahrhunderte lang an beiden Ufern des Sees geherrscht und geglänzt, verarmen und verschwinden. Es ist dies die Epoche der Appenzeller Siege. In diese Kämpfe schiebt sich das traurige Zwischenspiel des wüthendsten Fanatismus ein. Huß und Hieronymus sterben auf dem Scheiterhaufen. Diesem Verbrechen entkeimt hundert Jahre später die goldene Frucht der Glaubensfreiheit, die sich rascher und reicher am Bodenseegestade entfaltet, als an vielen andern Orten. Die Reformation legt trotz vielfältiger Hindernisse den Grund zu besserer Schulbildung und einige Jahrzehnte Ruhe fördern geistiges und leibliches Wohlsein. Im 17. Jahrhundert tobt der dreißigjährige Keieg mit entsetzlicher Wuth am Gestade des Bodensees. Schweden, Spanier und Kroaten tränken ihre Rosse in seinen Wassern; die befestigten Plätze erleiden schwere Belagerungen, das Land ringsumher Brand und Plünderung. Kriegerische Flotten durchfurchen den See; lange schwankt die Wage des Siegs. Als endlich der Friede kommt, zeigen sich erst die Spuren des langen Leids in ihrer wahren Gestalt: überall Armuth und Elend an den sonst so gesegneten Ufern! Der Schluß des letzten Jahrhunderts und der Anfang des jetzigen, da viel Altes vermoderte und aus gährendem Leben sich Neues und Gutes gestaltete, erschütterte freilich in mehreren, oft sehr fühlbaren Schlägen Städte und Dörfer der Ufer des Sees,

förderte aber im Ganzen Wohlstand und Bildung. Und seither schwebt der Genius des Friedens über unserem See und dessen Ufergelände. Und dieser Friede möge dem lieblichen, gesegneten Gestade des schwäbischen Meers immerdar erhalten bleiben!

Haben wir in diesem geschichtlichen Abriß kaum das Wichtigste vernommen, so muß noch bemerkt werden, daß sich die Geschichte vorzugsweise an die hervorragendsten Orte am See knüpft. Und wir können mit dem Gegebenen füglich diesen Ueberblick schließen, da wir bei unserer Wanderung wohl manchmal wieder den Blick in die Vergangenheit schweifen lassen müssen.

3.

Der Seewein ist gerade kein zu verachtendes Getränk; während wir unsere geschichtlichen Gänge wagten, uns in die ehemals schaurigen Wälder versetzten, die die Ufer des Sees bekränzten, und jene Glaubensboten bewunderten, hat er mit seiner Würze uns gestärkt und erfrischt. Ein Gang hinaus an den Hafen möcht' jetzt nicht ungeeignet sein. Dort können wir wohl die gewaltige Wassermasse weit besser überschauen, als im Bereiche des lieblichen Gartens.

Wohlan denn! Wenige Minuten, und der sichere Port zur Landung der Schiffe ist erreicht. Eben fährt ein Dampfschiff herbei. Eilen wir, es in den Hafen einlenken zu sehen. Schon rüsten sich die Mitfahrenden zum Aussteigen. Doch eine weit größere Zahl Reisender wartet mit Sehnsucht auf endliche Anfahrt des Dampfers. Welch ein Getriebe am Landungsplatz! Schon treibt das Schiff in den Hafen herein. Langsamer arbeiten die Räder. Geschäftige Hände wissen

ihm richtige Bahn zu geben. Jetzt entrinnen die Glücklichen ihrem seitherigen Fahrzeug. Andere nehmen verlassene Plätze mit sichtlicher Eile ein. Denn nur kurze Frist darf das Seeungethüm hier seiner Ruhe pflegen. Eine Minute noch — und es durchfurcht die geduldigen Wasser auf's neue.

Eine Menge Güter verschiedener Art muß nun befördert oder zur Beförderung hergerichtet werden. Nicht ein müßiger Augenblick wird den sonnverbrannten Gestalten zu Theil. Massenhaft füllen sich die Lagerplätze. Besonders gewaltig häufen sich die mit Getreide gefüllten Säcke. Ist doch Oberschwaben bis Ulm (und Bayern bis München) die eigentliche Kornkammer der Schweiz! Aber auch Wein und Obst, Fabrikwaaren und Handelsartikel aller Art harren ihrer Fahrt an den Ort ihrer Bestimmung. Von Süden nach Norden, von Norden nach Süden zieht sich der lebhafte Güterverkehr. Und wie viele Hände Tag für Tag in Bewegung gesetzt werden, um den Anforderungen des Handelsverkehrs zu genügen! Vom Bahnhof zu den Zollhallen, von diesen zu jenem: das ist der Kreislauf der Waaren im engsten Bezirke. Wer sollt' es nur glauben, daß solches Leben und solche vielseitige Thätigkeit hier zu Hause wäre. Wir staunen, wie viele Menschen sich hier vereinigen müssen, um die allergewöhnlichsten Lebensbedürfnisse den Genießenden aller Orten zu verschaffen. Und Alle, die wir hier Kräfte und Leben hingeben sehen, dienen den Andern. Achtung dem Manne, der im Bereich seiner Thätigkeit wahrhaft thätig ist, ununterbrochen gewissenhaft wirkt.

Wir ziehen uns auf den äußersten Punkt dieser Mauer, die zum Hafen gehört, hinaus. Es überrascht uns ein schöner Blick über das schwäbische Meer. Hören wir noch Folgendes!

Der Bodensee, die Krone der deutschen Seen, liegt zwischen dem 26° 28′ 42″ und 27° 24′ 56″ östlicher Länge und zwischen dem 47° 28′ 32″ und 47° 48′ 45″ nördlicher Breite. Er ist das freundliche Vermittlungsglied zwischen Deutschland und der Schweiz; denn nicht blos Schweizersee ist er; im Gegentheil „öffnet er seine Arme, um Deutschland an seinen Busen zu drücken; deßhalb wird er mit Fug und Recht das schwäbische oder deutsche Meer genannt“. Der Name „Bodensee“ erscheint in Urkunden erst im Jahr 500. Woher er rühre, sucht G. Schwab folgendermaßen darzuthun. Boden — das altdeutsche Bodam, Bodem — bezeichnet ursprünglich jede Vertiefung. Nun däucht uns, sagt unser Gewährsmann, wagen wir keine unwahrscheinliche Behauptung, wenn wir annehmen, ursprünglich habe der Ueberlinger-See vorzugsweise den Namen „der Boden“, d. i. der Seegrund, die Bucht geführt, was besonders auch durch seine von Bergen ganz eingeschlossene Lage, die ihn mehr als die übrigen Theile des Sees zur Vertiefung, zum Bassin, machen, gerechtfertigt wird. Von diesem „Boden“ hatte das Schloß Bodama seinen Namen bekommen, und seit dem 9. Jahrhundert, zu welcher Zeit diese Burg am nördlichen Ufer des Sees oft Residenz der Karolinger war, sich also aller Augen der Gegend nach jenem Boden wandten, wäre dieser Name auf den gesammten See übergegangen. Wer aber diese Ansicht zu beschränkt findet, schließt G. Schwab, der mag

immerhin in unserem Bodensee einen Wodanssee oder gar einen See des indischen Urgottes Budda finden. Am Ende bezeichnen diese Götternamen selbst nichts anderes, als die unergründliche Tiefe, den Ungrund, das Bodenlose selbst.

Andere Namen des Bodensees haften an einzelnen Theilen. Den oberen Theil bei Bregenz und Lindau nennt man noch heute den Bregenzersee, den nordwestlichen Theil aber Konstanzersee, die nordwestliche Bucht Ueberlinger- oder Hintersee. Der Unter- oder Zellersee, mit dem eigentlichen Bodensee durch den Rhein verbunden, wird durch die Insel Reichenau in zwei Theile — den eigentlichen Untersee und den nördlichen Theil desselben, den Zellersee — getrennt und gewöhnlich als ein Theil des Bodensees betrachtet. Der Untersee, bei Radolfszell gemessen, soll 48 Fuß tiefer stehen, als der Obersee; schon Konstanz liegt bedeutend tiefer als Bregenz.

Der See hat eine längliche Gestalt und dehnt sich von Ostsüdost nach Westnordwest in einem großen Bogen, der nach Norden zu etwas ausweicht, in einer prächtigen Wasserfläche aus. Seine Höhe über dem Meere beträgt bei mittlerem Wasserstande durchschnittlich 1208 par. Fuß. Nach den neuesten Vermessungen ist er in seiner größten Ausdehnung von Bregenz nach Ludwigshafen 17 Stunden, von Bregenz nach Konstanz 11 Stunden lang; die größte Breite von Friedrichshafen nach Rorschach beträgt 5 Stunden, die ganze Fläche des Sees aber 9½ Quadratmeilen. Mit den Aus- und Einbiegungen berechnet sich sein Umfang zu 52 Stunden. Die Tiefe des Sees ist sehr verschieden; jedenfalls ist sie weit geringer, als man sie früherhin ange-

nommen hatte. Gerade zwischen Friedrichshafen und Rorschach, etwas näher Friedrichshafen zu, erreicht er seine größte Tiefe mit 850 par. oder 964 württemb. Fuß. Bei Meersburg, wo seine Tiefe früher zu 1800′ angenommen wurde, beträgt sie nur 573′ und bei Mehrerau (in der Nähe von Bregenz) statt früher behaupteter 2208′ nur 201′. Dennoch würde der Rhein, wenn er mit der Wassermasse, die er bei Basel hat, in den leeren Seekessel einfließen würde, 2 Jahre 20 Tage nöthig haben, um ihn bis auf den gewöhnlichen Stand zu füllen. (Beiläufig bemerkt, strömt bei Cannstatt in jeder Minute eine Wassermasse von 2400 württ. Eimern im Bette des Neckars; diese Masse ist aber nur der vierzigste Theil der Wassermenge des Rheins bei Basel. Wie viele württ. Eimer müßte also nach diesen Angaben der Seekessel fassen?) Die „Halte", das eigentlich tiefe Wasser, fängt auf der Schweizerseite viel näher am Ufer an, als auf der schwäbischen, weßhalb letztere zum Baden auch vorzüglich geeignet ist. Die größten Stürme verändern den Grund sehr wenig. Beinahe nirgends finden sich heimtückische, plötzlich abfallende Tiefen. Daher hört man auch fast nie von einem Unglück beim Baden. — Der Wasserstand ist am höchsten in den Monaten Juni und Juli, wenn der Schnee in den Alpen schmilzt. Dann steigt er oft in wenigen Tagen um einige Fuß, in sehr seltenen Fällen bis 12 Fuß. Die niederen Uferränder werden dann weithin überschwemmt, und es scheint, als wolle der See voll Grimm und Zorn das früher von ihm besessene, nun aber eingebüßte Erdreich zurückerobern. Anfangs Winter ist er am kleinsten. Zuweilen erhebt sich das Wasser auf einmal gegen das Ufer, ohne vom Winde aufgeregt zu sein,

sinkt aber eben so schnell wieder zurück und fährt abwechselnd eine Zeit lang so fort. Die Leute heißen diese Erscheinung „Ruhß". — Das Wasser selber ist in der Regel klar und hat eine schöne, bläulich grüne, jedoch nach Beschaffenheit des Himmels und der Wolken wechselnde Farbe. Haben doch auf der weiten Fläche große Strecken oft eine ganz andere Farbe, als die sie umgebenden Wasser. Gerade dieser Wechsel der Farbe des Seewassers gewährt dem aufmerksamen Beobachter stets einen eigenthümlichen Reiz.

Seinen Zufluß erhält der See theils von Quellen, theils von zahlreichen Flüssen und Bächen. Sein Hauptzufluß ist der Rhein, der sich unterhalb Rheineck bei Altenrhein in einer breiten Mündung dem See „vermählt". Nur bei seinem Ausfluß vermag man sein Wasser von dem des Bodensees zu unterscheiden. Außer dem Rhein eilen dem See zu: die Dornbirner Aach, die Bregenzer Aach, die Lautrach, die Goldach, die Steinach, von Südosten kommend; von Norden her münden die Laiblach, die Argen, die Schussen, die Seefelderaach. Die Stockach und der Goldbach ergießen sich in den Ueberlinger-See, die forellenreiche Aach aber bei Radolfszell in den Untersee. Daß die Argen und Schussen, die unser Oberschwaben sendet, nicht unbedeutende Gewässer sind, werden wir noch zu bemerken Gelegenheit bekommen.

Verlassen wir unsern bisherigen Standpunkt, und gehen wir längs des Ufers nun auf und ab!

Wegen der großen Tiefe und stärkeren Wellenbewegung des Obersees wird ein bedeutender Kältegrad erfordert, wenn

er zufrieren soll. Wenn auch die Winter in der Seegegend eben nicht die gelindesten sind, so ist es aus dem angeführten Grunde doch sehr selten, daß eine Eisdecke den ganzen See fesselt. Während der Untersee fast alljährlich seinen Eispanzer anzieht, ist der ganze See seit vier Jahrhunderten nur fünfmal überfroren. Zum letztenmal geschah dies im Winter von 1829 auf 1830. Die Umwohner des Sees feierten dieses Ereigniß als ein Fest, das Keiner leicht zweimal erleben dürfte. Ein kühner, ritterlicher Anwohner am See fuhr damals mit zwei Rappen über denselben. Es ergieng diesem Wagehals glücklicher, als dem bekannten „Reiter über den Bodensee", den G. Schwab verewigte durch sein bekanntes Gedicht:

Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf's Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee,
Noch heut mit dem Pferd an den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein
Aus den Bergen heraus, ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume giengen, die Felsen aus.
So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei,
Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;

Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.
Fort geht's wie auf Sammt auf dem weichen Schnee;
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn;
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See! wie weit mag's sein"?
Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn,
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch': aus dem Nachen steigest du".
Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne — die ritt ich her!"
Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See;
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
Und unter Dir zürnten die Wasser nicht,
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und Du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut"?
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr,
Es stellen die Knaben sich um ihn her,
Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja segne Du Dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fisch". —
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd;
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
　Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr;
Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
　Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
　Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
　Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

So viel ist sicher, daß jene Fröhlichen, die im Winter 1830 auf der glatten Eisbahn hin und her fuhren, kauften und verkauften, aßen und tranken und sich ihres Lebens auf dem riesengroßen Spiegel freuten, nicht von solch schaurigen Phantasiegebilden belästigt wurden. Uebrigens bringt fast jeder Winter jungen und alten Kindern die ausgezeichnetste Bahn zum Schleifen und Schlittschuhlaufen. Und an einzelnen Stellen des Sees findet zu solcher Zeit ebenfalls ein reges, lebendiges Treiben statt, ähnlich dem Gewühl an den Häfen zur Sommerszeit.

Obgleich uns der See in seiner gegenwärtigen Stille und Ruhe gar verführerisch anlächelt, so behält er nicht immer sein freundliches Antlitz; im Gegentheil: es verstellen sich seine Geberden sehr häufig so fürchterlich, daß er in rasender Wuth die Wasser hin- und herpeitscht. Darum müssen wir jetzt noch hören, was treue Beobachter über die **Winde** berichten, von denen der See heimgesucht wird.

Man kann sagen, bemerkt Dr. Reuchlin hierüber, daß der See bei beständig gutem Wetter eine Art von Ebbe und Fluth hat. Dann weht von 9 Uhr Morgens bis 4

Uhr Nachmittags der „Wetterwind“, welcher vom Mittelpunkt des Sees auszugehen scheint, sich in Friedrichshafen als nahezu Westwind, an der thurgauer Küste als Ostwind gestaltet. Gegen Abend tritt dann auf der nordöstlichen Hälfte der „kalte Föhn“ ein, der Ostwind, welcher auch morgens früh bei Bregenz und Lindau bis gegen die Mündung der Argen hin zu wehen pflegt. Der „helle Luft“, Nordwind, macht gut Wetter, wenn er bis in die Nacht hinein weht, also nicht schon am Tage „fällt“. Gerade jene regelmäßigen Winde reichen hin, mit Hülfe der Segel bedeutende Ladungen überzuführen.

Der berüchtigste Wind, ein besonders hitziger Gast auf dem See, ist der Föhn. Er stürzt sich als heftiger Südwind aus den Alpen mit furchtbarer Gewalt ins Rheinthal und auf die Bodenseefläche. Die Wogen des „deutschen Meeres“ thürmen sich in der That meerartig auf. Kein Segelschiff wagt sich hinaus, und wehe dem Nachen, der sich dann tollkühn allzuweit von der Küste entfernt hat! Selbst die Dampfschiffe müssen zuweilen ihren Lauf einstellen. Gewiß, es ist etwas Sonderbares um diesen Unhold. Und doch ist er zu Zeiten eine Nothwendigkeit. Ehe ein rechter Föhn gekommen, bricht am See der Frühling nicht an. Wüthet er aber während der Blüthe, so zerstört er sie hartherzig. Die schönsten Gartengewächse werden welk und ungenießbar, wenn er stark und einige Stunden anhaltend bläst. Die Blätter vieler Obstbäume werden dann braun und schwarz. Die Aerzte sagen, das Blut dränge sich dann bei den Menschen nach innen, während ein Anschwellen der äußern Gefäße sehr fühlbar wird. Nervenschwache leiden an schwerer Bangigkeit. Starken Männern läuft das Blut

stoßweise zu Nase, Ohren und Mund heraus, wenn eine „wüeste Pfä los ist" und mehrere Stunden sich breit macht. Auch der gewöhnliche Föhn wirkt im Winter entzündlich, im Sommer gastrisch auf die Krankheiten. Namentlich Sommers ist's rathsam, beim Föhn mehr Pflanzen- als Fleischkost zu genießen; der Wein thut sehr gut.

Die Schiffer sagen: „et Pfä oder Fä sucht den Westerwind, und dieser muß sie heimführen, und dann kommt's drauf an, wer von beiden stärker ist, ob der Westerwind et Pfä bannen kann, oder ob sie ihn wieder heimführt." — Der Föhn ist schwäbischerseits, wo er gewöhnlich höchstens bis Ueberlingen hinunterreicht, als Südost, auf dem Schweizerufer aber als Ostwind zu fühlen. Er legt sich gewöhnlich erst dann, wenn sich in Nordwest eine „Wand" erhebt, eine dicke Wolke. Der ihn zurückdrängende Nordwest ist empfindlich kalt und bringt meist anhaltenden Regen.

Der Föhn weht oft nur strichweise, aber stark und anhaltend, besonders bei Nacht. Man heißt dies das „Gewell." „Zitternde Weben," ein wichtiges Warnungszeichen für den Schiffer, sind die Wirkung des „Vorlufts," welcher dem Sturme vorangeht. Schon ein bis zwei Tage vor seinem Ausbruch hüllen sich die Berge in einen höhenrauchartigen Nebel; es tritt Windstille ein, eine ängstliche Spannung der Atmosphäre. Dann erhebt sich auch wohl ein Kampf mit kälterem Nordost; man fühlt sich in der einen Minute von einem ganz warmen, gleich darauf aber von einem kalten Lufthauch angeweht. Endlich gewinnt der hitzige Alpen-Sirokko den Sieg, und die Wasserfläche des Sees wird tief aufgewühlt. Vor dem Ausbruch des Windes ist der Wasserspiegel hellgrün; überhaupt wandelt sich bei Gewittern,

Hagelschauern oder sonstigen elektrischen Naturerscheinungen die blaue Farbe des Sees erst in's Hellgrüne, dann in's Meergrüne und endlich ins Dunkelblaue.

Unser Gewährsmann sah auch noch die Verheerungen eines solchen Föhnsturms. Die Wellen thürmten sich und schlugen mit Riesenkraft an die Küste. Bald rißen sie eine Masse Kulturlandes los und verschlangen die Beute im Grunde. Der Holzdamm in Friedrichshafen war in einigen Stunden abgedeckt. Seine großen Balken warf er gegen die Stadtmauer. In die Schloßmauer brach er zwei starke Breschen. Obgleich diese wenigstens noch 12 Schuh über den Wasserspiegel hinausreichte, schlugen die empörten Wasser 12, ja 20 Schuh hoch darüber hinweg. Im Schloßgarten stellte sich das Ueberschlagen jeder starken Schaumwelle wie ein in der ganze Linie über die Mauer abgeschossenes Pelotonfeuer dar. Starke Tropfen wurden vom Sturme 400 bis 500 Schritte weit über Bäume und Häuser weggetragen. „Der See flog," nach dem Ausdruck der Anwohner. In dem Wasserstaub sah man das schönste Farbenspiel des Regenbogens vorüberziehen. Wie bei einer Feuersbrunst rief man die Leute aus der Kirche zu Hülfe. Ausdauernder Muth und geordnete Thätigkeit vermochte kaum, größeren Schaden abzuwenden. Hunderte schwebten in Todesangst. Ein Schiff mit Vieh und einigen thurgauer Händlern wurde bei Hofen an's Land geworfen, doch die Fracht gerettet. Das bayerische Dampfschiff „Ludwig" war beim schönsten Wetter von Lindau zu einer Lustfahrt nach Konstanz ausgefahren; der Andrang war so groß, daß man ein Schleppschiff beigeben mußte, auf welchem viele Männer waren, auf dem Dampfschiff selbst aber viele Weiber, im

Ganzen einige Hundert. Zwischen Rorschach und Langenargen faßte sie der Föhn. Das Tau, womit das Schleppschiff angebunden war, riß entzwei. Rettungslos wurde es gegen das schwäbische Ufer getrieben. Verzweiflung und Muth faßte die Männer zugleich; glaubten sie doch, man habe sie absichtlich vom Dampfschiff losgelassen, um dieses desto sicherer zu retten. Schon beteten in Langenargen Einzelne für die armen Seelen, die unrettbar in den Rachen des Todes hineinstürzen mußten. Aber der „Ludwig" wandte sich schnell, um dem Verlorenen so nahe wie möglich zu kommen, und ihm ein anderes Tau zuzuwerfen. Es gelang. Aber das Schleppschiff stieß zweimal gegen den Radkasten und die Küche des Dampfers mit dem „Bugspriet," das zum Glück morsch war und brach. Gewaltig riß der „Ludwig" das Schleppschiff nach und führte es mit sich in den See hinein. Als dies ein alter Schiffer, ein abgesagter Feind der Dampfschiffe und Maschinen, vom Ufer aus sah, rief er laut und bedeutsam: „Jetzt sieht man, daß des Teufels Kunst größer ist, als Gottes Macht!" Auf den beiden mit Menschen überladenen Schiffen wurde gebetet, geheult, geflucht; die Meisten hatten die Seekrankheit, einige Weiber verfielen in Krämpfe. Viele waren so sehr in Schrecken gerathen, daß sie auch über den verhältnißmäßig beruhigten See nicht mehr zurückfahren wollten. Zwei Tage lang sah man sie zu Dutzenden über Meersburg und Friedrichshafen zu Land zurückkehren. Weder an rührenden, noch an komischen Geschichten war Mangel. —

Unter allen Winden reißt der Föhn am meisten Land weg; natürlich kommt dabei auf den Widerstand sehr viel an. Daher verliert das schwäbische Ufer am meisten,

während die Seeanwohner behaupten, es setze im Verhältniß am Schweizerufer an. Sehr auffallend ist die Abschwemmung an dem Ufer zwischen Stadt und Schloß Friedrichshafen. Vor fünfzig und mehr Jahren soll nach Aussagen von Augenzeugen vom Hospital nach der Kirche des Klosters, jetzigen Schlosses, ein gerader Fußweg geführt haben. Diesen Weg erbot sich das Kloster durch eine ununterbrochene Mauer zu schützen, wenn die Stadt die Unterhaltung der Mauer übernehmen würde. Darauf gieng aber die Reichsstadt Buchhorn nicht ein, und so ist von jenem Fußweg keine Spur mehr vorhanden.

Auch die Luftschichten treiben ihr neckisches Spiel nicht blos unmittelbar auf dem Wasserspiegel, sondern auch über demselben. Ein regelmäßig laufendes Dampfschiff, welches uns zusteuert, erscheint auf einmal sehr nahe, dann wieder viel entfernter. Ein jenseitiges Haus erscheint klein; verändern wir aber unsern Standpunkt ein wenig, so scheint es doppelt so groß. Bald sieht man von demselben Standpunkt aus das untere Stockwerk eines jenseitigen Gebäudes, bald nicht. Wenn diese Spiegelungen besonders stark sind, sagt man: „es schubbet." — Im Frühjahr „blüht der See", d. h. man trifft oft weit innen auf der Oberfläche schwimmende Inseln von schwefelgelbem Blüthenstaube, den wohl der Wind vom Land hergetrieben, und der sich sammelt, wenn er einmal einen Anhaltspunkt gefunden hat.

„Der See schießt," sagt man von einem Getöse unter dem Wasser, fernem Kanonendonner ähnlich; wahrscheinlich fallen dann Felsmassen aus seinen Höhen in die Tiefen: die Lawinen des Sees.

4.

Wir sind auf unserem Gange zu rührigen Fischern gekommen! Fischerei ist ein Gewerbe, das ein solch großes Gewässer nothwendig hervorrufen muß. Gewiß erzählen uns diese schlichten Männer gerne manch ein Stücklein von der Bodenseefischerei.

Die ersten und thätigsten Fischer — sagt einer derselben — waren seit den frühesten Zeiten die Bürger von Lindau. Sie übten den Zunftzwang über die Fischerei an dem oberen Theile des Sees. Sie schrieben allgemeine Fischertage aus und bestimmten, zu welcher Zeit und nach welcher Art die Fischerei ausgeübt werden solle. Allein diese Lindau'schen Vorrechte verschwanden nach und nach und giengen zum Nachtheil der Fischerei endlich ganz ein. Jetzt richten sich die Fischer in der ganzen Seegegend nach den Verträgen, welche sie mit ortsobrigkeitlicher Bekräftigung in ihren Seebezirken errichtet haben; allein auch diese werden nicht völlig erfüllt, und man kann überhaupt sagen, daß die Fischerei ziemlich frei ist. Uebrigens ist eine Steigerung der Fischbrut durch solche Wildfischerei eine Sache der Unmöglichkeit.

Die Fische werden mit verschiedenen Werkzeugen gefangen. Um die größten Fischarten zu bekommen, wird die Legangel in die Tiefe des Sees gesetzt. Zum Fang der Gangschiffe, Hechte, Forellen u. dgl. benützt man das Gangfischgarn oder den Wolf. Für Hechte, Brachsen ꝛc. braucht man auch das Laufergarn oder das Setznetz. Fahndet man aber nach großen Karpfen, Rheinlanken, auch

Hechten, so dient dazu das Strickgarn, auch das Klettergarn.

Bedeutender ist die Fischerei in der Nähe von Konstanz, im Untersee und im eigentlichen Bodensee, weil hier das Wasser durch den Westwind weniger beunruhigt wird. Einige dort gewonnene Fischarten, namentlich der Gangfisch, werden geräuchert oder marinirt bis Frankfurt und München verschickt. Die Romanshorner, welche durch die Dampfschiffahrt viel verloren haben, legen sich ebenfalls fleißig auf Fischfang; es sind meist arme Leute. Eine gute Lage für den Fischfang hat auch Langenargen. Friedrichshafen ist in dieser Beziehung nicht so günstig bedacht, obgleich zu Zeiten fünf Mann auf Einen Zug schon gegen 100 Ctr. Weißfische gefangen haben. Aber es soll schwer sein, die Fische aufzubewahren.

Im Ganzen genommen gibt es sehr schmackhafte Fische im Bodensee; besonders zeichnen sich aus die beiden Maränen, die Blaufellchen, die Grundforelle und die Seeforelle. Letztere heißt auch Lachsforelle, hat schwarze Augen, silberfarbene Augenringe, grünlichgrauen Rücken, silberweißen Bauch und schwarzgefleckte Seiten. Im Sommer ist ihr Fleisch röthlich, im Winter weiß; durch's Kochen wird es aber goldgelb. Die Lachsforelle wird zuweilen 30 bis 40 Pfund schwer, ist jedoch im Bodensee seltener, häufiger in den Schweizerseen. Für die Lachsforelle bietet aber der Bodensee reichlichen Ersatz in der Grundforelle, die von 5 bis zu 48 Pfund schwer wird, im April und Mai in den Rhein (Rheinlanke) und die Ill (Illanke) hinaufsteigt, ihren Laich dort absetzt, wo der Strom am schnellsten ist und einen kiesigen Grund hat, und dann im Herbst sich

wieder in den Bodensee zurückzieht. Ihr Fleisch steht mit dem Lachs in gleichem Preise. Die Maräne ist ein sehr wohlschmeckender, beliebter Fisch, der eine Länge von zwei Fuß und eine Schwere von sechs Pfunden erreicht. Sie laicht im Herbst, und man fängt sie um diese Zeit, wo sie am fettsten ist, und im Anfang des Winters unter dem Eise. Frisch schmeckt sie wie Forellen. Die kleine Maräne wird nur 6 bis 8 Zoll lang und 5 Loth schwer, hat aber ein noch zarteres Fleisch als ihre größere Verwandte. Beide werden auch Gangfische genannt. Der ausgezeichnetste Gangfisch ist aber das Blaufellchen; es wird ein bis anderthalb Fuß lang und ist erst im siebenten Jahre ausgewachsen. Im ersten Jahre heißt es „Heuerling," im zweiten „Stuben," im dritten „Gangfisch," im vierten „Rhenken," im fünften „Halbfellch," im sechsten „Dreier" und erst vom siebenten Jahr an „Blaufellchen." Sein Oberleib ist nämlich bläulich, sein Unterleib aber weiß. Was der Häring für die Völker des Nordens, das ist das Blaufellchen für die Umwohner des Bodensees. Frisch geröstet wird es von Vielen noch der Forelle vorgezogen. Es überwintert in den Tiefen des Sees und zeigt sich im Frühjahr, wenn — nach dem Ausdruck der Fischer — das Wasser es hebt, zuerst an den östlichen Buchten, wandert dann dem schwäbischen Ufer entlang hinunter gen Ueberlingen und Konstanz, um im Herbst an den schweizerischen Gestaden zu laichen und endlich in sein ständiges Winterquartier zurückzukehren.

Auch die „Trüsche" (Quappe, Treische) hat ein außerordentlich zartes und wohlschmeckendes Fleisch; ihre Leber wird für das wohlschmeckendste Gericht aus der ganzen

Fischwelt gehalten. Die Trüsche ist durch kleine Bartfaden am Kinn ausgezeichnet. Sie wird selten über einen Fuß lang und über zwei bis drei Pfund schwer. Hauptsächlich wird sie bei Steckborn gefangen. Hechte stellen ihr eifrig nach.

Von anderen Fischen, die gern gefangen werden, sind der Hecht und der Karpfen zu nennen. Die Hechte erreichen meist eine respektable Größe und Schwere. Man verschickt sie weithin. Auch den Wels (Weller), der bis 8 Ellen lang und 3 Centner schwer wird, findet man an einigen Orten im See.

Was läßt sich aber wohl dazu sagen, wenn man erzählen hört, daß 1692 in der Nähe von Konstanz, in dem kleinen Ort Gottlieben, bei einem starken Winde und einer fast unmerklichen Erderschütterung binnen drei Stunden das Ufer und vier Häuser deßhalb in den Untersee versunken seien, weil der Grund von den Karpfen und Forellen nach und nach unterfressen worden sei? Hören wir statt einer Antwort lieber den poetischen Erguß unseres Dichters G. Schwab, der uns diese Geschichte berichtet in dem Gedicht.

Des Fischers Haus.

Sein Haus hat der Fischer gebaut,
Es stehet dicht an den Wellen;
In der blauen Fluth sich's beschaut,
Als sprach' es: wer kann mich fällen?

Und am Ufer der Fischer steht,
Es spielt sein Netz in den Wellen;
Umsonst ihr euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, ihr zarten Forellen!

Sein frevelnder Arm euch zieht
Im engen Garn ans Gestade;
Kein armes Fischlein entflieht,
Das kleinste nicht findet Gnade.

„Ich bin der Herrscher im See,
Ein König im Reiche der Wogen!"
So spricht er und schnellt in die Höh'
Den schweren Angel im Bogen.

Und euer Leben ist aus;
Der Fischer mit frohem Behagen,
Er tritt in sein stattliches Haus,
An den harten Stein euch zu schlagen.

Er legt sich auf reichen Pfühl,
Von Gold und Beute zu träumen; —
O Nacht, so sicher und kühl,
Wo Hamen und Angel säumen!

Da regt sich das Leben im Grund,
Da wimmelt's von Karpf und Forelle,
Da nagt's mit geschäftigem Mund
Und schlüpft unter's Ufer im Quelle.

Und frühe beim Morgenroth,
Der Fischer kommt mit den Flechten;
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache schafft in den Nächten.

Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen,
Bis daß die schweigende Fluth
Ist unter das Haus gedrungen;

Bis daß in sinkender Nacht,
Wo der Fischer träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige kracht,
Versinkt in der Wogen Gewühle.

Ausgießet sich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen,
Es schlingt den Mörder hinein;
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder;
Es spielen im freien Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder.

5.

Wie die Fischerei, so mußte der See auch die Schifffahrt hervorrufen. Wie belebt das „deutsche Meer" mit Schiffen aller Art ist, haben wir längst schon beachtet. Und zwar spielen die Dampfschiffe eine Hauptrolle in der gegenwärtigen Zeit. So war es aber nicht von jeher; vielmehr haben die Segelschiffe vor noch nicht dreißig Jahren den Gesammtverkehr zwischen der Schweiz und Deutschland vermittelt. Heute ist es ganz anders. Wie die Schnelligkeit der Beförderung auf dem Festlande durch die Eisenbahnnetze eine ans Unglaubliche reichende geworden ist, so mußte auch die Fahrt zu Wasser bezüglich der Schnelligkeit sich hundertfach steigern. So kam es, daß die Fahrzeuge der guten alten Zeit von den rauchenden Ungeheuern der Neuzeit fast vollständig verdrängt wurden.

Sehen wir uns aber — ob sie auch selten sind — einmal ein solches Fahrzeug, das des Dampfes furchtbare

Kraft verschmäht, etwas genauer an. Dort fährt gerade ein solches Segelschiff herbei und wir kommen eben recht, um unsere Neugier zu befriedigen.

Es ist ein Marktschiff, das uns entgegen rudert. Es gehört — so sagt uns unser Nachbar, der auf seine Ankunft wartet — zu den größten Schiffen seiner Art. Seine Länge mag etwas mehr als 100 Fuß, seine Breite auf dem Boden über 15 Fuß betragen. Die Höhe seines stolzen Segelbaums wird 80 Fuß übersteigen. Sein ausgespanntes Segel ist 32 Fuß lang, die obere Breite desselben beträgt 24, die untere 19 Fuß. Und wie es sich bläht! Schon treibt der günstige Wind den schwimmenden Koloß an den Landungsplatz. Es können ihm 2000 Zollzentner aufgebürdet werden. Vergnüglich trägt es das anvertraute Gut an den Ort seiner Bestimmung. Boden und Wände bestehen aus starkem Eichenholz. Einen Kompaß für Nacht und Nebel und einen Anker kann ein solches Schiff nicht entbehren. Dagegen fehlen ihm Verdeck und Kiel. Das Steuer ist nicht hinten in der Mitte, sondern an der linken Seite, allerdings ziemlich gegen hinten. Der Steuermann wird durch die Worte „fuse" (von Dir, links gefaßt) und „ase" (gegen Dich, rechts gefaßt) befehligt. Die Segelstange nennen sie „Ruthe," die daran zu beiden Seiten befestigten Seile aber „Glocken" und die untern Eckstricke „Füße." Das Aufziehen der Segel mit der Trille heißt „treiben," das Herablassen „hängen." An den Segeln erkennt man schon von weitem die Heimath eines Schiffes. So hatte z. B. Romanshorn drei, Rheineck zwei breite, senkrechte blaue Streifen. Da keins dieser alten Schiffe mit einem Verdeck versehen ist, so werden die geladenen Waaren

mit Brettern gut bedeckt. Hinten ist der „Starbank,“ mehr ein großer Kasten als Kajüte, worein sich die nicht beschäftigte Mannschaft zur Regenzeit flüchtet. Damit diese Schiffe bei jedem Wasserstand landen können, sind sie meist flach und haben keinen tiefen Flotgang.

Derartige Schiffe wurden am besten und gewöhnlich gebaut zu Hard in Vorarlberg, auf der Reichenau und in Bodmann am Ueberlinger See.

Von Transportschiffen — so erzählt uns unser Nachbar weiter — leben die Lädinen und Halblädinen, Segner und Halbsegner streng genommen nur noch in den Beschreibungen des Bodensees und in den Erzählungen der Alten.

Die Lädinen waren die größten Schiffe, wurden in Lindau und Bregenz geladen und giengen immerhin 4 bis 5 Fuß im Wasser. Mit ihnen fuhr man den See hinunter nach Konstanz, Stein am Rhein und Schaffhausen. Wegen ihres tiefen Ganges konnte man mit ihnen nicht überall landen. Zur Führung einer Lädi bedurfte der Meister noch immer 6 bis 7 Schiffsknechte.

Die Halblädinen waren Schiffe zweiter Größe; später waren es die Segner. Ein Segner mußte Raum zu 100 Fässern Salz oder zu 200 Maltern Korn gewähren. Eine solche Ladung hieß das Gefährt und der Schiffer Gefährtler. Zur Leitung eines Segners brauchte man 4 bis 5 Personen.

Eine Lädi kostete in den letzten Jahren wohl 6000 fl. obgleich sie sehr einfach gebaut war. — Die Namen dieser Schiffe sind — wie schon berührt — ziemlich verschwunden.

In neuerer Zeit nennt man sie einzig nach Klassen. Nur in Lindau besteht noch eine größere Schiffergesellschaft.

Daß die Schiffahrt mit den Segelschiffen sehr mühsam ist, erhellt daraus, daß der Wind auf dem See häufig umschlägt, oder daß völlige Windstille eintritt, wenn man auch mit Anbruch des besten Windes die Abfahrt beginnt. Deßhalb sind Ortschaften, wie Langenargen, Romanshorn, welche auf „Hornen," Landzungen, liegen, für die Segelfahrt sehr gut gelegen, weil man von da mit einem Windstoße an das entgegengesetzte Ufer gelangen kann. Reicht der Wind nicht, so steigt die Mannschaft, meist sechs rüstige Männer, in ein Boot und treibt rudernd das Lastschiff vorwärts. Es ist dann weit leichter, niederbordige Schiffe zu treiben; deßhalb sind alle ältere Schiffe niederbordig gebaut, während die in neuerer Zeit hochbordig gebauten Schiffe im Sturm weit mehr Sicherheit gewähren, auch zum Laviren — sie haben nur Einen Mast, aber Flügelsegel zwischen diesem und dem Bugspriet — sehr gut taugen und sich sehr gut eignen, um von Dampfschiffen an's Schlepp genommen zu werden.

„Unter der aufgelösten deutschen Reichsverfassung — sagt Dr. Reuchlin — war die Berechtigung, auf dem Bodensee Schiffahrt zu treiben, gewissen Städten und Dörfern durch besondere Vorzugsrechte verliehen und in denselben wieder an bestimmte Familien zu Lehen gegeben. Diese Familien bildeten an solchen Orten Schifferzünfte, welche eigene Schiffe und Schiffsgeräthschaften hatten und Gewinn und Verlust theilten. Manche Orte besaßen nur ein beschränktes Schiffahrtsrecht, nur auf bestimmte Gegenstände, wie auch jetzt noch manche kleine Orte nur ihre eigenen Produkte auf dem See ausführen dürfen; häufig ist Korn

davon ausgenommen, weil es ein Hauptgegenstand der Bodenseeschiffahrt ist."

„Die Zunftrechte und Bevorzugungen bestehen zum Theil noch, zum Theil sind sie abgekauft. Der Schiffer, welcher Waaren bringt, geht frei ein; aber wenn er an einem andern Orte landen wollte, mußte er für jeden Zentner einige Kreuzer bezahlen. Die bedeutendste Schifferzunft am See war lange Zeit die Lindauer mit ihren 48 Meistern; deren Söhne konnten den Vätern erst nach dreijähriger Lehrzeit folgen. Die bayerische Regierung hat der Schifferzunft ihres „Venedigs" das Recht, ein Abfahrtsgeld zu erheben, um 84000 fl. abgekauft und erhebt nur ein Hafengeld. — Die acht berechtigten Schiffer in Friedrichshafen wurden 1824 von der württembergischen Regierung ausgekauft, indem jedem, wie seinem Weibe eine jährliche Aversalsumme von 450 fl. — unter dem Namen „Ehrschatz" — zu Leibleben gegeben wurde. Die Dampfschiffahrtsgesellschaft trat in die Vorzugsrechte dieser Schifferzunft ein."

Wie gefahrvoll aber sehr häufig die Fahrt mit Segelschiffen sich gestaltet, geht schon daraus hervor, daß diese niederbordigen Schiffe auch bei minder starkem Winde zu leiden hatten; sodann gab es vor etlichen Jahrzehnten am See noch keine eigentlichen Häfen. Die „Städde," eine Mauer von starkem Pfahlwerk, gewährte Schutz gegen Sturm und Wellen. —

Häfen — keck und fest gegen alle Anläufe der empörten Gewässer gebaut — findet man nicht blos am schwäbischen, sondern auch an Schweizerufern. Sie sind die Sicher-

heits- und die Landungsplätze der Schiffe. Aber auch bezüglich der Fahrwerkzeuge ist es heute ganz anders geworden. Die Dampfschiffe haben die „Segler" fast vollständig vertrieben; die letzteren können wohl nicht mehr lange bestehen; der Dampfer befördert die verschiedenartigsten Waaren weit schneller und auch billiger von Ort zu Ort.

Wer hätte im Jahre 1825, als auf dem See das erste Dampfschiff sich stolz dahin wiegte, wohl geglaubt, daß sich diese neuen Fahrzeuge binnen dreier Jahrzehnte würden verzwanzigfacht haben? Und siehe, heute fahren nach allen Richtungen und zu allen Tageszeiten diese Schnellsegler zu bald zwei Dutzenden herum. Und während der günstigen Jahreszeit haben sie alle vollauf zu thun. Wie sich die Verhältnisse doch von Jahr zu Jahr ändern! Täglich kommen an und gehen ab wohl zehn bis zwölf solcher Dampfer im Hafen zu Friedrichshafen.

Hören wir aber doch auch Einzelnes aus der Geschichte jenes ersten Dampfschiffes! — Es wurde unter Anleitung des um die Dampfschiffahrt so verdienten amerikanischen Konsuls in Frankreich, Church, erbaut und trug den Namen seines königlichen Stifters — Wilhelm. Auf dem Verdeck war es 115, auf dem Kiel 100 württembergische Fuß lang und ohne Tambours $19^1/_2$ Fuß breit; seine Ladungskraft war 1000 bis 1100 Centner bei 20 Pferdekraft. Es kostete 11000 Franken. Im November 1824 machte dieser Dampfer, der „Wilhelm", bei Friedrichshafen seine erste Probefahrt. Eine große Menschenmenge war versammelt. Der gemeine Mann spielte den Ungläubigen. Die Schiffer selbst waren überzeugt, der Koloß werde nicht von der Stelle rücken. Und gerade deßhalb hatten sich Hunderte

zu Spott und Hohn über das Mißlingen des Versuchs eingefunden. Glaubten sie doch, der fliegende Schneider von Ulm sollte noch einmal aufgeführt werden! Lange mußten sie harren; aber es verdroß sie nicht Minute, nicht Stunde. Endlich ertönte das Zeichen zum ersten Gang. Die Räder arbeiteten kräftig. Mit Gewalt trieben sie das Schiff vorwärts. Staunen ergriff die meisten der Zuschauer. Wie aus Einem Munde erscholl der Ruf: „'sgoht, 'sgoht!" Und wo blieb der Spott? Mit verbissenem Grimme zogen die Schiffer nach Hause. Der Versuch war gelungen; die Probefahrt fiel über Erwarten gut aus. Und von jener Zeit an lief der „Wilhelm" bis zum Jahr 1847 seinen gewohnten Weg in gewohntem Geleise. Und noch viele andere Dampfer folgten ihm nach und belebten neben den Segelschiffen den See. Jedenfalls aber hat dieser erste Dampfer bis zu seiner Zurruhesetzung redlich sein tägliches Brod verdient und sehr schöne Zinsen, einige Zeit zehn und zwölf Prozente, abgeworfen.

Somit gebührt Württemberg und seinem Könige die Ehre, die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee ins Leben gerufen zu haben, wie auch Schwaben es war, das die erste Eisenbahn — sie wurde am 7. Juli 1850 eröffnet — an den See führte. Gegenwärtig aber durchkreuzen fünf Dampfschiffe der k. württembergischen Regierung den See; sie heißen: Wilhelm, Königin, Kronprinz, Olga und Friedrichshafen. Die württembergische Dampfschiffahrt auf dem Bodensee ist vollständiges Eigenthum des Staats.

Die Dampfschiffe selber sind sehr zweckmäßig, meist prachtvoll eingerichtet; sie stehen in keiner Beziehung den Dampfbooten der größeren Schweizerseen oder des Rheins nach.

Das dienende Personal ist freundlich und zuvorkommend. Die Billets zur Reise werden auf den Schiffen nach der Abfahrt eingelöst. An den Plätzen, wo die Dampfer nicht landen, sind Kahnführer vorhanden, welche — wenn die Witterung kein Hinderniß in den Weg legt — die Reisenden gegen Entschädigung aufnehmen und am rechten Platze wieder absetzen.

Für größere Gütertransporte sind noch gedeckte Schleppschiffe zur Verfügung; diese sind zugleich mit Segelwerk versehen, um günstigen Falls selbständig fahren zu können.

So fördert der See ein reges und thätiges Leben; so weckt er den Scharfsinn des Denkens; so wird er mehr und mehr ein unentbehrliches Glied in der Kette, die den Norden und Süden Deutschlands verbindet; so setzt er hundert und aber hundert Hände in rastlose Geschäftigkeit; so belebt er den Handel und den Verkehr!

6.

Endlich machen wir uns auf, die Stadt und das Schloß Friedrichshafen, diesen „Juwel in der württembergischen Krone", näher zu besehen. Haben wir auch im Vorübergehen seinen zierlichen Bahnhof mit seinen Gartenanlagen und seinen Zollhallen und einzelne Gasthöfe beschaut, so lohnt sich jedenfalls doch noch ein Gang durch die ehemalige freie Reichsstadt.

Beide, Stadt und Schloß — wir haben's zur Genüge bemerkt — liegen hart am See, jeder Theil auf einem ausspringenden Bogen des Seegestades. Der Ort zählt etwa 1900 Einwohner und ist der Sitz der verschiedenartigsten Beamtungen. Eine neuerbaute Schiffswerfte und eine Ma-

schinenwerkstätte beschäftigen ziemlich viele Hände. Die neueste Zeit hat dem Städtchen einen außerordentlichen Aufschwung gegeben, und die seit mehr als zehn Jahren bestehende Eisenbahn ist der Haupthebel dieses Verkehrs. Ihr zur Seite stehen die stattlichen Dampfer, die wir vorhin nannten.

Die Lage des Städtchens ist eine sehr freundliche, in Bezug auf die Aussicht aber eine ausgezeichnete. Sehen wir ja den See rechts und links und geradaus in unabsehbarer Fläche sich ausdehnen. Das Schweizerufer mit seinen freundlichen Städten und Dörfern winkt herüber und hinter ihnen erhebt sich in prachtvollen, gigantischen Formen die entferntere Alpenkette mit ihren schneeigen Häuptern. Freunde der schönen Natur strömen darum in Schaaren herbei, das noch nie gesehene Feenland endlich zu sehen und es in seinen Reizen zu bewundern.

Zu den größeren Gebäuden gehören die katholische Pfarrkirche, 1750 vom Kloster Weingarten neu erbaut; das Kameralamtsgebäude, Statthalterei genannt, das städtische Kornhaus, das Schulgebäude und andere. Allein wir lassen die meisten derselben bei Seite und wandeln über den „Corso", durch die Neustadt — eine einfache Häuserreihe — hinunter zu dem Bau, der uns schon durch seine Thürme und seine Größe auffällt.

Und schon haben wir sie erreicht, die königliche Sommerresidenz, das Schloß Friedrichshafen, das frühere Kloster Hofen. Ein schöner, von einer majestätischen Linde beschatteter Eingang führt uns von der Nordwestseite in den mit Blumenbeeten und Springbrunnen gezierten Schloßraum. Rechts stehen die Wirthschafts- und

Dienstgebäude mit dem ehemaligen Pfarrhause, weiter links das Schloßgebäude und die an dasselbe sich anschließende Kirche. Vorwärts und zur Seite breiten sich Gartenanlagen aus, die rundum mit einer hohen Klostermauer umgeben sind und einen Flächenraum von etwas über 13 Morgen enthalten. Am südlichen Gartenende befindet sich ein kleines Belvedere, sechseckig geformt, mit herrlicher, großartiger Aussicht über den See; ganz in der Nähe landet der unterseeische Telegraphendrath, der Romanshorn mit Friedrichshafen, die Schweiz mit Schwaben verbindet. Diese Verbindung wurde am 3. April 1856 hergestellt. Ein Kupferdrath, eine Linie (englisch) dick, mit einer doppelten Guttapercha-Umhüllung umgeben, wodurch ein Tau von einem halben Zoll Dicke entstand, vermittelt das Ganze. Dieses Tau ist 42,000 württembergische Fuß lang und wiegt 150 Zentner.

Das Schloß ist hoch und geräumig und bildet mit der Kirche ein Viereck, in dessen Mitte sich ein Hof befindet. „Ein auf Bögen ruhender Gang mit einem Thürmchen verbindet das Schloß mit den Oekonomiegebäuden. Das Innere des Schlosses ist geschmackvoll und sinnig eingerichtet, ganz in Uebereinstimmung mit der schönen Natur, die man hier vor Augen hat. Die Zimmer des Königs sind reich mit Gemälden deutscher, italienischer und niederländischer Meister geziert. Im zweiten Stockwerk sind die Gemächer der königlichen Prinzessinnen. Wir treten in den Salon. Welch' herrliche Aussicht wir da von der offenen Säulengallerie aus genießen! Wir stehen hier eigentlich im Mittelpunkte der ganzen Seelänge, erschauen auf einer Seite die Thürme von Konstanz, auf der andern über Langenargen

hin, die lange Erdzunge, aus welcher der Rhein in den See tritt; und zwischen diesen beiden Endpunkten liegt der Obstgarten von St. Gallen und Thurgau mit unzähligen Ortschaften, Burgen, Höfen und Landhäusern, und im Hintergrunde steigt eine Kette grüner Hügel mit den kahlen Felswänden des Säntis auf. — In den geschmackvoll dekorirten Zimmern Ihrer Majestät, der Königin Pauline, welche diese Residenz an den Ufern des Bodensees besonders liebgewonnen hat, finden sich treffliche Bilder aller Art. Die übrige Einrichtung ist geschmackvoll und wohnlich, ohne alle Ueberladung. Einige Fenster sind mit schönen werthvollen, alten und modernen Glasgemälden geschmückt, die bei passender Beleuchtung ein buntfarbiges Licht entgegen strahlen. Ueberhaupt ist ein anmuthiger Zauber über den ganzen Landsitz ausgegossen.

Das Schloß war früher ein Kloster. An der Stelle der Gartenanlagen befand sich damals ein Weingarten. An Treppen, Nischen, Korridoren ꝛc. erkennt man noch hier und dort die frühere klösterliche Bestimmuug. Seine jetzige Gestalt ist ganz das Werk des Königs Wilhelm, geschaffen in den Jahren 1823 bis 1830. Seit mehr als drei Jahrzehnten nehmen der König und die königliche Familie gewöhnlich einige Monate hindurch hier ihren Sommeraufenthalt, und es ist der hochverehrten Königsfamilie dieser mit tausend Reizen geschmückte Wohnsitz lieb und theuer geworden.

Von den Gemächern des Schlosses gelangt man in die — zugleich evangelische — Kirche. Sie war ehemals die Klosterkirche und ist nun ein prächtiges, aus Rorschacher Sandsteinquadern aufgeführtes Gebäude. Ihre bei-

den hohen, mit Kuppeln versehenen Thürme sind weithin sichtbar. Ihr Inneres ist reich an Stukkaturarbeit und hat einen sehr schönen Hochaltar. Eine Inschrift über dem Portal sagt, daß Kirche und Kloster (Schloß) von 1695 bis 1701 von der Abtei Weingarten erbaut und eingeweiht worden ist. Evangelische Pfarrkirche ist sie seit 1812.

Hören wir nun, was Kroniken zunächst über die Stadt berichten!

Schon im Jahr 837 kommt unser Städtchen in Urkunden unter dem Namen Buachihorn, später als Puachiorn, Buochihorn vor. Mithin war Buchhorn — dies ist bekanntlich der ursprüngliche Name der Stadt — schon im neunten Jahrhundert ein nicht ganz unbedeutender Ort, an dem öffentliche Verhandlungen vorgenommen wurden. Es war eine Thing- oder Malstätte und Sitz der Grafen des Linzgaus, zwischen dem Höhgau und dem Argen- und Schussengau gelegen. Der Name des Städtchens rührt von seiner Lage her; denn „Horn" wird überall am Bodensee ein Vorsprung des Ufers, eine Landspitze genannt; deßhalb: Romanshorn, Arzenhorn, Triebelhorn &c. Im Jahr 927 erscheint ein Graf Ulrich als „Graf von Buchhorn". Dieser Ulrich eröffnet mit seiner treuen Gemahlin Wendilgard, einer Enkeltochter König Heinrichs I., die Geschichte Buchhorns und bildet gleichsam den Glanzpunkt in der Geschichte dieses Hauses. Der tapfere „Buchhorner" — so berichten ältere Schriftsteller — fiel 916 in die Hände der Hunnen, jenes Räuberstammes, der dazumal verheerend durch Bayern heranrückte. Alle Mitkämpfenden

glaubten ihn todt. Auch Wendilgard erhielt Kunde von dem Tode ihres theuren Gemahls und beweinte ihn, ja sie zog sich sogar in die Frauenklause bei St. Gallen zurück und empfieng aus der Hand des Bischofs Salomo den Schleier. So lebte sie still und fromm und spendete zum Seelenheil ihres todtgeglaubten Gemahls den Armen reichliche Almosen. Alljährlich kehrte sie einmal nach Buchhorn zurück, um dort in der Mitte ihrer Getreuen mit Gebet und Almosenaustheilung den Todestag ihres Gatten zu feiern. Zum viertenmal lag sie der gewohnten Trauerfeierlichkeit ob. Während sie nun ihre milden Gaben den Herbeigekommenen mit theilnahmsreichem Blicke darreichte, drängte sich ein zerlumpter Bettler durch die Menge und verlangte von ihr ein Kleid.

Aber —

Sie bebt vor dem stürmischen Bettler zurück;
Sie gibt ihm das Kleid — doch mit finsterem Blick.
Der drückt sie heißglühend an seine Brust
Und küßt sie voll Lieb' und voll seliger Lust.

Schmerzlich bewegt, daß ihr solche Schande widerfahren, sank Wendilgard auf ihren Stuhl und seufzte: „Nun weiß ich gewiß, daß mein Gemahl Ulrich nimmer am Leben ist, da ich solche Frechheit von einem Bettler erfahren muß." Die umstehenden Diener der verletzten Gräfin faßten den kühnen Eindringling und wollten ihm eben Faustschläge geben. Aber der warf seine wilden langen Haare zurück in den Nacken und rief: „O verschont mich doch; ich habe genug erdulbet; schaut her und erkennet Graf Ulrichen, euren Herrn!" Wie erstaunten die Diener der frommen Frau! Wie waren sie fröhlich, sein wohlbekanntes Antlitz wieder zu sehen! Noch hatte sich Wendilgard vor Freude und Schrecken zugleich

nicht erholen können. Ulrich aber trat ihr wieder näher, nahm ihre Hand und führte sie an eine ihr wohlbekannte Narbe. Da erwachte Wendilgard wie aus einem tiefen Schlaf und sprach: „Das ist mein Herr, der liebste aller Menschen! Bis (sei) mir willkommen, bis mir willkommen, mein Theuerster!“ Und voll innigster Rührung umfaßte sie den Gemahl. Ihrem Gesinde aber rief sie zu: „Leget eurem Herrn Kleider an und sputet euch zur Stunde, daß er ein Bad empfange!“ Nachdem dies Alles geschehen war, sprach der Graf: „Nun laßt uns zur Kirche gehen, um Gott zu danken.“ Während des Ganges bemerkte Ulrich an seiner theuren Gattin den Nonnenschleier. „Sprich, wer hat dir diesen umgelegt?“ fragte der Graf bekümmert. Und als er hörte, der Bischof von Konstanz habe solches gethan, da sie alle Hoffnung aufgegeben, daß ihr Gemahl je wiederkehren würde, sprach er seufzend: „Nun darf ich Dich von Stund an nicht mehr umarmen, wenn der Bischof nicht Erlaubniß dazu ertheilt.“

Bald war der Freudengottesdienst vollendet und das Festmahl vorüber. Aber das Beste zum Feste kam noch nach. Die Versammlung der Geistlichen zu Konstanz erklärte: „Aelter ist das Gelübde, das Wendilgard ihrem Gemahl gethan; darum werde sie dem Gatten zurückgegeben, der Schleier aber in den Schränken der Kirche aufbewahrt, damit Frau Wendilgard, wenn je ihr Gemahl vor ihr stürbe, denselben als Wittwe wieder anlege.“ — Nun kehrte das wieder vereinigte Paar nach Buchhorn zurück. Die schwergeprüfte Frau starb aber bei der Geburt ihres dritten Sohnes, Burkhard, der der Kirche geweiht und später Abt von St. Gallen wurde.

Die beiden älteren Söhne Ulrichs theilten sich nach des Vaters Tode in das Erbe. Ulrich erhielt Bregenz, Adelhard Buchhorn. Dieser pflanzte den Namen der Buchhorner Grafen fort. Die Gemahlin seines Enkels Otto I., Bertha, gründete das Kloster Hofen. Nach des kinderlosen Grafen Otto II. Tode nahmen die Welfen seine Güter in Besitz. Von ihnen kamen sie 1189 an die Hohenstaufen. Unter diesen bahnte sich Buchhorn den Weg zur Freiheit und aus den Wirren des Zwischenreichs gieng es als unabhängige Stadt hervor.

Die Kaiser Rudolf, Adolf und Albert bestätigten die Freiheiten dieser Stadt und fügten noch neue hinzu. Auch die freie Wahl eines Stadtammanns erlangte sie, wofür alljährlich an die Reichslandvogtei zu Altdorf zehn Pfund und zwei Schilling Pfennige bezahlt wurden. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde noch ein kleines Gebiet durch Ankauf der Ortschaften Baumgarten und Eriskirch erworben. So trat Buchhorn in die Reihe der freien Reichsstädte ein, obwohl es nur eine kleine Einwohnerzahl hatte. Seine erste Befestigung stammt wohl aus der Zeit der Ungarneinfälle. Während des dreißigjährigen Kriegs hatte es Schweres zu tragen.

Mit dem Jahr 1802 hörte Buchhorn auf, Reichsstadt zu sein; es kam unter bayerische Herrschaft, 1810 aber an Württemberg und bildet seither einen Theil des Oberamts Tettnang.

Von dem Kloster Hofen, dessen Geschichte wir auch noch hören sollten, sei nur bemerkt, daß es den Namen von den dabei gelegenen Höfen bekam, welche das Dörfchen Hofen bildeten, daß es dem h. Pantaleon geweiht wurde, und daß

Württemberg 1805 Besitz von ihm nahm. Als das Jahr 1810 das Städtchen Buchhorn mit seinem Hafen diesem Besitz zugefügt wurde, so ward endlich, was in den ältesten Zeiten zusammen gehört hatte, unter dem Namen „Stadt und Schloß Friedrichshafen" vereinigt. Um diese Verbindung auch äußerlich herzustellen, wurde dann der Bau der sogenannten Neustadt begonnen und der „vielbesuchte Corso" gegründet. Bald erfreute sich die Stadt einer herrlichen Blüthe. Und als die neueste Zeit vollends durch die Eisenbahn den schönen Platz mit dem Herzen Württembergs verband, da erreichte es einen Aufschwung sondergleichen, und das ehemalige „Krähwinkelchen des Bodensees" ist einer der bedeutendsten, besuchtesten und lebhaftesten Punkte am See geworden. Friedrichshafen hat eine schöne Gegenwart; ihm winkt eine ebenso schöne Zukunft. Und wie locken seine Seebäder nicht jeden Sommer die vornehme Welt herbei! So ist es Handelsplatz, Badeort und Vergnügungspunkt zugleich!

7.

Wir rüsten uns nunmehr zur Fahrt auf dem See. Nicht eine schaukelnde Gondel soll uns auf den Wassern hin- und herwiegen; nein, wir machen dem großen Gewaltigen einen weit längeren Besuch. Dort naht der Dampfer „Friedrichshafen"; er soll uns aufnehmen, und seiner Gewalt und seinem Schutze vertrauen wir uns an.

Schon ist er im Hafen eingelaufen. Das Zeichen zum Einsteigen ist gegeben. Wir folgen ihm und bleiben auf dem Verdecke. Der tiefblaue Himmel lächelt zur Fahrt. Günstiger Wind läßt schönstes Gelingen der Lustpartie hof-

fen! Zur Abfahrt läutet die Glocke. Nun geht's hinaus in den See! Ha —

„Wie sich im Hafen die Wasser spreiten
Tiefgehend unter der Schiffe Last!
Wie über die Fluthen jene schreiten,
Den Menschen dienstbar, ohne Rast!
Verknüpfen Städte mit leichtem Faden,
Sollten ja heilen allen Schaden,
Sollten tilgen den Haß und Zwist,
Wenn man alltäglich der Nachbar ist.“ *)

Glücklich sind wir dem Hafen entronnen! Sie schaffen drunten im Schiffsraume tüchtig. Auch der Steuermann wartet seines Amtes. Alles ist in Ordnung. Darum —

„Glückauf! Das Triebrad rührt die Tatzen,
Die Wogen schäumen, weichen und platzen.
Auf Wiedersehn, mein liebes Schwaben!
Willkomm' zu Schiffe, ihr Männer und Knaben!
Willkomm' ihr Mädchen und ihr Frauen,
Meerwunder mit mir anzuschauen!“

Und wir sehen der Wunder die Fülle! Der Dampfer selbst zwingt uns ein Staunen ab. Die Wasser rauschen und zanken mit den dampfbewegten Rädern. Diese aber sind nur um so geschäftiger, dem Gezänke zu entrinnen. Kleine Wellen spielen neckisch um das Schiff. Sonst ist der ganze See so ruhig, so stille, daß es schwer einzusehen ist, wie er manchmal in so furchtbaren Aufruhr gerathen kann. Und —

---

*) J. G. Fischer.

„Weit hinten, schüchtern und bescheiden,
Als wollten's nicht die andern leiden,
Seh' ich ein Segelschifflein kommen,
Hat auf die Achseln still genommen,
Was nicht die Stolzern mochten tragen,
Will sich auch kühn durch's Leben schlagen,
Ist aus dem Volk ein rührig Kind,
Und lebt von Gottes freiem Wind."

Und seine ausgespannten Segel verhelfen dem bescheidenen Schiffe zu schneller Fahrt. Es steuert uns kühn nach; ob es uns nicht noch einholt?

Nun fahren wir wohl auf der Mitte des Sees. Zur Rechten und Linken sind uns die freundlichen Ufer nicht allzuferne. Aber hinter uns und vor uns dehnt sich die Wasserfläche unbegrenzt aus.

Richten wir darum den Blick auf die Gestade. Zur Linken tauchen Dörfer und Weiler, Felder und Rebgärten auf. Malerisch stehen die Trümmer des Schlosses Montfort dort drüben! Scheint es doch, als sei das Schloß in den See hineingebaut gewesen! Und wie reizend breitet sich Langenargen aus! — Sind auch zur Rechten die Ufer etwas weiter entfernt; Dennoch schauen wir die fruchtbaren Gestade der Schweiz und deren Obstwälder. Arbon und Rorschach können sich unseren Augen nicht verbergen. Und jene Felsgebirge aus graueſter Vorzeit, die ersten Stufen zu den Riesen der Schweiz, sie wollen sich unserem Blick nicht entziehen. Wohin wir uns wenden — allwärts die mannigfachsten Zaubergebilde! Schon tritt die Inselstadt Lindau uns näher. Und immer so stille der See! Doch hat er —

— — „nicht immer so geschwiegen,
Wann verzagten die Steuerleute,
Des Sturmes und des Schreckens Beute,
Wann die Wellen sich bäumten und wühlten,
Schiffe und Mauern überspülten,
Alles Erbarmens gar vergaßen,
Und Menschenleiber hinunterfraßen.
Mich dünkt, dies Sanft- und Stillesein
Ist eitel Laune oder Schein;
Hast deine eigenen Gedanken,
Sieht man dich lächeln oder zanken,
Hast niemals dich um Gunst geplagt
Und nie den Menschen nachgefragt." —

Warum doch die Schiffsleute so ängstlich nach Südsüdost schauen? Ueber dem Rheinthal erhebt sich ein kleines weißes Wölkchen. Sonst ist der ganze Himmel lichtblau. Wird doch dies Wölkchen keine Gefahr bringen! Wir fahren getrost weiter. Die Sonne brennt heiß. Welch ein Gefühl uns auf einmal beschleicht! Woher die ungewohnte Ermattung?

Aber — „sein Sanft- und Stillesein ist eitel Laune oder Schein." Stark und stärker bewegt sich die Luft. Unruhe künden die rührigen Lenker des Dampfers. Die Wasser gestalten sich zu gewaltigen Wellen. Der böse Föhn fährt über die Wasser dahin. Der ganze See geräth in heftigen Aufruhr. Mannshohe Wellen hemmen die Fahrt. Der Dampfer schwankt und schwankt immer stärker. Die Männer stehen betroffen; die Weiber und Kinder flüchten sich unter's Verdeck. Schwarzgraue Wolken bedecken den Himmel. Blitze zucken durch die Luft. Furchtbare Donnerschläge folgen jählings den Feuerstrahlen. Alles, Alles wü-

thet in grausigem Aufruhr. Wassermassen stürzen herein auf das Schiff. Die Mannschaft „rennet, rettet, flüchtet." — Hu! wie wallet die brausende Gischt! Es öffnet der See seinen gähnenden Schlund, das kräftige Schiff zu verschlingen. Aber der Schiffskapitän tröstet die verzagten, die todesblassen Reisegefährten; auch dem furchtbarsten Sturm könne dies Fahrzeug Widerstand leisten.

Gott! Dort kämpft ein Segelschiff mit dem empörten Element! Zerfetzt sind seine Segel. Ach, schon beginnt das Schiff, das vom Sturm federleicht umhergeworfen wird, mit Wasser gefüllt zu werden. Kläglich erschallt der Hülferuf. Und in denselben mischt sich das Jammern und Heulen und Winseln der todesgepeinigten Weiber und Kinder unseres Bootes.

Wie der Sturm auch tobe: der Kapitän lenkt um, und mit sicherer Hand und kühnem Muthe fährt er dem untergangsnahen Segler zu. Ob die Hülfe nicht zu spät kommt? Jetzt ist der Dampfer in Eine Linie mit dem sturmgepeitschten Schiffe gekommen. „Es sinkt, es sinkt!" schrillt es durch den Sturm. Aber halt! Sie werfen ein Tau hinüber. Verzweiflung herrscht auf dem Segler. Dennoch erhaschen sie noch im entscheidenden Augenblick die rettende Hand. Mit unsäglicher Mühe — ob auch die Wellen noch höher sich bäumten und die Wasser noch wüthender tobten — wird das zerbrechliche Fahrzeug zum kühnen und stolzen Dampfer herangezogen der auch der größten Gefahr Trotz zu bieten vermag, und die Halbtodten werden an sicheren Bord gebracht. Jetzt erst hebt sich wieder leichter die Brust. Und die Matrosen jubeln vor Lust, daß ihnen die Rettung der beinah' Verlornen gelungen.

Schwächer und schwächer wird das Rollen des Donners. Der rasende Sturm hat sich selbst durch sein tolles Gebahren den Stachel genommen; ermattet, entkräftet, läßt er nur selten noch seine zornige Miene gewahr werden. Er hat jetzt genug die Menschen geängstet, gequält und zerknirscht. Auch hat er sein „Müthlein sich wacker gekühlt.“ Ruhiger wird der See. Die Wolken zertheilen sich. In neuer Herrlichkeit tritt die „Königin des Tages“ hervor. Die verhüllt gewesenen Ufer lassen sich wieder erkennen. Aber trauen darf man dem launischen Wasser doch nicht ganz; denn ehe man sich's versieht, spritzt eine „kecke Welle dem Guten über Wang' und Hut“ und läßt den letzten Grimm noch höhnend aus. Nach und nach wagen sich auch die Schüchternsten wieder auf das Verdeck und erzählen sich jetzt — dem nahen Tode entronnen — die überstandenen Leiden. Alle aber betrachten mit Rührung das Schifflein im Schlepptau und seine gerettete Mannschaft. Alle danken tiefinnig dem Retter aus dieser Gefahr! Alle preisen inbrünstig den Gott, der auch den Stürmen gebeut! Der Dampfer dagegen, der sich in größter Gefahr so glänzend bewährte, wiegt sich majestätisch als Sieger auf dem bezwungenen Feinde!

Die drückende Schwüle ist ebenfalls gemildert und ein sanftes Lüftchen glättet die noch immer erzürnten Wellen. Allmälig kehrt die vorige Ruhe zurück. Die ganze Natur scheint erfrischt und neu aufzuleben. Mit verdoppelter Schnelligkeit eilt unser Boot seinem Ziele zu. Lindau's Hafen ist nun erreicht. Wir landen hier, obgleich in kurzer Frist die Fahrt sich nach Bregenz fortsetzt. Dorthin möchten wir wohl auch kommen, wär' es auch nur, um auf dem Berge

des h. Gebhardt die zauberhafte Rundsicht zu genießen. Aber — mag dieser wahrhaft entzückende Genuß, der uns schon tausendmal mit den glühendsten Farben geschildert wurde, auch noch so sehr locken: wir lassen die östreichischen Ufer des Sees bei Seite und beschauen sie nur von der Ferne; dagegen kehren wir ein in Bayern und enteilen nun — dankend dem muthigen Schiffskapitän und unsern Begleitern — „dem Friedrichshafen", um nur um so bälder wieder in „das Friedrichshafen" zurückzukehren.

Lindau, das deutsche Venedig, ist eine bayerische Stadt. Wissen wir doch, daß sich ins deutsche Ufer des Sees vier Staaten theilen: Baden, Württemberg, Bayern und Oestreich. Das Schweizerufer wird von den Kantonen Thurgau und St. Gallen eingenommen. Am Hafeneingange Lindau's thront rechts in riesiger Majestät der bayerische Löwe; links erhebt sich der stattliche, neuerbaute Leuchtthurm, der schönste an den Ufern des Sees.

Wir besuchen den mächtigen, 1986 Fuß langen und 28 Fuß breiten Eisenbahndamm, der das Festland mit der Inselstadt verbindet. Ein zierliches Thor, das Seethor, begrenzt den Damm an seinem südlichen Ende. Von hier aus bemerken wir die 300 Schritte lange und 13 Schritte breite Holzbrücke, die mit Trottoirs und Ruhebänken für Fußgänger versehen ist. Sie war früher der einzige Eingang in die Stadt vom Lande her. Seit dem Bau des Eisenbahndamms ist es aber Fußgängern unter besonderen Vorsichtsmaßregeln gestattet, auch diesen Weg für den Verkehr mit der Stadt zu benützen.

Die Lage dieser Insel ist außerordentlich schön. Gerade ihr gegenüber öffnet sich das breite, große Thal, durch

welches der Rhein aus den rhätischen Alpen dem Bodensee zueilt. Die Felsenkette der Schweiz zieht sich auf der rechten Seite dieses Thals bis an den See herab, dehnt sich dicht an demselben in fruchtbaren Vorbergen aus und bildet dessen südliche Ufer, die erhaben, groß und fruchtbar sind. Die linke Seite des Thals wird von den nackten, rauhen Felsen Vorarlbergs begrenzt, die sich nach Osten fortsetzen und den See in hohen, steilen Ufern ummauern. Da die westlichen und nördlichen Ufer, unerachtet ihrer Krümmungen, im Ganzen doch eine gerade Richtung halten, so genießt das Auge den außerordentlichen Anblick eines Wasserspiegels, dessen Fläche ungefähr 40 Quadratstunden ausmachen wird. Wenn die Luft nicht sehr hell ist, so spielen in der weiten Ferne die Wellen in dem Horizont, und alsdann besonders begreift man, warum dieser See einst das „schwäbische Meer" genannt worden ist.

8.

Wir gehen zu Fuß nach Friedrichshafen zurück. Die Landthorbrücke Lindaus ist überschritten. Wir wenden uns links, überschreiten links den Eisenbahndamm und gehen gemächlich voran. Die geschmackvollen Sommersitze, von denen einer sich an den anderen reiht, die schönen Gartenanlagen um dieselben, der nahe See mit seinem murmelnden Spiel: dies Alles zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Schon haben wir aber das Bad Schachen erreicht, dessen schwache Schwefelquelle im Jahr 1674 entdeckt worden sein soll. Wenige Schritte weiter, und wir stehen vor den prachtvollen Landsitzen Lindenhof und Allwinden, der Familie Gruber gehörig. Sie sind die schönsten Villen der Umgegend.

Ein hübscher Fußweg führt uns längs des Ufers nach dem romantisch auf einer Halbinsel gelegenen Wasserburg. Schloß und Kirche, Pfarrwohnung und zwei kleine Wirthshäuser liegen hart am See. Die ganze Gegend ist überaus obst- und weinreich: ein Gelände, so fruchtbar, wie nicht leicht eines! Auf dem Kirchhofe dieses Orts wurde im Sommer 1856 der in Nonnenhorn verstorbene württembergische Hofkapellmeister von Lindpaintner beerdigt. — Nicht weit entfernt liegen, in Obstwäldern und Rebgärten versteckt, die Dörfer Mitten und Nonnenhorn, deren ländliche Stille und Geräuschlosigkeit äußerst einladend ist.

Und nun überschreiten wir bei dem freundlichen, anmuthigen Nonnenhorn die bayerische Grenze und treten, doppelt vergnügt, in unser theures Württemberg ein.

Fortwährend wandeln wir zwischen Weingärten, unter Obstbäumen und an zierlich bemalten und mit Spalierobst geschmückten Bauernhäuser vorüber und kommen endlich in den württembergischen Weiler Kreßbronn. Ein hübscher Vicinalweg zieht sich durch Wiesen, dann über den Nonnenbach nach dem Weiler Thunau, ebenfalls ganz mit Obstbäumen umgeben. Sein Name erinnert an die Gräfin Anna von Montfort, eine geborene Gräfin von Thun, die hier eine Kaplanei stiftete. In der Nähe liegen die Höfe Rente und Schnaidt. Bei Gohren vereinigen sich die von Kreßbronn und Nonnenbach nach Langenargen führenden Straßen und wir überschreiten auf einer solid gebauten bedeckten Holzbrücke den Fluß, „ein arg und ungetreu Wasser, nicht umsonst Argen genannt, denn sie thut oft an Land, Vieh, Holz und Wald großen Schaden.“ Das Deltagebiet, welches die Argen in der Nähe bildet, wird das Argen-

horn genannt; es ist mit Schutt und Geröllе bedeckt, auf welchem fast nur wildes Gestrüppe vorkommt. Der Fall der Argen beträgt auf sechs Stunden aufwärts etwa 300 par. Fuß. Die Mündungsstelle der Argen, sowie der Schussen bei Eriskirch ist für den Fischfang sehr ergibig; besonders häufig wird hier die Trüsche oder Treische (Quappe) gefangen. Schon lange sehen wir den Thurm des bekannten Marktfleckens und nun noch etliche Schritte — und wir haben Langenargen erreicht.

Es ist ein schönes Dorf, dieses Langenargen; unstreitig gehört dieser Punkt mit zu den schönsten am Bodensee. Er bildet einen stattlichen Marktflecken, der ungefähr 1200 meist katholische Einwohner zählt. Die letzten Jahre führten ihm zur Sommerzeit immer viele Badegäste zu. Namentlich fanden die schirmbedeckten Karren, die zu einer Art Badhäuschen eingerichtet waren, großen Beifall. Die Wohnhäuser stehen ganz nahe am Ufer des Sees. In eines derselben treten wir ein; es hängt daran zum Zeichen ein „prächtig Schiff" heraus. Freundliche Leute begrüßen unsere Ankunft. Wir haben das rechte Haus gefunden, wo wir bequem ausruhen können. Der gewandte Wirth liest uns die Wünsche schon aus den Augen; er führt uns hinaus auf seinen Balkon und läßt uns hier, umkost von linden Lüften, die kostbare Aussicht genießen, die nicht leicht ein andrer Punkt am See so ungehindert bietet. Ja, diese Rundschau wetteifert mit den schönsten am ganzen „Bodmann." Wir blicken in das scharf begrenzte Rheinthal hinein, und die ausgezeichneten Höhen in der Umgebung

von St. Gallen, Freudenberg, Vögelisèck und andere liegen vor uns.

Ein guter Seewein, Gewächs aus nächster Nähe, an den südlichen Abhängen der Berge von Oberdorf und der Gießenbrücke gewonnen, soll uns erfrischen und ein Gericht vielberühmter „Trüschen" wird uns vorgesetzt. Wahrhaftig, hier ist gut sein. Daß hieher Leute Hütten bauten, darf uns nicht wundern. Und solches Mahl an solcher Stelle: das sollte nicht zu Dank und Lob auffordern? —

Und nun zu den Ruinen des Schlosses Montfort! Sie stellen sich äußerst malerisch und ausgezeichnet günstig gelegen dem Blicke dar. Vordem lag das Schloß auf einer Insel, die aber durch den Schutt der Abbruchsarbeiten mit dem Festlande verbunden wurde. Ein Gärtner, der in einem zerfallenen Vorwerke seine Wohnung hat, pflegt einen auf den Trümmern der alten Befestigungen angelegten köstlichen Blumengarten, der gegen den Ernst der Ruinen wundersam absticht. Die kleine Gartenterrasse bildet einen der glänzendsten Aussichtspunkte am oberen See.

Mit Freuden vernimmt der Vaterlandsfreund, daß König Wilhelm diese Ruinen wieder zu einem modernen Schlosse umgestalten läßt.

Nicht weniger als durch seine Lage, ist das Schloß durch seine Geschichte merkwürdig. Seine Ruinen führen den Beschauer mit Einem Blicke von einem Zeitabschnitte in den andern hinüber. Während mitten in denselben selbst als Ruine die Schale des in späterer Zeit erbauten Schlosses sich erhebt, weist ein anderer Theil auf eine altdeutsche Burg des Mittelalters, ein dritter sogar auf römisches Alterthum zurück. Der reiche Graf Wilhelm von Montfort

erbaute 1332 bis 1345 eine Burg, welche lange für eine bedeutende Feste galt. Im Jahr 1647 bemächtigten sich die Schweden der Feste. Graf Anton von Montfort ließ dann im Jahr 1720 die Festungswerke abbrechen, das Schloß jedoch, „so von dem tobenden See ziemlich übel zugerichtet und ruinirt worden,“ neu herstellen. Sein Nachfolger, Graf Ernst, schuf nicht allein das Schloß, sondern ganz Langenargen zu einem reizenden Sitze um, legte dem Schlosse gegenüber einen prachtvollen Garten mit einer auserlesenen Orangerie an und erhob Langenargen zu einer der herrlichsten Residenzen, wo die glänzendsten Hoffeste gefeiert wurden.

Im Jahr 1783 kam die Burg „Argen“ (wie die kleine Insel hieß) mit Zugehör, d. h. mit der Reichsherrschaft Argen, an Oestreich, 1805 an Bayern und 1810 an Württemberg. Die k. bayerische Verwaltung verkaufte das unversehrte Schloß 1809 um die elende Summe von 2100 fl. an vier Ortsbürger auf den Abbruch, und damals erfolgte die schnödeste, unverantwortlichste Verwüstung des herrlichen Sitzes. Mit Entrüstung verdammt der Besucher diese Ruinen, die einzig dem ausdrücklichen Befehl König Friedrichs als romantische Zierde ihren Fortbestand verdanken, jenen schändlichen Vandalismus.

Wir setzen unsere Wanderung, Friedrichshafen zu, fort. Am See hin führt uns ein angenehmer Weg. Bald stehen wir auf der Schussenbrücke; das Gewässer eilt jählings dem See zu. Eriskirch mit seinem Obstwald nimmt uns auf. Nicht weit von uns, zur Rechten, liegt Mariabronn. Zur Linken aber plätschert der See. Endlich überschreiten wir die Aach, nachdem wir am Musterhof Seewald vorbei sind. Eine hübsche, schattige Allee sagt uns, daß Friedrichs-

hafen nahe sei. Wenige Schritte noch — und wir haben's erreicht.

Noch andere Abstecher, die wir von Friedrichshafen aus unternehmen könnten, würden nicht minder genußreich für uns werden. Wie verlockend winkt nicht das alte Konstanz in der Ferne! Wie dringend ladet nicht das jenseitige Ufer des Sees zum Besuche ein! Fast können wir solchem Mahnen und Drängen nicht Widerstand leisten. Und dennoch müssen wir diesmal entsagen! Nur Eine Wanderung möge nicht unausgeführt bleiben: wir gehen zum Schluß noch nach — Berg.

Der Weg ist sehr angenehm. Ein hübscher Fußweg durch Wiesen und Wald läßt uns bald nach Berg gelangen, das auf sonniger, rebenumpflanzter Höhe liegt. Seine helle, freundlich geschmückte Kirche ist weithin sichtbar. Und die prachtvolle Aussicht, welche man gerade bei der Kirche genießt, gibt diesem Dörfchen ein vollkommenes Recht zu seiner Beliebtheit. Eifert doch Berg mit dem Gebhardtsberg, mit dem Hoyernberg und Heiligenberg um das Primat in der Aussichtsberühmtheit! In Bezug auf Größe und Umfang möchte man Berg vor allen andern den Vorzug einräumen. Das Panorama erstreckt sich von den äußersten Ausläufern der Allgäueralpen über die Zugspitze und viele Alpen Tyrols und Vorarlbergs hinaus nach den Bergen Graubündtens, zieht sich dann zum Säntis mit all seinen Ausläufern, zu den sieben Kurfürsten, zu den Eisbergen von Glarus, dem Glärnisch, Döbi, dem Schneehorn, dem Titlis, endlich im Süden zu den Alpen des Berner Oberlandes, welche in ihrem ewigen Schneemantel oft noch leuchtend herüberschimmern,

wenn alle andern schon in Nacht und Nebel liegen, zum Finsteraarhorn, zu den Schreckhörnern, Wetterhörnern, zum Mönch, Eigner, zur Jungfrau und Blümlisalp. Im Vordergrunde breitet sich der ganze Bodensee majestätisch vor den Blicken aus. Eine Menge Weiler und Dörfer, Kapellen und Kirchen tauchen aus den Getreidefeldern und Rebhügeln hervor und schimmern uns von seinen Ufergeländen entgegen, während das Auge weithin über den Spiegel des Sees in das reiche, herrlich bebaute Fruchtgelände der Schweiz bis an seine äußersten Berg- und Hügelgrenzen im Osten und Westen schweift. Wenden wir aber die Blicke nördlich, so übersehen wir einen großen Theil des frucht- und obstreichen Oberschwabens mit einzelnen hervorragenden Punkten, z. B. die Waldburg, Bodnegg, das Schloß zu Tettnang ꝛc.; in nordwestlicher Richtung schließen die Höhenzüge des Gehrenbergs, des Höchsten ꝛc., welche die Verbindungen mit den Ausläufern des Schwarzwaldes und der schwäbischen Alp vermitteln, die Aussicht, während in südöstlicher Richtung, gegen Bregenz hin, der Marktflecken Langenargen mit seiner Ruine Montfort, wie auf einer Landzunge, und hinter derselben die Inselstadt Lindau erscheinen.

Nachdem wir die großartige Aussicht genossen haben, kehren wir, ohne den Gang in das schöne Theuringer Thal fortzusetzen, nach Friedrichshafen zurück.

Wohin wir auf unserem Gange das Auge wenden mögen, entdecken wir Liebliches, Anmuthiges. Aber immer wieder ist es die Wassermasse, die unsre Blicke auf sich zu ziehen und mit ihren Wundern zu fesseln weiß.

Unvermerkt kommen wir wieder zurück zu der K. Sommerresidenz. Beglückten Herzens scheiden wir jetzt von dem lieblichen Städtchen, dessen gewiß, daß es einen herrlichen „Juwel" in der Krone Württembergs bildet.

* *
*

Ob wir auch in schnellem Fluge durch die Lustgefilde eilten,
Auf der liebgewordnen Stätte kaum minutenlang verweilten;
Dennoch hat ihr wundersamer, süßer Zauber uns entzückt!
Dennoch hat das Auge trunken Gottes Wunder hehr erblickt!

Gottes Wunder nah und ferne, auf den Wassern, in den Stürmen,
Hier auf üppigem Gelände, dort, wo sich die Riesen thürmen!
Gottes Wunder, als die Blicke flogen auf zur Gletscherhöh',
Gottes Wunder, als sie tauchten in den klaren, blauen See.

Sollten wir nicht Dankeshymnen ihm, dem Weltenschöpfer, singen?
Nicht auf der Begeistrung Flügel auf zu seinem Thron uns schwingen?
„Herrlichkeiten hat der Schöpfer, da der Blick nur weinen kann.
O wer säh' mit trocknem Auge solche Wunderfülle an?"

Und Er hört der Andacht Stammeln, und Er schaut der Freude Zähren,
Und Er weiß das Auge wieder unaussprechlich zu verklären. —
Wonnen sind es, tausendfältig, seiner Liebe Gluth entflammt;
O drum wallen unsre Herzen jetzt so wonnig, liebentflammt.

Leb' drum wohl mit deinen Wundern, See, mit deinen Herrlichkeiten;
Wo wir weilen, wo wir wallen, wird dein Zauber uns begleiten!
Ob wir nimmermehr dich sehen, ob wir wieder zu dir zieh'n:
Nimmer wird dein liebes Bildniß aus der Seele uns entflieh'n.

Druck der Adolf Schiller'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Glökler, Johann P.

Land und Leute Württembergs

Bd.: 3

Stuttgart (1863)